LW

2236

Lehrbuch

der

deutschen Literatur

für

das weibliche Geschlecht,

besonders

für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Nösselt.

Dritter Theil.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1833.

Deutschlands Literaturleben

in

seinen Hauptrichtungen

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Leipzig,
im Verlage der Dyk'schen Buch- und Kunsth.

1833.

Geschichte

der

deutschen Literatur

für

das weibliche Geschlecht,

besonders

für höhere Töchterschulen.

Von

Friedrich Nösselt.

Zweiter Theil.

Von Göthe bis auf die neueste Zeit.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Breslau,

im Verlage bei Josef Max und Komp.

1833.

Deutschlands Wiedergeburt

oder

Entstehung und Befreiung

des

deutschen Reichs

von

Friedrich Murhard.

Kassel,
im Verlage bei Josef Mark und Komp.

1813.

Geschichte der deutschen Literatur seit Göthe und Schiller.

1. Literatur der Poesie.

Johann Wolfgang von Göthe,

geboren 1749 in Frankfurt am Mayn, trat als Student in Leipzig zuerst als Schriftsteller auf (die Laune des Verliebten und die Mitschuldigen), lernte in Straßburg, wo er seine Studien fortsetzte, Herder kennen, schrieb in Frankfurt den Götz von Berlichingen und in Wetzlar Werthers (Jerusalems) Leiden. In Weimar wurde er anfangs Legationsrath, dann Geheimerrath, Kammerpräsident, und zuletzt Minister. Von seinen Arbeiten nennen wir nur: die neue Bearbeitung des Reineke Fuchs, die Trauerspiele Clavigo und Egmont, die Schauspiele Iphigenia auf Tauris und Tasso, das dramatische Gedicht Faust, das idyllische Epos Herrmann und Dorothea, die Romane: Wilhelm Meisters Lehrjahre, Wilh. Meisters Wanderjahre, und die Wahlverwandschaften. Er starb, im 83sten Jahre, 1832 in Weimar.

Schlußscene aus dem Trauerspiele Egmont.

(Lamoral, Graf von Egmont, war, weil er sich der Freiheiten der Niederländer angenommen hatte, auf Befehl König Philipps 2 v. Spanien durch dessen Statthalter, den Herzog v. Alba, verhaftet worden. Er saß im Gefängnisse, und wurde zum Tode verurtheilt.)

Gefängniß. Egmont liegt schlafend auf dem Ruhebette. Es entsteht ein Gerassel mit Schlüsseln und die Thüre thut sich auf. Diener mit Fackeln treten herein; ihnen folgt Ferdinand, Alba's Sohn, und Silva, in Alba's Diensten, geleitet von Gewaffneten. Egmont fährt aus dem Schlaf auf.

Egmont. Wer seid ihr? die ihr mir unfreundlich den Schlaf von den Augen schüttelt. Was künden eure trotzigen, unsichern Blicke mir an? Warum diesen fürchterlichen Aufzug? Welchen Schreckenstraum kommt ihr der halberwachten Seele vorzulügen?

Silva. Uns schickt der Herzog, dir dein Urtheil anzukündigen.

Egmont. Bringst du den Henker auch mit, es zu vollziehen?

Silva. Vernimm es, so wirst du wissen, was deiner wartet.

Egmont. So ziemt es euch und eurem schändlichen Beginnen! In Nacht gebrütet und in Nacht vollführt. So mag diese freche That der Ungerechtigkeit sich verbergen! — Tritt kühn hervor, der du das Schwert verhüllt unter dem Mantel trägst. Hier ist mein Haupt, das freiste, das je die Tyrannei vom Rumpf gerissen.

Silva. Du irrst! Was gerechte Richter beschließen, werden sie vor'm Angesicht des Tages nicht verbergen.

Egmont. So übersteigt die Frechheit jeden Begriff und Gedanken.

Silva. (nimmt einem Dabeistehenden das Urtheil ab, entfaltet's und lies't:) Im Namen des Königs, und Kraft besonderer von seiner Majestät uns übertragenen Gewalt, alle seine Unterthanen, weß Standes sie seyen, zugleich die Ritter des goldnen Vliesses zu richten, erkennen wir —"

Egmont. Kann die der König übertragen?

Silva. „Erkennen wir, nach vorgängiger genauer, gesetzlicher Untersuchung, Dich Heinrich Grafen Egmont Prinzen von Gaure, des Hochverrathes schuldig, und sprechen das Urtheil: daß du mit der Frühe des einbrechenden Morgens aus dem Kerker auf den Markt geführt, und dort vor'm Angesicht des Volks zur Warnung aller Verräther mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht werden sollest."

Ferdinand, Herzog von Alba, Vorsitzer des Gerichts der Zwölfe."

Du weißt nun dein Schicksal; es bleibt dir wenige Zeit, dich drein zu ergeben, dein Haus zu bestellen und von den Deinigen Abschied zu nehmen. (Silva mit dem Gefolge geht ab. Es bleibt Ferdinand und zwei Fackeln.)

Egmont. (Hat eine Weile, in sich versenkt, stillgestanden, und Silva, ohne sich umzusehn, abgehen lassen. Er glaubt sich allein, und da er die Augen aufhebt, erblickt er Alba's Sohn.) Du stehst und bleibst? Willst du mein Erstaunen, mein Entsetzen noch durch deine Gegenwart vermehren? Willst du noch etwa die willkommne Botschaft deinem Vater bringen, daß ich unmännlich verzweifle? Geh! Sag' ihm, sag' ihm, daß er weder mich noch die Welt belügt. Ihm, dem Ruhmsüchtigen, wird man es erst hinter den Schultern leise lispeln, dann laut und lauter sagen, und wenn er einst von diesem Gipfel herabsteigt, werden tausend Stimmen es ihm entgegen rufen: Nicht das Wohl des Staats,

nicht die Würde des Königs, nicht die Ruhe der Provinzen haben ihn hierher gebracht. Um sein selbst willen hat er Krieg gerathen, daß der Krieger im Kriege gelte. Er hat diese ungeheure Verwirrung erregt, damit man seiner bedürfe. Und ich falle, ein Opfer seines niedrigen Hasses, seines kleinlichen Neides. Ja, ich weiß es, und ich darf es sagen, der Sterbende, der tödtlich Verwundete kann es sagen, mich hat der Eingebildete beneidet, mich wegzutilgen hat er lange gesonnen und gedacht.

Schon damals, als wir noch jünger mit Würfeln spielten, und die Haufen Goldes, einer nach dem andern, von seiner Seite zu mir herübereilten, da stand er grimmig, log Gelassenheit, und innerlich verzehrt' ihn die Aergerniß, mehr über mein Glück als über seinen Verlust. Noch erinnere ich mich des funkelnden Blicks, der verrätherischen Bläße, als wir an einem öffentlichen Feste vor vielen tausend Menschen um die Wette schossen. Er forderte mich auf, und beide Nationen standen; die Spanier, die Niederländer wetteten und wünschten. Ich überwand ihn; seine Kugel irrte, die meine traf; ein lauter Freudenschrei der Meinigen durchbrach die Luft. Nun trifft mich sein Geschoß. Sag' ihm, daß ich's weiß, daß ich ihn kenne, daß die Welt jede Siegeszeichen verachtet, die ein kleiner Geist erschleichend sich aufrichtet. Und du! wenn einem Sohne möglich ist, von der Sitte des Vaters zu weichen, übe beizeiten die Scham, indem du dich für den schämst, den du gern von ganzem Herzen verehren möchtest.

Ferdinand. Ich höre dich an, ohne dich zu unterbrechen! Deine Vorwürfe lasten wie Keulschläge auf einen Helm; ich fühle die Erschütterung, aber ich bin bewaffnet. Du triffst mich, du verwundest mich nicht; fühlbar ist mir allein der Schmerz, der mir den Busen zerreißt. Wehe mir! Wehe! Zu einem solchen Anblick bin ich aufgewachsen, zu einem solchen Schauspiele bin ich gesendet!

Egmont. Du brichst in Klagen aus? Was rührt, was bekümmert dich? Ist es eine späte Reue, daß du der schändlichen Verschwörung deinen Dienst geliehen? Du bist so jung, und hast ein glückliches Ansehn. Du warst so zutraulich, so freundlich gegen mich. So lang ich dich sah, war ich mit deinem Vater versöhnt. Und eben so verstellt, verstellter als er, lockst du mich in das Netz. Du bist der Abscheuliche! Wer Ihm traut, mag er es auf seine Gefahr thun: aber wer fürchtete Gefahr, dir zu vertrauen? Geh! geh! Raube mir nicht die wenigen Augenblicke! Geh, daß ich mich sammle, die Welt, und dich zuerst vergesse! —

Ferdinand. Was soll ich dir sagen? Ich stehe und sehe dich an, und sehe dich nicht, und fühle mich nicht. Soll ich mich entschuldigen? Soll ich dir versichern, daß ich erst spät, erst ganz zuletzt des Vaters Absichten erfuhr, daß ich als ein gezwungenes, ein lebloses Werkzeug

seines Willens handelte? Was fruchtet's, welche Meinung du von mir haben magst. Du bist verloren; und ich Unglücklicher stehe nur da, um dir's zu versichern, um dich zu bejammern.

Egmont. Welche sonderbare Stimme! welch ein unerwarteter Trost begegnet mir auf dem Wege zum Grabe? Du, Sohn meines ersten, meines fast einzigen Feindes, du bedauerst mich, du bist nicht unter meinen Mördern? Sage, rede! Für wen soll ich dich halten?

Ferdinand. Grausamer Vater! Ja, ich erkenne dich in diesem Befehle! Du kanntest mein Herz, meine Gesinnung, die du so oft als Erbtheil einer zärtlichen Mutter schaltest. Mich dir gleich zu bilden, fandest du mich hierher. Diesen Mann am Rande des gähnenden Grabes, in der Gewalt eines willkürlichen Todes zu sehen, zwingst du mich daß ich den tiefsten Schmerz empfinde, daß ich taub gegen alles Schicksal, daß ich unempfindlich werde, es geschehe mir, was wolle.

Egmont. Ich erstaune! Fasse dich! Stehe, rede, wie ein Mann.

Ferdinand. O, daß ich ein Weib wäre! daß man mir sagen könnte: was rührt dich? was ficht dich an? Sage mir ein größeres, ein ungeheureres Uebel, mache mich zum Zeugen einer schrecklicheren That; ich will dir danken, ich will sagen: es war nichts.

Egmont. Du verlorest dich. Wo bist du?

Ferdinand. Laß diese Leidenschaften rasen, laß mich losgebunden klagen! Ich will nicht standhaft scheinen, wenn alles in mir zusammenbricht. Dich soll ich hier sehn? — Dich? — es ist entsetzlich! Du verstehst mich nicht! Und sollst du mich verstehen? Egmont! Egmont!

(Ihm um den Hals fallend.)

Egmont. Löse mir das Geheimniß.

Ferdinand. Kein Geheimniß.

Egmont. Wie bewegt dich so tief das Schicksal eines fremden Mannes?

Ferdinand. Nicht fremd! Du bist mir nicht fremd. Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete. Wie oft hab' ich nach dir gehorcht, gefragt! Des Kindes Hoffnung ist der Jüngling, des Jünglings der Mann. So bist du vor mir her geschritten; immer vor, und ohne Neid sah ich dich vor, und schritt dir nach, und fort und fort. Nun hofft' ich endlich dich zu sehen, und sah dich, und mein Herz flog dir entgegen. Dich hatt' ich mir bestimmt, und wählte dich aufs neue, da ich dich sah. Nun hofft' ich erst mit dir zu sein, mit dir zu leben, dich zu fassen, dich — Das ist nun alles weggeschnitten, und ich sehe dich hier!

Egmont. Mein Freund, wenn es dir wohl thun kann, so nimm die Versicherung, daß im ersten Augenblicke mein Gemüth dir entgegen kam. Und höre mich. Laß uns ein ruhiges Wort unter einander

wechseln. Sage mir: ist es der strenge, ernste Wille deines Vaters, mich zu tödten?

Ferdinand. Er ist's.

Egmont. Dieses Urtheil wäre nicht ein leeres Schreckbild, mich zu ängstigen, durch Furcht und Drohung zu strafen, mich zu erniedrigen, und dann mit königlicher Gnade mich wieder aufzuheben?

Ferdinand. Nein, ach leider nein! Anfangs schmeichelte ich mir mit dieser ausweichenden Hoffnung, und schon da empfand ich Angst und Schmerz, dich in diesem Zustande zu sehen. Nun ist es wirklich, ist gewiß. Nein, ich regiere mich nicht. Wer giebt mir eine Hülfe, wer einen Rath, dem Unvermeidlichen zu entgehen?

Egmont. So höre mich. Wenn deine Seele so gewaltsam dringt, mich zu retten, wenn du die Uebermacht verabscheust, die mich gefesselt hält, so rette mich! Die Augenblicke sind kostbar. Du bist des Allgewaltigen Sohn, und selbst gewaltig. — Laß uns entfliehn! Ich kenne die Wege; die Mittel können dir nicht unbekannt sein. Nur diese Mauern, nur wenige Meilen entfernen mich von meinen Freunden. Löse die Bande, bringe mich zu ihnen und sei unser. Gewiß, der König dankt dir dereinst meine Rettung. Jetzt ist er überrascht, und vielleicht ist ihm alles unbekannt. Dein Vater wagt; und die Majestät muß das Geschehene billigen, wenn sie sich auch dafür entsetzet. Du denkst? O denke mir den Weg zur Freiheit aus! Sprich, und nähre die Hoffnung der lebendigen Seele.

Ferdinand. Schweig! o schweige! Du vermehrst mit jedem Worte meine Verzweiflung. Hier ist kein Ausweg, kein Rath, keine Flucht. — Das quält mich, das greift und faßt mir wie mit Klauen die Brust. Ich habe selbst das Netz zusammengezogen; ich kenne die strengen festen Knoten; ich weiß, wie jeder Kühnheit, jeder List die Wege verrennt sind; ich fühle mich mit dir und mit allen andern gefesselt. Würde ich klagen, hätte ich nicht alles versucht? Zu seinen Füßen habe ich gelegen, geredet und gebeten. Er schickte mich hierher, um alles was von Lebenslust und Freude mit mir lebt, in diesem Augenblicke zu zerstören.

Egmont. Und keine Rettung?

Ferdinand. Keine!

Egmont (mit dem Fuße stampfend). Keine Rettung! — — Süßes Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens! von dir soll ich scheiden! So gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels giebst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, verkürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne,

deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann mich entschlossen losreißen, und sagen: Fahre hin!

Ferdinand. Und ich soll daneben stehn, zusehn, dich nicht halten, nicht hindern können! O welche Stimme reichte zur Klage? Welches Herz flösse nicht aus seinen Banden vor diesem Jammer!

Egmont. Fasse dich!

Ferdinand. Du kannst dich fassen, du kannst entsagen, den schweren Schritt an der Hand der Nothwendigkeit heldenmäßig gehn. Was kann ich? Was soll ich? Du überwindest dich selbst und uns. Du überstehst; ich überlebe dich und mich selbst. Bei der Freude des Mahls hab' ich mein Licht, im Getümmel der Schlacht meine Fahne verloren. Schal, verworren, trüb' scheint mir die Zukunft.

Egmont. Junger Freund, den ich durch ein sonderbares Schicksal zugleich gewinne und verliere, der für mich die Todesschmerzen empfindet, für mich leidet, sieh mich in diesen Augenblicken an; du verlierst mich nicht. War dir mein Leben ein Spiegel, in welchem du dich gern betrachtetest, so sei es auch mein Tod. Die Menschen sind nicht nur zusammen, wenn sie beisammen sind; auch der Entfernte, der Abgeschiedene lebt uns. Ich lebe dir, und habe mir genug gelebt. Eines jeden Tages hab' ich mich gefreut; an jedem Tage mit rascher Wirkung meine Pflicht gethan, wie mein Gewissen mir sie zeigte. Nun endigt sich das Leben wie es sich früher, früher, schon auf dem Sande von Gravelingen hätte endigen können. Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt. So leb' auch du, mein Freund, gern und mit Lust, und scheue den Tod nicht.

Ferdinand. Du hättest dich für uns erhalten können, erhalten sollen. Du hast dich selber getödtet. Oft hört' ich, wenn kluge Männer über dich sprachen; feindselige, wohlwollende, sie stritten lang über deinen Werth; doch endlich vereinigten sie sich; keiner wagt' es zu läugnen, jeder gestand: ja, er wandelt einen gefährlichen Weg. Wie oft wünscht' ich, dich warnen zu können! Hatteſt du denn keine Freunde?

Egmont. Ich war gewarnt.

Ferdinand. Und wie ich punktweise alle die Beschuldigungen wieder in der Anklage fand, und deine Antworten. Gut genug, dich zu entschuldigen; nicht triftig genug, dich von der Schuld zu befreien.

Egmont. Dieß sei bei Seite gelegt. Es glaubt der Mensch, sein Leben zu leiten, sich selbst zu führen; und sein Innerstes wird unwiderstehlich nach seinem Schicksale gezogen. Laß uns darüber nicht sinnen; dieser Gedanken entschlag' ich mich leicht — schwerer der Sorge für dieses Land; doch auch dafür wird gesorgt sein. Kann mein Blut für viele fließen, meinem Volk Friede bringen, so fließt es willig. Leider wirds nicht so werden. Doch es ziemt dem Menschen, nicht mehr zu grübeln, wo er nicht mehr wirken soll. Kannst du die verderbende Ge-

walt deines Vaters aufhalten, lenken, so thu's. Wer wird das können? — Leb wohl!

Ferdinand. Ich kann nicht gehn.

Egmont. Laß meine Leute dir aufs Beste empfohlen sein! Ich habe gute Menschen zu Dienern; daß sie nicht zerstreut, nicht unglücklich werden! Wie steht es um Richard, meinen Schreiber?

Ferdinand. Er ist dir vorangegangen. Sie haben ihn als Mitschuldigen des Hochverraths enthauptet.

Egmont. Arme Seele! — Leb' wohl, ich kann nicht mehr. Was auch den Geist gewaltsam beschäftigt, fordert die Natur zuletzt doch unwiderstehlich ihre Rechte; und wie ein Kind, umwunden von der Schlange, des erquickenden Schlafs genießt, so legt der Müde sich noch einmal vor der Pforte des Todes nieder, und ruht tief aus, als ob er einen weiten Weg zu wandern hätte. — Leb' wohl!

Ferdinand. Ich gehe nicht.

Egmont (ihn nach der Thüre drängend), Leb wohl!

Ferdinand. O laß mich noch!

Egmont. Freund, keinen Abschied. (Er begleitet Ferdinanden bis an die Thür, und reißt sich dort von ihm los. Ferdinand, betäubt, entfernt sich eilend.)

Egmont (allein). Feindseliger Mann! Du glaubtest nicht, mir diese Wohlthat durch deinen Sohn zu erzeigen. Durch ihn bin ich der Sorgen los und der Schmerzen, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls. Sanft und dringend fordert die Natur ihren letzten Zoll. Es ist vorbei, es ist beschlossen! und was die letzte Nacht mich ungewiß auf meinem Lager wachend hielt, das schläfert nun mit unbezwinglicher Gewißheit meine Sinnen ein.

(Er setzt sich aufs Ruhebette: Musik.)

Süßer Schlaf! Du kommst, wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innrer Harmonien, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn, versinken wir und hören auf zu sein.

(Er entschläft; die Musik begleitet seinen Schlummer. Hinter seinem Lager scheint sich die Mauer zu eröffnen, eine glänzende Erscheinung zeigt sich. Die Freiheit in himmlischem Gewande, von einer Klarheit umflossen, ruht auf einer Wolke. Sie neigt sich gegen den schlafenden Helden. Sie drückt eine bedauernde Empfindung aus, sie scheint ihn zu beklagen. Bald faßt sie sich, und mit aufmunternder Gebehrde zeigte sie ihm das Bündel Pfeile, dann den Stab mit dem Hute. Sie heißt ihn froh sein, und indem sie ihm andeutet, daß sein Tod den Provinzen die Freiheit verschaffen werde, erkennt sie ihn als Sieger, und reicht ihm einen Lorbeerkranz. Wie sie sich mit dem Kranze dem Haupte nahet, macht Egmont eine Bewegung, wie einer, der sich im Schlafe regt, dergestalt, daß er mit dem Gesicht aufwärts gegen sie liegt. Sie hält

den Kranz über seinem Haupte schwebend; man hört ganz von weitem eine kriegerische Musik von Trommeln und Pfeifen; bei dem leisesten Laut derselben verschwindet die Erscheinung. Der Schall wird stärker. Egmont erwacht; das Gefängniß wird vom Morgen mäßig erhellt. Seine erste Bewegung ist, nach dem Haupte zu greifen; er steht auf und sieht sich um, indem er die Hand auf dem Haupte behält.)

Verschwunden ist der Kranz! Du schönes Bild, das Licht des Tages hat dich verscheuchet! Schreitet durch! Braves Volk! Die Siegesgöttin führt dich an! Und wie das Meer durch eure Dämme bricht, so brecht, so reißt den Wall der Tyranney zusammen, und schwemmt ersäufend sie von ihrem Grunde, den sie sich anmaßt, weg.

(Trommeln näher.)

Horch! Horch! Wie oft rief mich dieser Schall zum freien Schritt nach dem Felde des Streits und des Siegs! Wie munter traten die Gefährten auf der gefährlichen rühmlichen Bahn! Auch ich schreite einem ehrenvollen Tode aus diesem Kerker entgegen; ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre.

(Der Hintergrund wird mit einer Reihe spanischer Soldaten besetzt, welche Hellebarden tragen.)

Ja, führt sie nur zusammen! Schließt eure Reihen, ihr schreckt mich nicht. Ich bin gewohnt, vor Speeren gegen Speere zu stehen, und rings umgeben von dem drohenden Tod' das muthige Leben nur doppelt rasch zu fühlen.

(Trommeln.)

Dich schließt der Feind von allen Seiten ein! Es blinken Schwerter; Freunde, höh'ren Muth! Im Rücken habt ihr Aeltern, Weiber, Kinder!

(Auf die Wache zeigend.)

Und diese treibt ein hohes Wort des Herrschers, nicht ihr Gemüth. Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe.

(Trommeln. Wie er auf die Wache los- und auf die Hinterthüre zugeht, fällt der Vorhang; die Musik fällt ein, und schließt mit einer Siegessymphonie das Stück.)

Aus Herrmann und Dorothea.

Zweiter Gesang.

(Der Wirth zum goldenen Löwen und seine Frau hatten ihren Sohn Herrmann mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken ausgeschickt zur Unterstützung der unfern des Städtchens vorbeiziehenden französischen Auswanderer. Während beide über das Unglück der Flüchtlinge sprechen,

kommen der Prediger und der Nachbar Apotheker, die auch danach ausgegangen waren, zurück, und erzählen von dem großen Elend, das sie gesehen. Nachdem sie in das kühle Zimmer des Gasthofs eingetreten waren, um sich bei einem Glase Rheinwein gütlich zu thun, da — —)

— hörte man der stampfenden Pferde
Fernes Getöse sich nah'n, man hörte den rollenden Wagen,
Der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.

Als nun der wohlgebildete Sohn ins Zimmer hereintrat,
Schaute der Prediger ihm mit scharfen Blicken entgegen,
Und betrachtete seine Gestalt und sein ganzes Benehmen
Mit dem Auge des Forschers, der leicht die Mienen enträthselt,
Lächelte dann, und sprach zu ihm mit traulichen Worten:
„Kommt Ihr doch als ein veränderter Mensch! Ich habe noch niemals
Euch so munter gesehn und Eure Blicke so lebhaft.
Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen."
Ruhig erwiederte drauf der Sohn mit ernstlichen Worten:
„Ob ich löblich gehandelt? ich weiß es nicht; aber mein Herz hat
Mich geheißen zu thun, so wie ich genau nun erzähle.
Mutter, Ihr kramtet so lange, die alten Stücke zu suchen
Und zu wählen; nur spät war erst das Bündel zusammen,
Auch der Wein und das Bier ward langsam, sorglich gepacket.
Als ich nun endlich vor's Thor und auf die Straße hinaus kam,
Strömte zurück die Menge der Bürger mit Weibern und Kindern,
Mir entgegen; denn fern war schon der Zug der Vertrieb'nen.
Schneller hielt ich mich dran, und fuhr behende dem Dorf zu,
Wo sie, wie ich gehört, heut' übernachten und rasten.
Als ich nun meines Weges die neue Straße hinanfuhr,
Fiel mir ein Wagen in's Auge, von tüchtigen Bäumen gefüget,
Von zwei Ochsen gezogen, den größten und stärksten des Auslands;
Neben her aber ging, mit starken Schritten, ein Mädchen,
Lenkte mit langem Stabe die beiden gewaltigen Thiere,
Trieb sie an und hielt sie zurück; sie leitete klüglich.
Als mich das Mädchen erblickte, so trat sie den Pferden gelassen
Näher, und sagte zu mir: „nicht immer war es mit uns so
Jammervoll, als Ihr uns heut' auf diesen Wegen erblicktet.
Noch nicht bin ich gewohnt, von Fremden die Gabe zu heischen,
Die er oft ungern giebt, um los zu werden den Armen;
Aber mich dränget die Noth zu reden. Hier auf dem Strohe
Liegt die schwer erkrankte Frau des reichen Besitzers,
Die ich mit Stieren und Wagen noch kaum, die Schwache, gerettet.
Spät nur kommen wir nach, und kaum das Leben erhielt sie.
Nun liegt, neugeboren, das Kind ihr nackend im Arme,

Und mit Wenigem nur vermögen die Unsern zu helfen,
Wenn wir im nächsten Dorf, wo wir heute zu rasten gedenken,
Auch sie finden, wiewohl ich fürchte, sie sind schon vorüber.
Wär' Euch irgend von Leinwand nur 'was Entbehrliches, wenn Ihr
Hier aus der Nachbarschaft seid, so spendet's gütig den Armen."

Also sprach sie, und matt erhob sich vom Strohe die bleiche
Wöchnerin, schaute nach mir; ich aber sagte dagegen:
„Guten Menschen, fürwahr, spricht oft ein himmlischer Geist zu,
Daß sie fühlen die Noth, die den armen Bruder bevorsteht;
Denn so gab mir die Mutter, im Vorgefühle von Eurem
Jammer, ein Bündel, sogleich es der nackten Nothdurft zu reichen."
Und ich lös'te die Knoten der Schnur, und gab ihr den Schlafrock
Unsers Vaters dahin, und gab ihr Hemden und Leintuch.
Und sie dankte mit Freuden, und rief: „der Glückliche glaubt nicht,
Daß noch Wunder geschehn; denn nur in Elend erkennt man
Gottes Hand und Finger, der gute Menschen zum Guten
Leitet. Was er durch Euch an uns thut, thu' er Euch selber."
Und ich sah die Wöchnerin froh die verschiedene Leinwand,
Aber besonders den weichen Flanell des Schlafrocks befühlen,
„Eilen wir," sagte zu ihr die Jungfrau, „dem Dorf zu, in welchem
Unsre Gemeine schon rastet und diese Nacht durch sich aufhält;
Dort besorg' ich sogleich das Kinderzeug, Alles und Jedes."
Und sie grüßte mich noch, und sprach den herzlichsten Dank aus,
Trieb die Ochsen; da ging der Wagen. Ich aber verweilte,
Hielt die Pferde noch an; denn Zweispalt war mir im Herzen,
Ob ich mit eilenden Rossen das Dorf erreichte, die Speisen
Unter das übrige Volk zu spenden, oder sogleich hier
Alles dem Mädchen gäbe, damit sie es weislich vertheilte.
Und ich entschied mich gleich in meinem Herzen, und fuhr ihr
Sachte nach, und erreichte sie bald, und sagte behende:
„Gutes Mädchen, mir hat die Mutter nicht Leinwand alleine
Auf den Wagen gegeben, damit ich den Nackten bekleide,
Sondern sie fügte dazu noch Speis' und manches Getränke,
Und es ist mir genug davon im Kasten des Wagens.
Nun bin ich aber geneigt, auch diese Gaben in deine
Hand zu legen, und so erfüll' ich am besten den Auftrag;
Du vertheilst sie mit Sinn; ich müßte dem Zufall gehorchen."
Drauf versetzte das Mädchen: „mit aller Treue verwend' ich
Eure Gaben; der Dürftige soll sich derselben erfreuen."
Also sprach sie. Ich öffnete schnell die Kasten des Wagens,
Brachte die Schinken hervor, die schweren, brachte die Brote,
Flaschen Weins und Biers, und reicht' ihr Alles und Jedes.
Gerne hätt' ich noch mehr ihr gegeben; doch leer war der Kasten.

Alles packte sie drauf zu der Wöchnerin Füßen, und zog so
Weiter; ich eilte zurück mit meinen Pferden der Stadt zu."

Als nun Herrmann geendet, da nahm der gesprächige Nachbar
Gleich das Wort, und rief: „o glücklich, wer in den Tagen
Dieser Flucht und Verwirrung in seinem Hauf' nur allein lebt,
Wem nicht Frau und Kinder zur Seite bange sich schmiegen!
Glücklich fühl' ich mich jetzt; ich möcht' um Vieles nicht heute
Vater heißen und nicht für Frau und Kinder besorgt seyn.
Oefters dacht' ich mir auch schon die Flucht, und habe die besten
Sachen zusammengepackt, das alte Geld und die Ketten
Meiner seligen Mutter, wovon noch nichts verkauft ist.
Freilich bliebe noch vieles zurück, das so leicht nicht geschafft wird.
Selbst die Kräuter und Wurzeln, mit vielem Fleiße gesammelt,
Mißt' ich ungern, wenn auch der Werth der Waare nicht groß ist.
Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich getröstet von Hause.
Hab' ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leichsten."

„Nachbar," versetzte darauf der junge Herrmann mit Nachdruck:
„Keinesweges denk' ich wie Ihr, und tadle die Rede.
Ist wohl der ein würdiger Mann, der, im Glück und im Unglück,
Sich nur allein bedenkt, und Leiden und Freuden zu theilen
Nicht verstehet, und nicht dazu von Herzen bewegt wird?
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entschließen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibs, wenn ihm Unglück bevorsteht."

Lächelnd sagte darauf der Vater: „so hör' ich dich gerne!
Solch ein vernünftiges Wort hast du mir selten gesprochen."

Aber es fiel sogleich die gute Mutter behend ein:
„Sohn, führwahr! du hast Recht; wir Aeltern gaben das Beispiel.
Denn wir haben uns nicht an fröhlichen Tagen erwählet,
Und uns knüpfte vielmehr die traurigste Stunde zusammen.
Montag Morgens — ich weiß es genau; denn Tages vorher war
Jener schreckliche Brand, der unser Städtchen verzehrte —
Zwanzig Jahre sinds nun; es war ein Sonntag wie heute,
Heiß und trocken die Zeit, und wenig Wasser im Orte.
Alle Leute waren spatzierend in festlichen Kleidern,
Auf den Dörfern vertheilt und in den Schenken und Mühlen.
Und am Ende begann das Feuer. Der Brand lief
Eilig die Straßen hindurch, erzeugend sich selber den Zugwind."
Und es brannten die Scheunen der reichgesammelten Aerndte,
Und es brannten die Straßen bis zu dem Markt, und das Haus war
Meines Vaters hierneben verzehrt, und dieses zugleich mit.
Wenig flüchteten wir. Ich saß, die traurige Nacht durch,

Vor der Stadt auf dem Anger, die Kasten und Betten bewahrend;
Doch zuletzt befiel mich der Schlaf, und als nun des Morgens
Mich die Kühlung erweckte, die vor der Sonne herabfällt,
Sah ich den Rauch und die Gluth und die hohlen Mauern und Essen.
Da war beklemmt mein Herz; allein die Sonne ging wieder
Herrlicher auf als je, und flößte mir Muth in die Seele.
Da erhob ich mich eilend. Es trieb mich, die Stätte zu sehen,
Wo die Wohnung gestanden, und ob sich die Hühner gerettet,
Die ich besonders geliebt; denn kindisch war mein Gemüth noch.
Als ich nun über die Trümmer des Hauses und Hofes daher stieg,
Die noch rauchten, und so die Wohnung wüst und zerstört sah,
Kamst du zur andern Seite herauf, und durchsuchtest die Stätte.
Dir war ein Pferd in dem Stalle verschüttet; die glimmenden Balken
Lagen darüber und Schutt, und nichts zu sehn war vom Thiere.
Also standen wir gegen einander, bedenklich und traurig;
Denn die Wand war gefallen, die unsere Höfe geschieden.
Und du faßtest darauf mich bei der Hand an, und sagtest;
„Lieschen, wie kommst du hieher? geh' weg! du verbrennest die Sohlen;
Denn der Schutt ist heiß; er sengt mir die stärkeren Stiefeln."
Und du hobest mich auf, und trugst mich herüber, durch deinen
Hof weg. Da stand noch das Thor des Hauses mit seinem Gewölbe,
Wie es jetzt steht; es war allein von Allem geblieben.
Aber du sagtest darauf mit freundlich bedeutenden Worten:
„Siehe, das Haus liegt nieder. Bleib hier, und hilf mir es bauen,
Und ich helfe dagegen auch deinem Vater an seinem."
Doch ich verstand dich nicht, bis du zum Vater die Mutter
Schicktest, und schnell das Gelübd' der fröhlichen Ehe vollbracht war.
Noch erinnr' ich mich heute des halbverbrannten Gebälkes
Freudig, und sehe die Sonne noch immer so herrlich heraufgehn;
Denn mir gab der Tag den Gemahl; es haben die ersten
Zeiten der wilden Zerstörung den Sohn mir der Jugend gegeben.
Darum lob' ich dich Herrmann, daß du mit reinem Vertrauen
Auch ein Mädchen dir denkst in diesen traurigen Zeiten,
Und es wagtest zu frei'n im Krieg und über den Trümmern."

Da versetzte sogleich der Vater lebhaft und sagte:
„Die Gesinnung ist löblich, und wahr ist auch die Geschichte,
Mütterchen, die du erzählst; denn so ist Alles begegnet.
Aber besser ist besser. Nicht einen Jeden betrifft es
Anzufangen von vorn sein ganzes Leben und Wesen;
Nicht soll Jeder sich quälen, wie wir und Andere thaten.
O! wie glücklich ist der, dem Vater und Mutter das Haus schon
Wohlbestellt übergeben, und der mit Gedeihen es ausziert!
Aller Anfang ist schwer, am schwersten der Anfang der Wirthschaft.

Mancherlei Dinge bedarf der Mensch, und Alles wird täglich
Theurer; da seh' er sich vor, des Geldes mehr zu erwerben.
Und so hoff ich von dir, mein Herrmann, daß du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen,
Und es behaget sowohl, wenn mit dem gewünscheten Weibchen
Auch in Körben und Kasten die nützliche Gabe hereinkommt.
Nicht umsonst bereitet durch manche Jahre die Mutter
Viele Leinwand der Tochter, von feinem und starkem Gewebe;
Nicht umsonst verehren die Pathen ihr Silbergeräthe,
Und der Vater sondert im Pulte das seltene Goldstück;
Denn sie soll dereinst mit ihren Gütern und Gaben
Jenen Jüngling erfreuen, der sie vor allen erwählt hat.
Ja, ich weiß, wie behaglich ein Weibchen im Hause sich findet,
Das ihr eignes Geräth in Küch' und Zimmern erkennet,
Und das Bette sich selbst und den Tisch sich selber gedeckt hat.
Nur wohl ausgestattet möcht' ich im Hause die Braut sehn;
Denn die Arme wird doch nur zuletzt vom Manne verachtet,
Und er hält sie als Magd, die als Magd mit dem Bündel hereinkam.
Ungerecht bleiben die Männer, die Zeiten der Liebe vergehen.
Ja, mein Herrmann, du würdest mein Alter höchlich erfreuen,
Wenn du mir bald in's Haus ein Schwiegertöchterchen brächtest
Aus der Nachbarschaft her, aus jenem Hause, dem grünen.
Reich ist der Mann führwahr; sein Handel und seine Fabriken
Machen ihn täglich reicher; denn wo gewinnt nicht der Kaufmann?
Nur drei Töchter sind da; sie theilen allein das Vermögen.
Schon ist die ält'ste bestimmt, ich weiß es; aber die zweite
Wie die dritte sind noch, und vielleicht nicht lange, zu haben.
Wär' ich an deiner Statt, ich hätte bis jetzt nicht gezaudert,
Eins mir der Mädchen geholt, so wie ich das Mütterchen forttrug."
Da versetzte der Sohn bescheiden dem dringenden Vater:
„Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter
Unsers Nachbars zu wählen. Wir sind zusammen erzogen,
Spielten neben dem Brunnen am Markt in früheren Zeiten,
Und ich habe sie oft vor der Knaben Wildheit beschützet.
Doch das ist lange her; es bleiben die wachsenden Mädchen
Endlich billig zu Haus', und fliehn die wilderen Spiele.
Wohlgezogen sind sie gewiß! Ich ging auch zu Zeiten
Noch aus alter Bekanntschaft, so wie Ihr es wünschtet, hinüber;
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen.
Denn sie tadelten stets an mir; daß mußt' ich ertragen:
Gar zu lang war mein Rock, zu grob das Tuch, und die Farbe
Gar zu gemein, und die Haare nicht recht gestutzt und gekräuselt.

Endlich hatt' ich im Sinne, mich auch zu putzen, wie jene
Handelsbübchen, die stets am Sonntag drüben sich zeigen,
Und um die, halbseiden, im Sommer das Läppchen herumhängt.
Aber noch früh genug merkt' ich, sie hatten mich immer zum besten;
Und das war mir empfindlich, mein Stolz war beleidigt; doch mehr noch
Kränkte mich's tief, daß so sie den guten Willen verkannten,
Den ich gegen sie hegte, besonders Minchen, die jüngste.
Denn so war ich zuletzt an Ostern hinübergegangen,
Hatte den neuen Rock, der jetzt nur eben im Schrank hängt,
Angezogen, und war frisirt, wie die übrigen Bursche.
Als ich eintrat, kicherten sie; doch zog ich's auf mich nicht.
Minchen saß am Klavier; es war der Vater zugegen,
Hörte die Töchterchen singen, und war entzückt und in Laune.
Manches verstand ich nicht, was in den Liedern gesagt war;
Aber ich hörte viel von Pamina, viel von Tamino.
Und ich wollte doch auch nicht stumm seyn! Sobald sie geendet,
Fragt ich dem Texte nach, und nach den beiden Personen.
Alle schwiegen darauf und lächelten; aber der Vater
Sagte: „nicht wahr, mein Freund, Er kennt nur Adam und Eva?"
Niemand hielt sich alsdann, und laut auf lachten die Mädchen,
Laut auf lachten die Knaben; es hielt den Bauch sich der Alte.
Fallen ließ ich den Hut vor Verlegenheit, und das Gekicher
Dauerte fort und fort, so viel sie auch sangen und spielten.
Und ich eilte beschämt und verdrießlich wieder nach Hause,
Hängte den Rock in den Schrank, und zog die Haare herunter
Mit den Fingern, und schwur, nicht mehr zu betreten die Schwelle.
Und ich hatte wohl recht; denn eitel sind sie und lieblos,
Und ich höre, noch heiß' ich bei ihnen immer Tamino."

Da versetzte die Mutter: „du solltest, Herrmann, so lange
Mit den Kindern nicht zürnen; denn Kinder sind sie ja sämmtlich.
Minchen fürwahr ist gut, und war dir immer gewogen;
Neulich fragte sie noch nach dir. Die solltest du wählen!"

Da versetzte bedenklich der Sohn: „ich weiß nicht, es prägte
Jener Verdruß sich so tief bei mir ein; ich möchte fürwahr nicht
Sie am Klaviere mehr sehn, und ihre Liedchen vernehmen."

Doch der Vater fuhr auf, und sprach die zornigen Worte:
„Wenig Freud' erleb' ich an dir! Ich sagt' es doch immer,
Als du zu Pferden nur und Lust nur bezeigtest zum Acker.
Was ein Knecht schon verrichtet des wohlbegüterten Mannes,
Thust du; indessen muß der Vater des Sohnes entbehren,
Der ihm zur Ehre doch auch vor andern Bürgern sich zeigte.
Und so täuschte mich früh mit leerer Hoffnung die Mutter,
Wenn in der Schule das Lesen und Schreiben und Lernen dir niemals

Wie den andern gelang, und du immer der Unterste saßest.
Freilich! das kommt daher, wenn Ehrgefühl nicht im Busen
Eines Jünglings lebt, und wenn er nicht höher hinauf will.
Hätte mein Vater gesorgt für mich, so wie ich für dich that,
Mich zur Schule gesendet, und mir die Lehrer gehalten,
Ja, ich wäre was anders als Wirth zum goldenen Löwen."

Aber der Sohn stand auf und nahte sich schweigend der Thüre,
Langsam und ohne Geräusch; allein der Vater, entrüstet,
Rief ihm nach: „so gehe nur hin! ich kenne den Trotzkopf!
Geh' und führe fortan die Wirthschaft, daß ich nicht schelte;
Aber denke nur nicht, du wolleſt ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen ins Haus, als Schwiegertochter, die Trulle!
Lange hab' ich gelebt, und weiß mit Menschen zu handeln,
Weiß zu bewirthen die Herren und Frauen, daß sie zufrieden
Von mir weggehn; ich weiß dem Fremden gefällig zu schmeicheln.
Aber so soll mir denn auch ein Schwiegertöchterchen endlich
Wiederbegegnen, und so mir die Mühe versüßen;
Spielen soll sie mir auch das Klavier; es sollen die schönsten,
Besten Leute der Stadt sich mit Vergnügen versammeln,
Wie es Sonntags geschieht im Hause des Nachbars." Da drückte
Leise der Sohn auf die Klinke, und so verließ er die Stube. —

Und es versetzte sogleich die gute verständige Mutter:
Immer bist du doch, Vater, so ungerecht gegen den Sohn! und
So wird am wenigsten dir dein Wunsch des Guten erfüllet.
Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen.
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der Eine hat die, der Andere andere Gaben;
Jeder braucht sie, und Jeder doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Ich lasse mir meinen Herrmann nicht schelten;
Denn, ich weiß es, er ist der Güter, die er dereinst erbt,
Werth und ein trefflicher Wirth, ein Muster Bürgern und Bauern,
Und im Rathe gewiß, ich seh' es voraus, nicht der Letzte.
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmst du dem Armen
Allen Muth in der Brust, so wie du es heute gethan hast."

Und sie verließ die Stube sogleich, und eilte dem Sohn nach,
Daß sie ihn irgendwo fänd', und ihn mit gütigen Worten
Wieder erfreute; denn er, der treffliche Sohn, er verdient' es.

Das Blümlein Wunderschön.

Lied des gefangenen Grafen.

Graf.

Ich kenn' ein Blümlein wunderschön,
Und trage danach Verlangen;
Ich möcht' es gern zu suchen gehn,
Allein ich bin gefangen.
Die Schmerzen sind mir nicht gering;
Denn als ich in der Freiheit ging,
Da hatt' ich es in der Nähe.

Von diesem ringsum steilen Schloß
Laß ich die Augen schweifen,
Und kann's vom hohen Thurmgeschoß
Mit Blicken nicht ergreifen;
Und wer mir's vor die Augen brächt',
Es wäre Ritter oder Knecht,
Der sollte mein Trauter bleiben.

Rose.

Ich blühe schön, und höre dies
Hier unter deinem Gitter;
Du meinest mich, die Rose, gewiß,
Du edler, armer Ritter!
Du hast gar einen hohen Sinn.
Es herrscht die Blumenkönigin
Gewiß auch in deinem Herzen.

Graf.

Dein Purpur ist aller Ehren werth,
Im grünen Ueberkleide,
Darob das Mädchen dein begehrt,
Wie Gold und edel Geschmeide.
Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht;
Allein du bist das Blümchen nicht,
Das ich im Stillen verehre.

Lilie.

Das Röslein hat gar stolzen Brauch,
Und strebet immer nach oben;
Doch wird ein liebes Liebchen auch
Der Lilie Zierde loben.

Wems Herze schlägt in treuer Brust,
Und ist sich rein, wie ich, bewußt,
Der hält mich wohl am höchsten.

Graf.

Ich nenne mich zwar keusch und rein,
Und rein von bösen Fehlen;
Doch muß ich hier gefangen seyn,
Und muß mich einsam quälen.
Du bist mir zwar ein schönes Bild
Von mancher Jungfrau, rein und mild:
Doch weiß ich noch was liebers.

Nelke.

Das mag wohl ich, die Nelke, seyn,
Hier in des Wächters Garten.
Wie würde sonst der Alte mein
Mit so viel Sorge warten?
Im schönen Kreis der Blätter Drang,
Und Wohlgeruch das Leben lang,
Und alle tausend Farben.

Graf.

Die Nelke soll man nicht verschmähn;
Sie ist des Gärtners Wonne;
Bald muß sie in dem Lichte stehn;
Bald schützt er sie vor Sonne:
Doch was den Grafen glücklich macht?
Es ist nicht ausgesuchte Pracht:
Es ist ein stilles Blümchen.

Veilchen.

Ich steh' verborgen und gebückt,
Und mag nicht gerne sprechen;
Doch will ich, weil sichs eben schickt,
Mein tiefes Schweigen brechen.
Wenn ich es bin, du guter Mann,
Wie schmerzt mich's, daß ich hinauf nicht kann
Dir alle Gerüche senden.

Graf.

Das gute Veilchen schätz' ich sehr;
Es ist so gar bescheiden,

Und duftet so schön; doch brauch' ich mehr
In meinem herben Leiden.
Ich will es euch nur eingestehn:
Auf diesen dürren Felsenhöh'n
Ist's Liebchen nicht zu finden.

Doch wandelt unten an dem Bach
Das treuste Weib der Erde,
Und seufzet leise manches Ach!
Bis ich erlöset werde.
Wenn sie ein blaues Blümchen bricht,
Und immer sagt: Vergiß mein nicht!
So fühl' ich's in der Ferne.

Ja, in der Ferne fühlt sich die Macht,
Wenn zwei sich redlich lieben;
Drum bin ich in des Kerkers Nacht
Auch noch lebendig geblieben.
Und wenn auch fast das Herz mir bricht,
So ruf' ich nur: Vergiß mein nicht!
Da komm' ich wieder ins Leben.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?" —
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
„Den Erlkönig mit Kron' und Schweif?" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

„Du liebes Kind, komm, geh' mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch bunte Blumen sind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

„Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
„Was Erlkönig mir leise verspricht?" —
„Sey ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
„In dürren Blättern säuselt der Wind." —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

„Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
„Erlkönigs Töchter am düstern Ort?“ —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau,
„Es scheinen die alten Weiden so grau.“ —

„Ich lieb' dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
„Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
„Erlkönig hat mir ein Leids gethan!“ —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
„Was auf der Brücke schallen?
„Laß den Gesang vor unserm Ohr
„Im Saale wiederhallen!“
Der König sprach's; der Page lief;
Der Page kam; der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!“ —

„Gegrüßet seyd mir, edle Herrn!
„Gegrüßt Ihr, schönen Damen!
„Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
„Wer kennet ihre Namen?
„Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
„Schließt, Augen, euch; hier ist nicht Zeit,
„Sich staunend zu ergötzen.“

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine goldne Kette holen.

„Die goldne Kette gieb mir nicht;
„Die Kette gieb den Rittern,
„Vor deren kühnem Angesicht
„Der Feinde Lanzen splittern;
„Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
„Und laß ihn noch die goldne Last
„Zu andern Lasten tragen.“

„Ich singe, wie der Vogel singt,
„Der in den Zweigen wohnet;
„Das Lied, das aus der Kehle dringt,
„Ist Lohn, der reichlich lohnet.
„Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
„Laß mir den besten Becher Weins
„In purem Golde reichen.“

Er setzt ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
„O! wohl dem hochbeglückten Haus,
„Wo das ist kleine Gabe!
„Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich,
„Und danket Gott so warm, als ich
„Für diesen Trunk Euch danke.“

Hölty,

geb. 1748 in Marienfee im Hannöverschen, starb 1776 in Hannover, noch ohne Amt.

Der arme Wilhelm. (S. Th. 1, S. 15.)

Wilhelms Braut war gestorben. Der arme verlassene Wilhelm
Wünschte den Tod, und besuchte nicht mehr den geflügelten Reigen,
Nicht das Ostergelag und das Fest der bemaleten Eier,
Nicht den gaukelnden Tanz um die Osterflamme des Hügels.
Einsam war er, und still wie das Grab, und glaubte mit jedem
Tritt in die Erde zu sinken. Die Knaben und Mädchen des Dorfes
Brachen Mai'n, und schmückten das Haus und die ländliche Diele,
Und begrüßten den heiligen Abend vor Pfingsten mit Liedern.
Wilhelm floh das Gewühl der beglückten fröhlichen Leute,
Wandelt' über den Gottesacker, und ging in die Kirche,
Nahm den Kranz der geliebten Braut von der Wand, und kniete
An dem Altar, und barg das Gesicht in die Blumen des Kranzes,
Flehte weinend zu Gott: „O entnimm mich der Erde, mein Vater!
„Ruf' mich zu meiner Entschlummerten! Doch dein Wille geschehe!“

Lispelnd bebte das Gold und die Flitterblumen des Kranzes,
Lieblich rauschten die flatternden Bänder, wie Blätter im Walde,
Und ein fliegender Lichtglanz flog durch die Fenster der Kirche.
Ruhiger wandelte Wilhelm nach Haus. Bald hörten die Schwestern
Drauf die Todtenuhr in der Kammer pickern, und sahen
Auf der Diele den Sarg, und den Pfarrer im Mantel daneben;
Und das Leichhuhn schlug an die Kammerfenster, und heulte.
Wenige Wochen, da starb der verlassene traurige Wilhelm,
Und sein grünendes Grab ragt hart am Grabe des Mädchens.

Elegie bei dem Grabe meines Vaters.

Selig alle, die im Herrn entschliefen!
Selig, Vater, selig bist auch du.
Engel brachten dir den Kranz, und riefen;
Und du gingst in Gottes Ruh;

Wandelst über Millionen Sternen,
Siehst die Handvoll Staub, die Erde, nicht;
Schwebst im Wink durch tausend Sonnenfernen,
Schauest Gottes Angesicht;

Siehst das Buch der Welten aufgeschlagen;
Trinkest durstig aus dem Lebensquell;
Nächte, voll von Labyrinthen, tagen,
Und dein Blick wird himmelhell.

Doch in deiner Ueberwinderkrone
Senkst du noch den Vaterblick auf mich;
Betest für mich an Jehova's Throne,
Und Jehova höret dich.

Schwebe, wann der Tropfen Zeit verrinnet,
Den mir Gott aus seiner Urne gab,
Schwebe, wann mein Todeskampf beginnet,
Auf mein Sterbebett' herab,

Daß mir deine Palme Kühlung wehe,
Kühlung, wie von Lebensbäumen träuft;
Daß ich sonder Graun die Thäler sehe,
Wo die Auferstehung reift;

Daß mit dir ich durch die Himmel schwebe,
Wonnestralend und beglückt, wie du;
Und mit dir auf Einem Sterne lebe,
Und in Gottes Schooße ruh'.

Grün' indessen, Strauch der Rosenblume,
Deinen Purpur auf sein Grab zu streun.
Schlummre, wie im stillen Heiligthume,
Hingesäetes Gebein.

Johann Martin Miller,

geb. in Ulm 1750, gest. 1814 als Kirchenrath in Ulm, Verfasser des Siegwart.

Klagelied eines Bauern.

Das ganze Dorf versammelt sich,
Und eilt zum Kirmesreihen;
Es freut sich alles; aber mich
Kann fürder nichts erfreuen.

Denn ach! mein Hannchen fehlet mir;
Nie kann ich sie vergessen;
Ich weiß zu gut, was ich in ihr
Für einen Schatz besessen.

Unschuldig war sie, wie ein Lamm,
That keinem was zu Leide,
Und lebte still und tugendsam
Zu aller Menschen Freude.

Sie hatte Wangen, voll und rund,
Und glätter noch, als Pfirschen,
Ein blaues Aug' und einen Mund,
Der röther war, als Kirschen.

Man konnte, sah sie einen an,
Die Blicke kaum ertragen,
Und wenn sie lachte, mußte man
Die Augen niederschlagen.

Wie bin ich neulich noch mit ihr
Am Maienfest gesprungen!
Bis an den Abend tanzten wir,
Und schäckerten, und sungen:

Da nahm sie meinen Hut, und wand,
Als ich den Kehraus machte,
Um ihn ein pappelgrünes Band,
Und gab ihn mir, und lachte.

O Gott, wer hätte da gedacht,
Als ich den Engel küßte,

Daß sich sobald die grüne Tracht
In schwarze wandeln müßte?

Nun darfst du, liebes Band, um mich
Nicht mehr im Winde rauschen;
Herunternehmen muß ich dich,
Und gegen Flor vertauschen!

Den Gottesacker will ich mir
Zum liebsten Platz erwählen;
Und jeden Abend mich zu dir,
Du liebes Hannchen! stehlen;

Will da dein Grab mit Majoran
Und Maaßlieb übersäen;
Ein schwarzes Kreuz und Reime dran,
Soll in der Mitte stehen;

Ein Todtenkranz soll an der Wand
In unsrer Kirche prangen,
Und unten dran das grüne Band
Zum Angedenken hangen;

In jeder Predigt sitz' ich dann
Dem Kranze gegenüber,
Seh' ihn mit nassen Augen an,
Und härme mich darüber.

Bis endlich, wenn es Gott gefällt,
Mein Stündlein auch erscheinet,
Und in der schönen Himmelswelt
Auf ewig uns vereinet.

Christian Graf zu Stolberg,

geb. 1748 in Hamburg, dänischer Kammerjunker und Amtmann in Holstein, gest. in Windebye in Holstein 1821.

Sterbelied.

Lieg' ich einst an jener Schwelle,
Die der Zukunft Schleier hebt,
Sinkt des Pulses Abschieds-Welle,
Schweigt der Odem und entschwebt:
Send' erbarmend Fried und Ruh'
Aus dem Himmel dann mir zu,
Daß an dich, Versöhner, hefte
Sterbend ich die letzten Kräfte.

Eh', an ihres Kampfes Ende,
Nun der Seele Band zerreißt,
Gieb, daß ich in deine Hände,
Herr, befehle meinen Geist.
Trübt sich schwüler mir die Luft
In des Todesthales Gruft,
Laß in Lieben, Glauben, Hoffen
Dann mich schaun den Himmel offen!

Nicht im Tod' erst, — weil mein Leben
Noch in regen Stunden kreist,
Will ich weichend übergeben
Deinen Händen meinen Geist.
Ihm, dem Funken deines Lichts,
Gnüge nicht der Erde Nichts.
Ach! schon hier, auf Sehnsuchtsschwingen
Mög' empor er heimwärts dringen!

Die geweihte Fahne.

Im April 1813.

Die Fahne weht, sie dringet vor,
Entfaltend ihren Glanz,,
Und Gruß und Lied wallt ihr empor
Beim frohen Waffentanz.

Sie strahlt, des freien Bunds Panier,
Im schönsten Morgenroth;
Wir schaun auf dich, wir folgen dir,
Zu Sieg, zu Heldentod!

Ein köstlich Weihgeschenk, gewebt
Von edler Frauen Hand,
Von ihrer Wünsche Chor umschwebt,
Fürs deutsche Vaterland.

Mit vollen Herzen, Perl' im Blick,
So trug die fromme Schaar,
Daß kröne Segen ihr Geschick,
Sie hin zum Hochaltar.

Ein heil'ger Priester sprach ihn aus,
Den Weihspruch über sie,
Und: Amen! scholl das Gotteshaus,
Und Alles stürzt' aufs Knie.

Der Reigen zog vor's Kirchenthor,
Wir standen harrend da,
Und flehend Aller Aug' empor
Zu Fahn' und Himmel sah.

Ein holdes Weib, mit edler Scham
An Wang' und Stirn geschmückt,
Trat sittsam vor, das Wort sie nahm,
In Andachtsglut entzückt:

„Dringt, Brüder, wo sie wallt, in's Herz
„Dem dichten Feindesschwarm!
„Wenn ernster Will' ihn hebt, — ist Scherz
„Der Sieg dem deutschen Arm.

„Seid Löwen in des Treffens Graun;
„Doch schweb' ein Bild euch vor
„Von Braut und Schwester, das euch raun'
„Erweichten Sinn in's Ohr.

„Nun Gott mit dir, du hehre Schaar!
„Für Weib und Kind und Heerd,
„Für Recht, für Freiheit, für Altar
„Schwingst du das Rächerschwert!"

Sprachs mit verklärtem Aug'. — Es strebt
Das Kleinod nun voran,
Und felsenfester Glaub' erhebt
Den Muth uns himmelan.

Die ernste Stunde schlägt; wir gehn
In Sieg, in Heldentod.
Laut schallt's im Thal und auf den Höh'n:
„Sieg oder Heldentod!"

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geb. 1750 in Bramstedt in Holstein, dänischer Kammerherr und fürstbischöflich-lübeckscher Gesandter in Lübeck, dann dänischer Gesandter in Berlin, darauf fürstbischöfl. Regierungspräsident in Eutin, privatisirte seit 1800, und starb in Sondermühlen bei Osnabrück 1819. Seine Frauen waren Agnes v. Witzleben und Sophie v. Redern.

Blücher.

Am 14. Jul. 1814.

Ihr Töchter Deutschlands, wallet mit Hochgesang
Entgegen, wallt in freudigem Reigen! eilt
Entgegen unsern Helden! Traget
Fülle der Blumen in leichten Körben!

Sie kommen; eilt! ich höre Drommeten! du,
O Blonde, ringl' im Wallen dein Haar, und du
Mit blauem Blick aus schwarzen Wimpern,
Winde dich aus der Matrone Händen,

Die sorgsam dir die Falte des Kleides wie
Die Locke schlichtet; Flügel der Eile ziemt
Den freien Töchtern Deutschlands, Eile
Gab uns den Sieg, und der Sieg die Freiheit!

So, endlich! Nun auch ordnet den Reigen! Seht
Ihr schon es stäuben hinter dem Hügel dort?
Sie nahen! Vor den Fahnen brauset,
Wo ich nicht irre, der Schimmel Blüchers!

Er ists! Er ist es! Athmet die Stolen ihm,
Wie Nachtigallen hold, und wie Lerchen froh,
Entgegen in Gesang! dem Helden!
Spendet den Sommer aus euren Körben,

Vor seinem Rosse! Du, die ich meine, nah'
Mit freier Ehrfurcht, nahe dem Helden, steigt
Er von dem Roß — er wird es — winde
Dann ihm ins silberne Haar die Blumen!

Denn gut und freundlich ist er, wie Sonnenschein
Im Lenze, wenn auf glühendem Abendroth
Des Rheines sich die Sieben-Berge
Senken und heben in reger Wallung.

Und sag' ihm: „Vater Blücher, es danket dir,
„Vom Bernsteinufer bis zu den Alpen, von
„Dem Strom der Oder bis zur Mosel,
„Danket dir Deutschland durch seine Töchter!

„Denn Blitze Gottes sprühte dein Blick. Dein Ruf
„War Donner! Siegeszeichen dein Federbusch!
„Dein Arm war Sturm! Dein Schwert, den Deutschen
„Leitender, tilgender Strahl dem Feinde!

„Dem schnöden Feinde! Ha! du zerstiebtest ihn,
„Wie oft! Er wandte fluchend sich oft, und floh
„Geschreckter, bis vor seiner Babel
„Thoren sein Trotz in den Staub dahin sank!

„Dein Name, Blücher, tönet im Hochgesang,
„So lang der Rhein die kreisenden Strudel wälzt;
„Dann knirscht das Volk, deß Name nimmer
„Scholl in dem reinen Gesang des Deutschen."

Andenken an den Wandsbecker Boten.

Der Bote ging im schlichten Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern, auch fromm zu seyn,
Und sahn sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab',
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.

Nun rufet er selbst in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft.
O gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und sammelt die Erndten des Säemanns ein!
Er säte das Wort, und sein Leben war Frucht,
Er führete lächelnd zu heiliger Zucht.
O spendet ihm Blumen aufs einsame Grab,
Und schauet getrost in die Ruhstätt' hinab!
Und begrüßet mit Wünschen sein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib,
Die mit ihm in heiliger Liebe gepaart
In Thränen der großen Vereinigung harrt!

Johann Heinrich Voß,

geboren 1751 in Sommersdorf im Meklenburgischen, Rector in Otterndorf im Ländchen Hadeln, dann Rector in Eutin, hierauf privatisirend in Jena, zuletzt Hofrath und Professor in Heidelberg, wo er 1826 starb.

Neujahrsgesang.

Das Jahr ist hingeschwunden,
Wie Schaum im wilden Bach.
Denkt seinen heitern Stunden,
Denkt seinen trüben nach.
Zu jenen grauen Jahren
Entfloh' es, welche waren;
Es brachte Freud' und Kummer viel,
Und führt uns näher an das Ziel.

In stetem Wechsel kreiset
Des Menschen kurze Zeit;
Er blühet, altert, greiset,
Und geht zur Ewigkeit.
Bald schwinden selbst die Schriften
Auf seinen morschen Grüften;
Und Schönheit, Reichthum, Ehr' und Macht
Sinkt mit hinab in Todesnacht.

Sind wir noch alle lebend,
Wer heute vor dem Jahr
In Lebensfülle strebend
Mit Freunden fröhlich war? —
Ach! Mancher ist geschieden,
Und liegt, und schläft in Frieden! —
Wir wünschen Gottes Ruh' hinab
In unsrer Freunde stilles Grab!

Wer weiß, wie mancher modert
Ums Jahr, gesenkt ins Grab!
Unangemeldet fodert
Der Tod die Menschen ab.
Trotz lauem Frühlingswetter,
Wehn oft verwelkte Blätter.
Wer von uns nachbleibt, wünscht dem Freund'
Im stillen Grabe Ruh', und weint.

Der gute Mann nur schließet
Die Augen ruhig zu.
Mit frohem Traum versüßet
Ihm Gott des Grabes Ruh.
Er schlummert leichten Schlummer
Nach dieses Lebens Kummer;
Dann weckt ihn Gott, von Glanz erhellt,
Zur Wonne seiner bessern Welt.

Wohlauf denn, frohes Muthes,
Auch wenn uns Trennung droht!
Wer gut ist, findet Gutes
Im Leben und im Tod.
Dort sammeln wir uns wieder,
Und singen Wonnelieder.
Wohlauf! und: Gut sein immerdar!
Sei unser Wunsch zum neuen Jahr.

Trost am Grabe.

Trockne deines Jammers Thränen!
Heitre deinen Blick!
Denn es bringt kein banges Sehnen
Ihn, der starb, zurück.
Ach, die holde Stimm' und Rede,
Und der Lieblichkeiten jede,
Und sein freundliches Gesicht
Ruht im Grab', und kehret nicht.

Gleich des Feldes Blumen schwindet
Alles Fleisch umher;
Traurend sucht der Freund, und findet
Seinen Freund nicht mehr.
Vor dem welken Greis' am Stabe
Sinkt der Jüngling und der Knabe;
Vor der Mutter sinkt ins Grab
Oft die junge Braut hinab.

Gleich des Feldes Blumen werde
Alles Fleisch verstäubt;
Nur der Erdenleib wird Erde;
Sein Bewohner bleibt!
Ja, du lebst, Geliebter, lebest
Ueber Sternen, oder schwebest
Mitleidsvoll um deinen Freund,
Der an deinem Grabe weint!

Diese Kräfte, dieses Trachten
Zur Vollkommenheit,
Dieses Vorgefühl, dies Schmachten
Nach Unsterblichkeit,

Dieser Geist, der Welten denket,
Würde mit ins Grab gesenket?
Und geschaffen hätte Gott
Dieses alles nur zum Spott?

Nein, nicht spottend, nicht vergebens
Schufst du, Gott, dein Bild;
Lieb' und Weisheit hat des Lebens
Geist in Staub gehüllt.
Diese Hülle wird zertrümmert,
Und die freie Seele schimmert
Zu der höhern Geister Chor,
Immer herrlicher empor.

Auf von Moder und Verwesung,
Blick hinauf, mein Geist,
Wo im Friedensthal Genesung
Alles Jammers fleußt,
Wo nicht Krieg, Erdbeben, Fluthen,
Hunger, Pest und wilde Gluthen,
Wo nicht Trennung mehr, noch Tod,
Liebenden Geliebten droht!

Ach des Wonnetags, der wieder
Ewig Freund und Freund,
Aeltern, Kinder, Schwestern, Brüder,
Mann und Weib vereint!
Wenn, gelehrt von Himmelsweisen,
Wir des Vaters Liebe preisen,
Der aus Irrthum, Schmach und Gram
Uns in seine Ruhe nahm!

Bald vielleicht, ach bald verschwunden
Ist auch meine Zeit,
Und die letzte meiner Stunden
Kommt vielleicht schon heut!
O laßt Gottes Weg' uns wandeln,
Immer gut und redlich handeln,
Daß wir, ruft der Vater nun,
Fröhlich hingehn, auszuruhn!

Leisewitz,

geb. 1752 in Hanover, gest. 1806 als Geheimerath und Präsident in Braunschweig.

Einige Scenen aus dem Trauerspiel: Julius von Tarent.

(Julius und sein Bruder Guido, Söhne Constantins, Fürsten von Tarent, hassen sich gegenseitig und lieben Blanka zugleich, welche der alte Fürst zur Sicherheit in ein Kloster bringen läßt. Eben, als Julius sie entführen will, trifft Guido auf ihn, und ersticht ihn.)

Die Gallerie im Pallast, sparsam erleuchtet. Hinten liegt Julius Leiche auf einem Bette, und ist mit einem Tuche bedeckt. Ein Tisch mit einigen Leuchtern.

Der Fürst. Ein Arzt.

Fürst. Keine Hülfe! Keine Hülfe! Gott! Lieber Doktor, die Natur eines Jünglings ist stark, und meine siebenzigjährige Tugend ist auch stark.

Arzt. Ach gnädiger Herr!

Fürst. Hilft denn Nichts? — Nichts im Himmel und auf Erden? Kein Kraut, kein Balsam, nicht das Leben eines alten Mannes, nicht das Blut eines Vaters? — Lieber Doktor, jetzt glaub' ich Sympathie, und Wunder und Alles! —

Arzt. Meine Kunst ist am Ende.

Fürst. Ach, was ist es schwer, sein Unglück zu glauben. Noch immer redet eine innre Stimme so hell dawider. Die Stimme eines Gewissens, wenn ich sie kenne.

Arzt. Freilich läßt sich die Einbildung nicht so leicht überreden, daß ein Blitz in einem Augenblick die so lang gesehene Aerndte dahin genommen —

Fürst. Und den Acker in Fels verwandelt habe, denn ich werde keine Freuden mehr tragen! — Gut! ich bin Richter. — Also keine Hülfe, Doktor?

Arzt. Für den Prinzen nicht, aber für Sie! Kommen Sie, gnädiger Herr.

Fürst. Für mich? — Mir können Sie helfen, und meinem Sohne nicht? — Gehn Sie. Ihre ganze Kunst ist Lügen — (zornig) Gehn Sie!

(Arzt ab.)

Der Fürst.

Hätt' ich's doch nicht gedacht, daß in dem Bischen Neige meines Lebens bittrer's wäre, als Tod!

(er deckt Julius Gesicht auf.)

Mein Sohn, mein Sohn! —

So lange war ich Vater, und mußte erst kinderlos werden, um zu wissen, was ein Vater sei. — Da liegen nun meine angenehmen Entwürfe! — In meinen Kindern dacht' ich noch lange zu leben, das süße väterliche Band, dacht' ich, wird immer eine Generation mit der andern, und mich mit einer späten Nachwelt verbinden. — Ja, Nachwelt? — kinderlos, unbeweint werd' ich sterben! Wer wird mich beklagen? — Ein Fremder drückt mir gleichgültig die Augen zu, spricht höchstens: Gott sei seiner armen Seele gnädig, und legt sich ruhig schlafen. — Hält es der Höfling der Mühe werth, um den Letzten eines Hauses unbeobachtet zu weinen? und wenn ich vorher Klagen miethete und Seufzer bezahlte, sie würden mir nicht Wort halten.

Schändlich, schändlich bist Du gefallen! (er giebt dem Leichnam die Hand und schüttelt sie) Aber ich verspreche Dir Rache! — Was lächelst Du, Leichnam? fürchte nichts von der väterlichen Liebe! — Dein Mörder ist mein Sohn nicht. — Was ist Deine Hand so kalt — aber eben so kalt will ich ihn Dir opfern — daß sein kochendes Blut auf meiner Hand, wie auf Eis, zischen soll!

— Aber ist das der Ton eines Richters? — ich muß mich noch mehr abkühlen. — Noch einen Gang unter den Ulmen. — — —

— — — — Fürst. Jetzt bin ich so als ich sein soll. — He, Thomas! (ein Bedienter kommt) Hast Du den Pater geholt?

Bedienter. Ja, er ist im Vorzimmer.

Fürst. Laß ihn ins Nebenzimmer treten, und ruf Guido (Bedienter geht ab). — Kalt, kalt meine Seele, daß der Vater dem Richter nicht ins Amt greife; das ist billig; ich will ja dieses nur einen Augenblick sein, und jenes mein ganzes Leben.

(Er nimmt unter dem Tuch zu Julius Füßen Guido's blutigen Dolch heraus, und macht damit die Pantomime, als wenn er auf jemand zustieße.)

Gut — Gut — die alten Sehnen sind stärker, als ich dachte — (er legt den Dolch wieder weg.)

Fürst. Guido.

Guido. Hier bin ich Vater — ich hasse das Leben, und ich werde mich an Sie halten; Sie haben es mir gegeben. Verbessern Sie nun, was Sie verdorben haben.

Fürst. Still — tritt näher. (indem er Julius Gesicht aufdeckt.) Kennst Du den Leichnam?

Guido. Den Tod, Vater!

Fürst. Kennst Du den Leichnam?

Guido. Ach, ich kenne ihn!

Fürst. (indem er Guidos Dolch zu Julius Füßen aufdeckt) Kennst Du den auch?

Guido. Nur halb (indem er danach greift), aber ich werde ihn ganz kennen lernen.

Fürst. (Hält ihn ab.) Häufe nicht Sünde auf Sünde! — Verflucht sei die Stunde, in der ich mein Weib zum erstenmal sah; — verflucht jeder Tropfen, den die Hochzeitsgäste tranken, jeder Reihen, den sie tanzten!

Guido. Fluchen Sie nicht auf Ihr Leben! Ihren Namen wird die Nachwelt mit Ruhm nennen, aber wenn sie meinen kennt, so hat sie ihn an einer Schandsäule gelesen. — Den Tod, Vater!

Fürst. Guido, Guido, dacht' ich es, Du würdest mir zwei Söhne rauben, als die Amme zu mir sprach: Herr, Ihnen ist ein Sohn geboren, und dich zum erstenmal auf meine Hände legte? Ach Guido, Guido!

Guido. Den Tod, Vater! ach man hat mich auf ewig aus dem Tempel des Ruhms ausgeschlossen! und vielleicht bin ich es auch aus den Wohnungen der Seligen. — Nur Tod kann mein Verbrechen tilgen, das Brandmark der Sünde an meiner Stirne auslöschen. — Den Tod, Vater!

Fürst. Daß ich keinen Vater mehr habe! — Armer alter Mann! Liegt doch genau so viel Unglück auf mir, als mein Gehirn tragen kann; gütiger Himmel, gieb nur noch ein Quentchen Unglück mehr, als es trägt! Dann seh' ich in der Phantasie meine einträchtigen Kinder immer neben mir. Wer über ein Unglück verrückt ist, sieht ja immer das entgegengesetzte Glück — aber ich bin so ausgezeichnet unglücklich, daß das vielleicht nicht einmal bei mir einträfe. Und soll ich doch noch hier eine angenehme Stunde haben, so muß es ja in der Raserei sein. Nicht wahr, Guido?

Guido. (kalt) Es giebt mehr Dolche, auch Feuer und Wasser, Berge und Abgründe.

(Er will abgehn.)

Fürst. Du sollst sterben — als der Vater meiner Unterthanen darf ich es nicht leiden, daß unschuldig Blut auf dem Lande klebe, und Krieg und Pest und alle Landplagen herbei rufe. — Von meinen Händen, als ein Fürst, sollst du sterben. Daß aber das nicht unbereitet geschehe, wartet im Nebenzimmer ein Pater auf Dich.

Guido. Ich bin augenblicklich wieder hier.

(Ab.)

Fürst.

Wahrhaftig es wird Tag — ich dacht' es würde nie wieder hell. — (Er nimmt den Dolch) Guido'n straf' ich? — und wer ließ Blanka ins Kloster bringen? — (besieht die Spitze des Dolchs) ha ich bin lüstern nach Dir — wenn Du so gut Wesen zerschneiden könntest, als das Band zwischen zwei Wesen; — Aber wer ist mir Bürge, daß in ewigen

Strafen diese Geschichte nicht Millionenmal wieder komme! (steckt den Dolch weg) Geh' Spielzeug, Du bist um kein Haar besser, als jeder andre Trost der Erde!

Selbstmord ist Sünde! — aber wir werden dich ohne Selbstmord quälen, Constantin, wir werden Dich quälen.

Selbst einen Hang zur Traurigkeit möcht' ich hassen können. — Hang das ist ja Vergnügen! — Was das Vergnügen hinterlistig ist! aber dies eine, denk' ich, soll die andern schon verscheuchen — immer will ich diese Geschichte sehn — sie malen — oft malen lassen; auf ein Gemälde soll der erste, und auf das andre der letzte Strahl der Sonne fallen. — Mit dem Namen Julius sollen sie mich einen Tag wecken, und mit dem Namen Guido den andern! — ein Lied will ich aus dem ganzen Jammer machen, und das soll mir Blanka um Mitternacht singen.

Fürst. Guido.

Fürst. So geschwind, Guido? Hat Dir der Himmel vergeben?

Guido. Ich hoff' es.

Fürst. (Ihn umarmend) Ich vergebe Dir auch. Bring Julius diesen Kuß des Friedens.

Guido (stürzt sich auf den Leichnam) Erst jetzt mag ich mich Dir nähern. — Verweile, verweile, Märtyrer, wenn Du noch nicht in den Wohnungen der Seligen bist, verbirg mich Sünder in deinem Glanze, daß ich mit hineindringe!

Fürst. Noch einmal umarme mich, mein Sohn! (umarmt ihn mit dem einen Arm, und durchsticht ihn mit der andern Hand.) Mein Sohn! Mein Sohn!

Guido. (fällt über den Leichnam, und ergreift dessen Hand) Versöhnung, mein Bruder! (giebt die andre Hand sprachlos seinem Vater.)

Fürst. (fällt auf die Todten, liegt einige Zeit auf denselben, und geht nachher verzweifelnd auf und ab.)

---

v. Halem,

geb. 1752 in Oldenburg, gest. 1819 als oldenburgischer Regierungsdirektor in Eutin.

Philoxen.

Tyrann war Dionys und Dichter.
Sein Pöbel fand die Verse schön,
Der Kenner nicht. Ein strenger Richter
War auch der weise Philoxen.

„Neid ist's, was seine Galle rühret!"
Sprach Dionys in seinem Sinn.
„Er leide, was dem Neid gebühret!
„Der Kerker lehr' ihn, wer ich bin!"

Ein Jahr verlief schon Philoxenen,
Der stoisch seine Fesseln trug;
Indeß, den Tadel zu versöhnen,
Schrieb Dionys ein neues Buch.

„Dies müßte selbst mein Momus preisen.
„Gebüßt ist seine Frevelthat!"
Er denkts. Ein Wink befreit den Weisen,
Der ungebrochnes Geistes naht.

„Willkommen, Tadler meiner Lieder!"
So sprach nun schmeichelnd der Tyrann.
„Ich schenke Dir die Freiheit wieder;
„Trink, iß mit mir, und höre dann!"

Der Weise trank und aß und hörte,
Und schwieg. „Nun, Lieber, nicht so scheu!"
Sprach endlich Dionys: „Ich wehrte
„Dem Urtheil nicht. Urtheile frei:"

„Wie jetzo mir der Vers gelinget?"
Rasch wandte sich mit Herrscherblick
Zur Wache Philoxen: „O bringet
„In meinen Kerker mich zurück."

Das Lied vom Seiler.

Es wandelt der Seiler, laut rollet sein Rad,
Zwar rückwärts, doch sicher den kundigen Pfad
Am werdenden Seile hernieder;
Und ist er am Ziele, dann geht er die Bahn
Getrostes Muthes von neuem hinan,
Und kürzet die Tage durch Lieder.

So wandeln (es rollen die Zeiten ihr Rad,)
Die Menschen des Lebens umdämmerten Pfad;
Unendlichkeit spinnen sie alle.
Schnell öffnet sich hinter den Sichern das Grab;
Sie stürzen, es reißen die Faden, hinab,
Und Dunkel umgiebt sie im Falle.

Wer schaut durch das Dunkel, wer saget es an,
Ob einige Faden nicht rissen, und wann
Wir weiter und weiter sie spinnen? —
Getrost. Uns läßt der Allgütige nicht
In Unvollendung. Sein Wesen ist Licht.
Zu Lichte führt er von hinnen.

---

v. Klinger,

geb. 1753 in Frankfurt am Mayn, russischer General und Direktor der Kadettenanstalt, gest. in Petersburg 1831. Er hat mehrere Trauerspiele und eine Reihe philosophischer Romane geschrieben.

August Gottlieb Meißner,

geb. 1753 in Bautzen, Geheimer-Archivs-Registrator in Dresden, dann Prof. in Prag, zuletzt Consistorialrath und Direktor der Lehranstalt in Fulda, gest. 1807 in Fulda.

Der Sommerabend.

An seine Gattin.

Mit der Sonne letztem Strahle
Schmückt die Abendwolke sich;
In dem feuchten Buchenthale
Wird der Schatten schauerlich.
Jene Sänger auf den Zweigen
Und der Lerchen Lieder schweigen;
In den Gärten füllt die Luft
Stärker der Violen Duft.

Weibchen, horch! das ferne Brüllen
Satter Heerden tönt so schön.
Siehst du hüpfend dort die Füllen
Mit den Rossen heimwärts gehn?
Sieh, mit umgestürztem Pfluge,
Und mit leer getrunknem Kruge
Schleicht der Landmann nun der Ruh
Seiner kleinen Hütte zu.

Weibchen, wie so schön! Zwar immer
War der Tag so reizend nicht!
Vor der Sonne milden Schimmer
Traten Wolken, schwarz und dicht.
Schwüle Mittagswinde stürmten,
Die den Staub, wie Wogen, thürmten;
Und der Donner hallte bald
Mit des Schreckens Allgewalt.

Doch nicht dauernd war dies Beben
In den Pulsen der Natur.
Leise kam ein neues Leben
In die abgekühlte Flur.
Nicht zur Strafe, nur zum Segen
Floß des Allerhalters Regen.
Seiner Blitze Schwefellicht
Schreckte nur, und sengte nicht.

Als im Nachhall dumpfer Töne
Nun der Sturm allmälig schwand;
Und in siebenfacher Schöne
Schon des Bundes Bogen stand:
Wurden nicht die Lüfte heller?
Flossen nicht die Bäche schneller?
Stieg erquickter Sänger Chor
Stärker nicht zu Gott empor?

Dieser Wechsel kurzer Stunden,
Möcht' er Bild und Tröstung sein,
Wenn uns Schmerzen tief verwunden,
Wenn uns Gram und Schwermuth dräun!
Mancher heißen Tage Abend
Wird, wie dieser, kühl und labend.
Mancher Blitze furchtbar Licht
Kühlt die Luft und zündet nicht.

Bürde,

geb. 1753 in Breslau, gest. 1831 als Regierungssekretär und Hofrath ebendaselbst.

Jugendtraum.

Dörfchen, zwischen Wald und Hügeln,
Schmucklos, aber reich an Zier!

Kaum vermag ich sie zu zügeln,
Diese lechzende Begier,
Wie ein Pilger hin zu wallen
Zu den lieben Plätzchen allen,
Wo ich ehmals, in der Schaar
Fröhlicher, der Frohste war.

O, noch seh' ich jenen Graben
Längs dem krummen Weidengang,
Ueber den dem wilden Knaben
Der verwegne Sprung gelang.
Würd' er jetzt mir noch gelingen?
Kinder hüpfen, Knaben springen,
Jugend tanzt; behend' und leicht
Geht der Mann; das Alter schleicht.

Auf denn! Eh' wir schleichen müssen,
Und gar still am Ende stehn,
Laßt uns flink, auf sichern Füßen,
Noch ein Eckchen Weges gehn!
Rückwärts laßt den Blick uns wenden
Nach den holden Gegenständen,
Die wir, auf der Morgenbahn
Unsers Lebens, vor uns sahn;

Damals, mit bescheidner Bitte,
Flehten wir das Schicksal nur
Um ein Weibchen, eine Hütte,
Und ein Streifchen Wald und Flur.
Zärtlich, ohne Falsch, wie Tauben,
Nährten wir den frommen Glauben,
Unter einem Dach von Stroh
Mache Liebe reich und froh.

Zwar das Weibchen ward gefunden,
Und das Obdach lieh ein Baum;
Ach, warum, ihr goldnen Stunden,
Wart ihr nur ein Morgentraum!
Doch, der Sänger weckt durch Lieder
Längst erstorbne Freuden wieder;
Orpheus sang, und das Geschick
Gab die Gattin ihm zurück.

Traum der Jugend! Holde Leiche!
Ja du lebst, der Schleier wallt!

Still mein Herz! Kein Hauch verscheuche
Die ätherische Gestalt!
Denken soll im Anschaun schwinden,
Nur genießen, nur empfinden,
Ganz verlieren will ich mich
In ein jüngres, beßres Ich!

Doch die Luft bewegt die Aeste;
Umgewandelt ist der Ort.
Von der Täuschung Feenfeste
Reißt mich Wahrheit, scheltend, fort:
Flieh den Zauberbecher! fliehe,
Abenteurer! Arbeit, Mühe,
Klugheit bringt den Mann ans Ziel;
Schwärmer leitet ihr Gefühl!

Tiedge,

geb. 1752 in Gardelegen in der Altmark, hat sich abwechselnd an mehreren Orten aufgehalten, namentlich in Halberstadt, Magdeburg, Halle, Elisen v. der Recke nach Italien begleitet, und lebt seit 1819 mit dem Titel eines Hofraths in Dresden.

Der Mittag des Lebens.

Ich blicke von schweigenden Höhen hinunter,
Die doppelte Ferne tritt dämmernd hervor;
Ein helleres Morgenland ging mir dort unter,
Ein dunkleres Abendland hebt sich empor.
Auf des Lebens tiefern Fluthen
Schwimm' ich forschend auf und ab,
Und der Mittagssonne Gluthen
Brennen heiß auf mich herab.

Weit hinter mir ruhet, mit Nebeln umwoben,
Ein Vorland, bewehet von seliger Luft;
Da spielte die Kindheit; die Frühlinge hoben
Bekränzter die Stirnen aus Lauben voll Duft.
Weht mich an, ihr Jugendlüfte,
Führt noch einmal mein Gemüth
In die Zeit der Rosendüfte,
Ob die Ros' auch nicht mehr blüht!

Der heilige Morgen des Lebens umglühte
Die freundlichen Tage so ruhig und warm;
Und, wie eine weiße, lebendige Blüthe,
So flatterte Dora mir kindlich am Arm.
Dora! Dora! Dumpfe Laute
Weinen in der Maienluft,
Seufzen in dem Farrenkraute
Deiner eingesunknen Gruft.

Doch welche begeisternde Töne verhallen
Da drüben! Wie wehen die Lüfte so frisch!
Was schwebet empor aus den duftigen Hallen,
Aus Hecken von Myrthen und Rosengebüsch?
Sieh' auf Nachtigallenflügeln
Schwebt durch einen weiten Raum,
Ueber Ros' und Myrthenhügeln,
Jüngling, dein entzückter Traum!

Der Friede der Unschuld, die Unschuld der Tauben,
Dies Götterpaar weihte die irdische Flur.
Der Jüngling war selig; er konnte noch glauben,
Und liebend umfing ihn die ganze Natur.
Ach! es waren schöne Bäume,
Die dem Träumer Schatten liehn.
Armer Jüngling! deine Träume
Mußten sie sobald entfliehn?

Hinweg in die Arme der Hoffnung! Sie schirmen,
Sie tragen durchs Leben den sinkenden Geist.
Dort hinter den Nebeln und hinter den Stürmen,
Dort blühet das Heil, das die Göttin verheißt.
Sie auch schwand, wie Traumgestalten;
Weit entrückt dem Götterhain,
Stand der Jüngling in der kalten,
Rauhen Gegenwart allein!

Doch immer noch tönten ihm himmlische Laute,
Wie Harfen, durch einen bezaubernden Wald;
Es nahte die Muse, die Göttervertraute,
Selbst himmlisch in seliger Göttergestalt.
In den stillen Weihestunden
Trug sie hoch empor das Herz;
Doch sie heilt nicht seine Wunden;
Ach, sie lindert nur den Schmerz!

Einst rannen mir heller und sanfter die Quellen;
Einst blühte mir schöner der duftende Hain

Komm, himmlische Muse, die festlichen Stellen,
Wie heilige Gräber, mit Kränzen zu weihn.
Du vermagst, mich zu versöhnen
Mit des Lebens Unbestand:
Unter deinen sanften Tönen
Sei gegrüßt mein Abendland!

Vergiß mein nicht.

An Arminia.

Vergiß mein nicht, wenn unter fremden Lüften
Im Strom der Welt, wie Laub, mein Leben schwimmt!
Vergiß mein nicht, wenn unter Rosendüften
Dein Ohr mich nicht mehr hört, dein Herz mich nicht vernimmt!
Die Ros' am Fenster wird in deine Zelle nicken;
Es werden Morgen blühn, und Abendsterne blicken;
Du wirst hinunter schaun ins Thal, voll Mondenlicht,
Und ich bin fern. Vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht im bunten Menschenkreise,
Der laut und stolz vor deinem Herzen rauscht!
Vergiß mein nicht, wenn 's heimlich wird, und leise
Die Abendstille nur an deiner Zelle lauscht.
Wenn sich vor deinem Blick die Sternenwelt entschleiert,
Dein Geist da droben geht, dein Herz da droben feiert:
Dann schaut mein Blick empor, und meine Seele spricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, wenn frische Lenze blühen,
Und die Natur ihr junges Haupt sich schmückt;
Wenn sich dein Aug' an ihren Phantasien,
An ihrem tiefen Sinn dein stiller Geist entzückt.
Vergiß, vergiß mein nicht im regen Lenzgewimmel,
Wenn, wie ein sanftes Stück vom blauen Frühlingshimmel,
Das auf der Wiese ruht, ein Blumenvölkchen spricht:
Vergiß mein nicht, vergiß mein nicht!

Vergiß mein nicht, bei der umgrünten Pforte,
Die dunkel sich durch wilde Ranken drängt;
Dort hört' ich dich, und hing an jedem Worte,
Wie an dem Blüthenkelch die Biene saugend hängt.
Der süße Lispel starb im Duft des nahen Strauches;
Allein der Unschuldssinn, die Seele dieses Hauches,
Lebt hier im Herzen fort, woraus die Wehmuth spricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Dort schwebt mein Geist, wo die Cypressen trauern!
Du führtest dort mich an ein theures Grab;
Der Tag verschied, der Abend sank in Schauern,
Wie Heiligkeit und Ruh, auf deinen Geist hinab.
Du, Fromme, feiertest die mütterlichen Manen;
Dein Herz zerfloß, und mich ergriff ein tiefes Ahnen
Des Lebens, das vielleicht von Stern zu Sternen spricht:
Vergiß mein nicht! Vergiß mein nicht!

Mich heiligte die stille, ernste Feier;
O, seliger war nie ein Gottesdienst!
Als du so hell im leichten, weißen Schleier,
Wie eine Himmlische, durch's Erdendunkel schienst,
So wirst du ewig mir um meine Tage schweben,
Und, wie ein schöner Traum aus einem höhern Leben,
Die Stunden weihn, wenn einst mein letzter Seufzer spricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Das Lächeln nicht, o nicht das holde Neigen
Der schönen Huld, wenn mich dein Gruß empfing,
Nicht die Gestalt, die aus den dunkeln Zweigen,
Still wie die Ruh', hinaus zu ihren Blumen ging;
Nicht diese Grazien, die deinen Wandel leiten.
Der Sinn, den Grazien, wie Melodien, begleiten,
Er weckt den Seufzer auf, der leise bittend spricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Hier schwebt dein Bild, hier grünet unter Reben
Ein Denkmal auf, das dir die Freundschaft weiht;
Hier träum' ich oft: In einem reinen Leben
Verwelkt nichts; alles ist darin Unsterblichkeit.
Nichts wird daraus hinweg die stille Lethe waschen,
Und immer darf mich noch die Wehmuth überraschen,
Die ihrer Thränen zürnt; und tief im Herzen spricht
Ein dunkles Wort: Vergiß mein nicht!

Noch duftet mir die helle Sommerblüthe,
Die deine Huld um meine Locken wand.
Du sahst, was tief mein Innerstes durchglühte,
Als so verherrlicht ich, so selig vor dir stand;
Du sahst, wie dies Gefühl in meiner Thräne bebte,
Auf der ein Engelblick, wie eine Weihung, schwebte,
Der Thräne, welche mehr, als Wort und Lieder spricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Beim Nachgetön aus jenen Blumenzeiten,
Da jeder Tag auf einem Kranz entschlief,

Und die noch jetzt, wie Schatten, mich begleiten,
Die aus Elysium ein schöner Zauber rief;
Bei Allem, was du bist, bei dieser Seelenfülle
Von Geist und Einfaltssinn, und bei der hohen Stille,
Die sich so gern verhüllt, und fremde Kronen flicht,
Beschwör' ich dich: Vergiß mein nicht!

Und wenn dereinst im leisen Abendthale
Ihr Trauerlied die dunkle Grille zirpt,
Vielleicht, daß dann, und dann zum letztenmale,
Mein Athemzug dich nennt und seliger nun stirbt.
Dann wird ein Wehgefühl durch deine Ruhe schüttern;
Dann werden, wie beseelt, die Halme dich umzittern;
Dann fühlst du, daß mein Herz mit diesem Seufzer bricht:
Arminia, vergiß mein nicht!

Caroline Rudolphi,

geb. 1754, Erzieherin im Hause eines Baron v. Röpert im Meklenburgschen, dann Vorsteherin einer Erziehungsanstalt in Ham bei Hamburg, zuletzt in Heidelberg in demselben Verhältniß, gest. 1811.

Unsterblichkeit.

Auch du, auch du wirst wallen,
Ins große, unbekannte Land;
Auch du, auch du wirst allen,
Die vor dir waren, nachgesandt.

Ja, scheiden wirst du, scheiden
Vom lieblichen, geliebten Licht
Und allen seinen Freuden;
Doch traure nicht und bebe nicht.

Zwar sind hier Nachtigallen,
Es blühn hier Veilchen und Jasmin,
Und Aepfelblüthen fallen
Zu deinen Füßen duftend hin.

Es blühn die Maienglocken,
Es röthet dir die Rose sich;
Es kränzt die goldnen Locken
Der junge Morgen wonniglich.

Des Himmels Bogen strahlet
In mannigfacher Herrlichkeit;

Die Abendwolke malet
Mit goldnem Saum ihr Purpurkleid.

Auch leuchten dir die Sphären,
Auch siehest du im Silberschein
Dein Gärtchen sich verklären,
Es glänzt dir zaubernd Busch und Hain.

Und hell're Freuden glänzen
Dem reinern, stillen, innern Sinn;
Und schönre Rosen kränzen
Dir deinen Pfad durchs Leben hin.

Der innre Richter lohnend
Versüßt die Arbeit, Kampf und Schmerz,
Und Freundschaft nimmt dich schonend
Und schirmend an ihr treues Herz.

Was wollt ihr denn, ihr Thränen,
Die von der Wang' herunter thaun?
Was willst du stilles Sehnen?
Was heißt dich immer aufwärts schaun?

Uns lehrt das innre Sehnen,
Es sei jenseits ein andres Land,
Wo nur der Wonne Thränen,
Und wo nicht Harm und Schmerz gekannt.

Nach diesem Lande wallen
Wir Pilgerleute klein und groß;
Es lacht, es winkt uns allen,
Und ladet uns in seinen Schooß.

Des Morgens im Saatfelde.

Schon reift die Saat des Schnitters Hand entgegen,
Die Aehre neigt sich schwer von deinem Segen,
Allvater deiner Unermeßlichkeit!
Ach! wie du giebst, mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich sein, welch eine Seligkeit!

Du giebst der offnen Erde dein Gedeihen,
Und winkst dem Landmann Saamen einzustreuen.
Er kömmt auf deinen Wink herbei und streut.
Dann strömen deine Wolken Thau und Regen,
Und deine Sonn' ergießt den milden Segen;
Dann keimt der Halm, und schoßt und steht bereit.

Und deine Sonn' erzeugt in seinen Aehren
Das Mark, die Wolken träufeln, ihn zu nähren!
Das Mark in seinen vollen Aehren reift:
Die segenschweren Häupter wollen sinken,
Sie wanken taumelnd hin und her, und winken
Dem Sämann, bis er rasch die Sens' ergreift.

Dann kommt der Mensch, und füllt die weite Scheune,
Er kommt und sammelt froh, und nennt's das Seine,
So kühn, als hätt' er's selber sich verschafft.
Dann kommt der Mensch, und nimmt und ißt, und Stärke
Durchströmt sein Blut zum Schaffen seiner Werke,
Er ißt, und geht einher in seiner Kraft.

Dann kommen deine Vögel, Gott, und nehmen
Aus deinen milden Händen, und beschämen
Den sorgenvollen menschlichen Verstand;
Dann kommen deine Thier', und du giebst allen,
Und sättigst, was da lebt, mit Wohlgefallen,
Und neues Leben strömt aus deiner Hand!

Ach! wie du giebst! mit welcher, welcher Milde!
So geben, so beglücken, deinem Bilde
So ähnlich seyn, — welch eine Seligkeit!
O Menschen! Brüder! Könige der Erden!
Ihr könnt Gott ähnlich, hier schon ähnlich werden;
O trinkt den Becher seiner Seligkeit!

Des Redlichen Gebet.

Der junge Tag schwingt seine Rosenflügel
Um die Natur; die purpurrothen Hügel
Beglänzt der Morgensonne Strahl.
Ein leichter Nebel deckt die hohen Eichen;
Lobsingend steigt aus niedrigen Gesträuchen
Die Lerche dort im Thal.

Auch ich lobsinge; frei von eiteln Sorgen
Sing' ich dem Gott, der auch an jedem Morgen
Allgütig auf mich niedersieht.
O du, mein Schöpfer, sieh' die Freudenzähre
In meinem Blick; sie fließt zu deiner Ehre,
Und wird zum Wonnelied.

Gieb mir ein Herz, in dem der stille Friede
Der Unschuld wohnt, und laß mich niemals müde

Zur Uebung meiner Pflichten seyn!
Mein redliches Bemühn um wahre Tugend
Siehst du, o Gott! Dir will ich meine Jugend,
Mein ganzes Leben weihn.

Verlaß mich nicht, wenn auch der Prüfung Leiden
Mich treffen; halte mir die bessern Freuden
Der aufgehellten Zukunft vor.
Getrost blickt dann mein Geist aus Labyrinthen,
Durch die sich traurig meine Schritte winden,
Zu deinem Thron empor.

Auf Regen folgt Sonnenschein.

Da zieht sie hin, die düstre graue Hülle,
Verdeckt der Sonne Angesicht,
Verbirget uns der Freuden süße Fülle,
Und raubt uns ihr erquickend Licht.

Schon drängt sich wieder durch die dichte Hülle
Ein Strahl von ihrem milden Glanz.
Willkommen mir mit deiner Freudenfülle!
Willkommen mir im Strahlenkranz!

Doch kaum enthüllt, deckt eine Wolke wieder
Den liebevollen, warmen Blick,
Und träufelt ihre kalten Thränen nieder. —
Ach! so ist unser Erdenglück!

So folgt der schönen, lichten Freudenstunde
Die Trauerstunde auf dem Fuß;
So stört oft eine schnelle Herzenswunde
Des Lebens seligsten Genuß!

O schütze mich, mein guter Vater, schütze
Mich, daß ich nie mit Seel' und Sinn
An Freuden häng'; von dauerndem Besitze
Nie träume; still sie seh' entfliehn!

Doch laß mich jede Blum' am Wege brechen
Mit froher, frommer G'nügsamkeit,
Und, wann ihr Duft mich freundlich stärket, sprechen:
„Dich hat der Herr hierher gestreut!"

Ja muthig will ich keine Wolke scheuen,
Die mir vor meine Seele tritt,
Will sorglos mich bei lichten Stunden freuen,
Und wandeln ruhig Schritt vor Schritt.

Entflieht die Freude, will ich nicht gleich zagen,
Nein! fester Hoffnung aufwärts sehn!
Gott läßt auch an den schauervollsten Tagen
Die Wolken gern vorübergehn.

Aug. Herrmann Niemeyer,

geb. 1754 in Halle, gest. 1828 als Kanzler der Universität Halle, Oberconsistorialrath und Director des Waisenhauses und Pädagogiums.

An die leidende Theone.

So fühlst auch du, im Frühling deines Lebens,
Schon unser Aller Loos, den Schmerz!
Der Jugend Blüthe fleht vergebens
Den Wintersturm um Schonung an;
Er hört sie nicht, stürmt doch heran,
Und was die Freundschaft geben kann,
Sind Seufzer nur und ein beklommnes Herz.
Theone! Wenn sie mehr vermöchte,
Wenn in Gebet durchwachte Nächte
Dir Lind'rung schafften, ach! ich brächte
Sie gern zum Opfer! — Doch, wer mag
Mit seinem Schöpfer rechten? Heben
Auf seinen Wink nicht Todte sich zum Leben?
Ist er zu schwach, zu helfen? — Lag
Vor seinem Auge nicht das Schicksal deiner Tage
Nicht jede Freude, jede Klage,
Der Kummer, der das Herz durchwühlt,
Der Tropfen, der im Durst dich kühlt,
Die Stunde, wo der Lindrungsschlummer
Von deinem müden Auge wich,
Ach, deiner Mutter tiefer Kummer
Um ihres Lebens Wonn', um dich:
Lag Alles nicht, eh' in der Schöpfung Lieder
Ein Seufzer aus der Brust des Elends sich,
Eh' eine Wehmuthsthräne nieder
Von abgehärmten Wangen schlich,
In seinem großen Plan? — Er wählte
Ihn, eh' du warst, für dich! Wenn fehlte
Der je in seiner Wahl, der unsre Tage zählte,
Wie unser Haar, der tausend Welten lenkt,

An dessen Wink — laß uns vor ihm verstummen! —
Des Wurmes Leben wie des Engels hängt?

Sei Nacht sein Weg — er bleibt des Guten ew'ge Quelle,
Die immer strömend frisch und helle
Durch alle Wesen sich ergeußt,
Den jeder Pulsschlag der Naturen,
Und jedes Athmen auf den Fluren,
In ew'gen Lobgesängen preist!
Auch du trankst oft dich aus der Freudenschale,
Die seine Hand dir reichte, satt,
Genossest ungestört vom Male,
Das die Natur bereitet hat.
Der Liebe Hochgefühl, der Freundschaft Händedrücken
Erhob dich oft zu himmlischem Entzücken;
Dem Wahren öffnete, dem Schönen sich die Brust,
So floß in dir ein Quell der reinsten Erdenlust.

Drum murre nicht, wenn nach so heitern Tagen
Ein Nebel sich um deinen Himmel zieht!
Das Herz erweicht sich nur durch Klagen,
Der Glaube wankt, der Muth entflieht.
Wir sind zu schwach, der Gottheit Wege
Mit sichern Blicken auszuspähn;
Doch, daß sie gut sind, dieß verstehn
Wir mindstens doch. — Denn, o Theone! Lege
Das Herz, das warm für dich ein edler Vater trägt,
Die Liebe, die für dich im Mutterherzen schlägt,
In Eins, Theon', in Eins zusammen —
Welch schwaches Schattenbild
Von ihm, aus dem der Strom der ew'gen Liebe quillt,
In dem wir Alle sind, von dem wir Alle stammen!

Der Undankbare sieht im Uebel Uebel nur;
Du nicht! Selbst deine trübsten Stunden,
Wo die erliegende Natur
Der Leiden höchstes Maß empfunden,
Entschwinden dir nicht ohne Spur.
Die Tugend saugt sogar aus Wunden
Sich Stärkung; die Religion
Mischt in den Kelch der Leiden, schon
Eh' ihn die Lippe rührt, der Schmerzen
Unfehlbar Gegengift, Geduld
Und Seelenfrieden. — Nur verirrten Herzen
Sind Leiden Büßung ihrer Schuld.

Ich sah dich einst, stark und gelassen,
Dem Tode nah', schon halb verklärt,
Die Hand der Freunde freundlich fassen;
Du warst die stärkere! Noch hört
Mein Ohr der Stimme Laut, — sie floß von Hoffnung über: —
„Seid männlich und seid stark! Bald folgt ihr mir hinüber."
Doch Gott erhielt der tugendarmen Welt
In dir, Theon', ein theures Leben,
Ein segnend Beispiel ihr zu geben,
Wie frommer Sinn, zu Lust und Schmerz gesellt,
Uns weis' im Glück, im Unglück stark erhält;
Wie schön die Tugend ist, gesellt
Zu jeder Freude, die genossen
Von keiner Reue weiß. — Und flossen
Dir einst noch viel' der Jahre hin:
Spät geh' dann von uns, reich an schöner Thaten Menge,
Die, wie im feiernden Gedränge
Ein selig Chor, dich rings umblühn.
Wer edel ist, kann edler werden!
Wozu die Probezeit auf Erden,
Als für den Himmel zu erziehn?

Der nahe Retter.

An Henriette von Massow, 3 Tage vor ihrem Tode.

Wenn immer trüber deine Morgen tagen,
Wenn immer leiser deine Pulse schlagen:
Dann naht dein Freund, von allen seinen Ketten
Den Geist zu retten.

Sein Flügel weht an deine wunden Glieder,
Schmerzlose Ruh' senkt sich ambrosisch nieder,
Dem müden Aug' entlockt sein mildes Fächeln
Ein himmlisch Lächeln.

Der holde Jüngling naht mit leisem Schritte,
Dein leis'res Ohr vernimmt des Helfers Tritte;
Er senkt die Fackel — und in heilger Stille
Ruht Psyches Hülle.

An Psyche.

Als sie entflohen war.

Psyche, bist du ganz verschwunden,
Allen meinen Seufzern stumm?
Dringt der Wehmuth banges Sehnen,
Dringt die Sprache heißer Thränen
Nicht in dein Elysium?

Oder weilt dein leichter Fittig,
Seit die schwere Fessel brach,
Williger in unsern Kreisen —
O so zieh mit einem leisen
Lispel deiner Spur mich nach.

Rausche sanft vor mir vorüber
Wie ein ferner Wasserfall.
Wenn ich suchend dich beschwöre:
„Holde Freundin, höre, höre!“
Töne „Freund!“ der Widerhall.

Gleich dem Duft der Rebenblüthe,
Stärkend wie ihr Geist und rein,
Athme, wo du niederschwebest,
Oder scheidend dich erhebest,
Wohlgeruch mein Odem ein.

Senk' aus der Verklärung Glanze
Einen Funken nur herab;
Laß ihn, wie des Goldwurms Schweben,
Um dein theures Bildniß beben,
Laß ihn leuchten um dein Grab! —

Alles still' und öd' und dunkel —
Echo selbst bleibt kalt und stumm!
Ach so dringt der Wehmuth Sehnen
Und das Flehn beredter Thränen
Nicht in dein Elysium!

Doch im Innern meiner Seele
Tönt es: Sie gedenket mein!
Sprachst du, nah' der Scheidestunde,
Nicht mit todtenbleichem Munde:
„Drüben auch gedenk' ich dein!“

Fließet milder, heiße Thränen!
Der Entbehrung harte Pein,
Wandle dich im wunden Herzen
In die Wolluſt ſüßer Schmerzen:
Drüben auch gedenkt ſie mein!

Alxinger,

geb. 1755 in Wien, Doktor der Rechte und Hofagent, geſt. daſelbſt 1797 als Secretair am Hoftheater. Er dichtete außer vielen kleinen Sachen zwei größere Heldengedichte: Doolin v. Mainz und Bliomberis.

Der Frühling,

ein Wechſelgeſang von drei Stimmen.

Erſte Stimme.

Sieh, der Frühling ſteigt hernieder,
Philomelens holde Lieder
Tönen im belaubten Wald;
Zephyr hauchet, Blumen ſprießen,
Laßt den Frühling uns genießen;
Er entfliehet nur zu bald.

Zweite Stimme.

Mag der Frühling uns entfliehen!
Denn die goldnen Horen ziehen
Seinen Wagen wieder her.
Doch der Frühling unſers Lebens,
Der entfliehe nicht vergebens;
Ihn bringt keine Hora mehr.

Dritte Stimme.

Sieh, an beſſeren Geſtaden
Jenſeit unſrer Gräber laden
Uns verklärte Weſen ein.
Dort auf reinerem Gefilde,
Ueberſtrahlt von Gottes Milde,
Wird der Frühling ewig ſein.

Alle drei Stimmen.

Darum laßt, geliebte Brüder,
Uns getröstet auf und nieder
An dem Prüfungsufer gehn,
Schnell das Blümchen Freude pflücken,
Doch mit höherem Entzücken
Aufs Vollendungsufer sehn.

Blumauer,

geboren 1755 in Steyer in Nieder-Oestreich, Censor in Wien, zuletzt Buchhändler, gest. 1798.

Meine Wünsche.

Die Erd' ist wunderschön und hehr;
Man sieht mit Lust sie an.
Wer halb sie nur besäße, wär'
Ein überreicher Mann;
Doch, traun! an einem kleinen Platz
Hätt' ich schon einen großen Schatz.

Auf diesem Plätzchen stände dann
Ein Landhaus nett und klein,
Da nistet' ich beglückter Mann
Mit Weib und Kind mich ein:
Denn leben, ohne Weib und Kind,
Heißt mühsam segeln ohne Wind.

Und hätt' ich noch ein Gärtchen dran,
So baut' ich es mit Fleiß;
Das gäbe Kraut und Kohl mir dann
Für meinen baaren Schweiß.
Auch legt' ich manchen Pfirsichkern;
Denn Weib und Kinder naschen gern.

Hätt' ich in meinem Sorgenfrei
Noch edlen deutschen Wein,
So reiste wohl kein Freund vorbei,
Er spräche bei mir ein:
Froh tränk' er unsern Göttertrank,
Und wir, wir wüßten's ihm noch Dank.

Nur sei, mich alles deß zu freun,
Mir noch ein Gut bescheert,
Ein Gut, o! mehr als Freund und Wein,
Und Haus und Gärtchen werth:
Die Freiheit! Wenn mir die gebricht,
So brauch' ich alles andre nicht.

Overbeck,

geboren 1755 in Lübeck, gest. ebenda als Bürgermeister 1821.

Fischerlied.

Wer gleichet uns freudigen
Fischern im Kahn?
Wir wissen die schmeidigen
Fische zu fahn.
Wir sitzen, und schweben
Geflügelten Lauf;
Wir tanzen, und heben
Die Füße nicht auf.

Bald hauchen uns säumende
Lüftchen ans Ohr,
Bald heben uns schäumende
Wogen empor.
Dann brüllt's an den Klippen
Und Felsen hinan,
Dann schüttern die Rippen
Dem taumelnden Kahn.

Doch lacht nur des sausenden
Sturms unser Muth,
Und erntet der brausenden
Tiefe Tribut.
Wir freun uns des Meeres,
So wild es auch scheint,
Und traun ihm, als wär' es
Mit Planken umzäunt.

Wir fahren mit sinkendem
Vollmond hinaus,
Und kehren mit blinkendem
Kahne nach Haus.
Uns geben die Netze,
Frühmorgens gestellt,
Lebendige Schätze,
Und Abends schon Geld.

Wohl bergen uns schützende
Hütten die Nacht,
Bis wieder das blitzende
Sternchen erwacht.
So geht es, und nimmer
Gehts anders, als gut;
Ein Fischer hat immer
Gar fröhlichen Muth.

Elise Freiin v. d. Recke,
geb. Gräfin v. Medem,

geboren 1756 in Schönburg in Curland. Mit 16 Jahren wurde sie mit einem Freiherrn v. d. Recke vermählt, von dem sie nach wenigen Jahren sich wieder trennte. Seit 1784 hielt sie sich meist in Deutschland an verschiednen Orten auf, und ließ sich 1819 in Dresden nieder.

Die beiden Schwestern.

Es kamen zwei Schwestern vom Himmel hernieder,
Umtönt von den Klängen entzückender Lieder.
Die eine verherrlicht mit herrlichem Glanz,
Von leuchtenden Sternen ein strahlender Kranz.
Die Andre war sanft, wie die Sitte der Hirten;
Sie trug eine Krone von Rosen und Myrthen;
Und wo sie den irdischen Boden betrat,
Bezeichneten Blumen den leuchtenden Pfad.
Sie reichten einander vertraulich die Hände,
Sie weihen den Anfang und krönen das Ende
Des menschlichen Daseins mit Freuden und Ruh,
Und führen ihm himmlische Genien zu.
Nur Edle vermochten sie leicht zu erkennen;
Nie ließen die himmlischen Schwestern sich trennen;
Und wo sie zu trennen die Thorheit versucht,
Da nahmen sie beide voll Wehmuth die Flucht.
Die Eine der himmlischen Schwestern heißt Liebe,
Die Andre nennet sich Religion;
Die Menschenbrust weihen sich Beide zum Thron. —
Es folgen von Ferne, mit täuschenden Kronen,
Den herrlichen Schwestern zwei böse Dämonen:
Der Eine als Eigensucht schrecklich bekannt,
Und Glaubenswuth werde der Andre genannt.
Sie reißen, was Jene erbauten, danieder;
Was Jene vereinigten, trennen sie wieder;
Sie hassen die Wahrheit und lieben den Schein;
Wo Jene entfliehen, da ziehen sie ein.
Sie hauchen in Völker die Glut der Empörung,
Und weiden sich höllisch am Greul der Zerstörung;
So sehn wir durch blühende Fluren sie ziehn.
O lasset nicht jene zwei Schwestern entfliehn!
Die machen zum Himmel das Leben hienieden;

Die Eine giebt Freuden, die Andere Frieden;
Viel lassen sie hoffen, viel lassen sie sehn,
Sie lassen durch Sterne und Blumen uns gehn.

Iffland,

geb. 1759 in Hannover, zuerst Schauspieler in Gotha, dann in Mannheim, seit 1796 Director des Nationaltheaters in Berlin. Hier starb er 1814. Ein fruchtbarer Schau- und Lustspieldichter.

Bronner,

geb. 1758 in Höchstädt in Baiern, anfangs Benedictinermönch in Donauwerth. Von hier entflohen, lebte er in Zürich. Jetzt Professor an der Schule in Aarau und Bibliothekar. Er dichtete Fischeridyllen.

Der Dieb.

Mein Sprüchlein heißt: Auf Gott vertrau,
Arbeite brav, und leb' genau!

Bürger.

Lydas, der reiche Fischer, besaß einen eigenen Teich, hübsch tief und groß und voll der herrlichsten Fische. Niedriges Schilfrohr und hochemporstrebende Binsen mit buschichten Häuptern umschlossen ihn ringsher, und formten einen lieblichen Kranz, wie von nickenden Aehren, um sein sumpfiges Ufer her.

Aelys und Hylas, die zwei Söhne des Fischers, hatten nun, schon dreimal nach einander, ihre Reusen mit Köder Abends in das Schilf des Teiches gesenket, immer an einer Stelle, wo die meisten Fische streichen, und zogen sie dennoch am Morgen stets leer wieder aus dem Wasser.

„Bruder," sagte Hylas, „das geht nicht mit rechten Dingen zu. Wir fingen doch sonst allezeit Fische genug, und jetzt schon drei Tage kein Grätchen mehr; vermuthlich, Bruder, mauset uns Jemand, ehe wir kommen, die Beute weg, wie der Fuchs dem Jäger in Schlingen hangende Vögel."

Aelys. Eben dachte ichs auch, mein Lieber! Aber wie sollen wir es hindern? Wir wissen ja den Thäter nicht.

Hylas. Ha! den wollen wir bald belauschen. Heute Abends legen wir unsere Senkreusen wie bisher in das Schilf; nach Mitternacht aber schleichen wir in der Stille an den Teich hinaus, und erwarten, im Busche versteckt, die Ankunft des Diebes. Komm er dann nur! Es soll ihn wohl nimmer nach unsern Fischen gelüsten. . .

Aelys. Recht, Bruder! wir machen es so!

Abends senkten sie dann die Reusen ins Schilf, und zogen, wie sonst, den Kahn hinter die Binsen heraus ans Land, und kehrten fröhlich nach Hause.

Nach Mitternacht gingen sie still an den Teich, setzten sich hinter ein nahes Gebüsch, und lauschten. So stehen wohl manchmal zwei Hechte stille und unbeweglich im Hinterhalte, und lauern, zwischen Wasserkräutern versteckt, mit pochendem Herzen auf die langausbleibende Beute.

Morgens, da der Himmel ein wenig zu grauen begann, schlich Androgenes, der arme Fischer, heran. Er hatte gutwillig, seiner kranken Gattin zu Liebe, schon alle seine Habe, Kahn und Netze verkaufet, um einer alten gewinnsüchtigen Frau, die als große Kräuterkennerin im Rufe stand, richtig ihre Arzneyen zu bezahlen; nun wußte er kaum mehr, sich dürftig zu nähren. Nothgedrungen spähete er denn Abends die Lage der Reusen im Teiche aus, und leerte sie Morgens, sobald der Hahn erwachte, und verkaufte die Fische in der Stadt, um seiner Gattin und sich vom erworbenen Gelde die Nothdurft des Tages zu schaffen.

„Ach, Bruder! den Mann bedaure ich," lispelte jetzt Hylas seinem Bruder ins Ohr: „Er ist gar zu arm, wir wollen ihn verschonen." — „Ja, Hylas, wir wollen ihn verschonen," antwortete Aelys mit leiser Stimme: „Er dauert mich auch; laß uns nur lauschen, wie ers beginnt!" Sie hielten sich stille.

Androgenes nahte sich, seine Lägel auf dem Rücken, dem Strande des Teiches, wo der Kahn stand, löste ihn, furchtsam in die Runde blickend, vom Pflock ab, stieg ein, und versuchte mit mächtigem Sträuben, durch die dichtverwachsenen Binsen und Rohre bis an die Stelle hinauszurudern, wo die Reusen unter Wasser lagen. Mitten aber im verschlungensten Gewirre von Kräutern und Röhricht vermochte er's nimmer, den Kahn vom Platze zu bringen. Er arbeitete, daß ihm häufiger Schweiß in Tropfen von Stirne und Nacken quoll. Aber alle seine Kräfte waren zu schwach.

Nach einem Weilchen Ruhe bemühte er sich von neuem, gewaltiger ans Ruder gestemmt, den Kahn aus dem Schilf zu schieben; da glitt ihm das Ruder vom Grunde, und er stürzte rücklings ins Wasser hinaus.

Jetzt liefen die Jünglinge eilig herbei, besorgt, es möchte ihm ein Unheil begegnen. Androgenes wälzte im Teiche sich um, und hatte Mühe, seine verstrickten Beine aus dem Binsengeflechte wieder loszuwickeln. Nun wollt' er sich eben, wie er war, über und über mit gelblichtem Schlamme beschmutzt, und das Angesicht vom schneidenden Schilfröhricht wund geritzt, in den Kahn schwingen, als er plötzlich die Fischer am Strande erblickte. Wie erschrak er da! Ruder und Hut, die er in der einen Hand hielt, alles entfiel ihm vor Schrecken.

„Fürchte nichts, du guter Mann!" sagten jetzt freundlich die Jünglinge; „es drohet dir keine Strafe von uns. Sei getrost! Wirf deinen Hut und das Ruder, das dort neben dir im Kraute liegt, in den Kahn, und zeuch ihn mit dir ans Land. Naß bist du ohnehin! Komm nur auf unser Wort; wate vollends heraus.

„Ach im Ernste, ihr Jünglinge, vergebet ihr mir?" stammelte furchtsam nach langem Zweifeln Androgenes: „O schont doch meiner! denn ach . . . die höchste Noth zwang mich zu diesem beschämenden Mittel zu greifen." — „Bei unsrer Hand und Treue, Fischer!" antworteten sie, „du hast nichts zu fürchten." — Da ließ er sich endlich bewegen, und zog den Kahn watend ans Ufer. „Warte hier, Freund!" sagten dann die beiden Jünglinge: „weil du 's bedarfst, so sollst du die Fische nun dennoch haben." Und sie stiegen ein, und zwangen muthig das Fahrzeug, mit vereinten Kräften, durch die verwebten Binsen hindurch, und hoben ihre Reusen aus dem Teiche. Die Lägel des armen Fischers ward voll mit Fischen gefüllt.

„Hier, Fischer, hast du Linderung deiner Noth," sprachen sie, und reichten ihm lächelnd die Lägel hin, indeß ihm Thränen die hagern Wangen begossen, und Schaamröthe sein Angesicht färbte; „künftig aber komm zu uns, und hilf uns bey der Arbeit im Teiche, und du sollst gewiß immer deinen reichlichen Antheil haben!"

Ihr, denen für die Sicherheit des bürgerlichen Eigenthums zu wachen obliegt, handelt ihr auch so? O! es ist nicht genug, Verbrecher zu strafen! Weiset ihnen auch den Weg, sich ehrlich zu nähren!

Kosegarten,

geboren in Grevismühlen in Meklenburg, zuerst Rector in Wolgast, dann Prediger in Altenkirchen auf Rügen, hierauf Professor in Greifswalde, zuletzt auch Oberprediger daselbst, wo er 1818 starb.

Ahnung aus höheren Welten.

Wie wohl ist mir im Dunkeln!
Wie weht die laue Nacht!
Die Sterne Gottes funkeln
In feierlicher Pracht.
Kommt, Freunde, kommt ins Freie,
Und laßt in jene Bläue,
Zu jenen lichten Höh'n
Uns staunend aufwärts sehn.

Sieh, wie die Leier schimmert,
Sieh, wie der Adler glüht!
Wie dort die Krone flimmert,
Und Gemma Funken sprüht!
Die hellen Wächter winken,
Die goldnen Wagen blinken,
Und stolz durchschwimmt der Schwan
Den blauen Ocean.

O Sterne Gottes! Zeugen
Und Boten bess'rer Welt!
Ihr heißt den Aufruhr schweigen,
Der meinen Busen schwellt!
Ich sah' hinauf, ihr Hehren,
Zu euren lichten Sphären,
Und Ahnung ew'ger Lust
Stillt die empörte Brust.

Auf, Freunde! wenn die Schwermuth
Das matte Aug' umhüllt,
Wenn auch die Welt mit Wermuth
Den Lebensbecher füllt:
Dann geht hinaus im Dunkeln,
Und seht die Sterne funkeln,
Und leiser wird der Schmerz,
Und freier schlägt das Herz.

Auch wenn des Schicksals Strenge,
Geliebte, einst uns trennt,
Und uns das Weltgedränge
Nicht Blick noch Rede gönnt:
So schaut hinaus ins Freie,
In jene weite Bläue!
In jenen lichten Höh'n,
Dort, dort ist Widersehn!

Wodurch? und Wohin?

Durch Nacht zum Licht! Und wenn das grause Dunkel
Auch rings um dich die Schöpfung hält:
Getrost! getrost! auf mitternächtlich Dunkel
Folgt Sonnenaufgang, lieb und mild.

Durch Sturm zur Ruh! Und wenn auch Erd' und Himmel
Der Windsbraut donnernd Rad durchrollt:
Getrost! getrost! auf lautes Sturmgetümmel
Folgt linde Stille, leis' und hold.

Durch Frost zum Lenz! Und wenn vor Eurus Blasen
Auch alles Mark der Erd' erstarrt:
Getrost! getrost! auf wildes Winter-Rasen
Folgt Frühlingssäuseln jung und zart.

Durch Streit zum Sieg! Und wenn im Speergemenge
Auch tausend Tode dich umdräun:
Getrost! getrost! auf heißes Schlachtgedränge
Folgt Siegsgeschrei und Friedensreih'n.

Durch Schweiß zum Schlaf! Und wenn die Mittagsschwüle
Auch schwer ermattend auf dir liegt:
Getrost! getrost! bald weht die Abendkühle,
Die dich in süßen Schlummer wiegt.

Durch Weh' zur Wonn'! Und weinst du auch am Morgen,
Und weinst du auch um Mitternacht:
Getrost! getrost! laß nur den Vater sorgen,
Der über dir im Himmel wacht.

Durch Kreuz zum Heil! Und wenn des Lebens Plagen
Auch stark wie Riesen dich bedräun:
Getrost! getrost! auf jammervolles Klagen
Soll Friede Gottes dich erfreun.

Durch Tod zum Leben! Durch die Thränenthale
Der Erde, durch das Distelfeld
Des Lebens, hoch hinauf zum großen Abendmahle,
Zur Herrlichkeit der bessern Welt!

Friedrich v. Schiller,

geb. den 10. Novbr. 1759 in Marbach im Würtemberg'schen, lebte vom 6ten bis 9ten Lebensjahre in Lorch, dann in Ludwigsburg, endlich auf der Akademie in Solitüde, die 4 Jahre später nach Stuttgardt verlegt wurde. Mit 21 Jahren wurde er Regimentsarzt in Stuttgart, verließ aber den Dienst, und ging nach Mannheim. 1782 — 83 lebte er auf einer Besitzung der Familie v. Wolzogen in Bauerbach im Rhöngebirge; dann auf 1 Jahr zurück nach Mannheim, wo er Theaterdichter wurde und den Titel eines Herzogl. Weimarschen Raths erhielt. Durch Huber und Körner eingeladen, ging er 1785 nach Leipzig, und begleitete beide nach Dresden. Nach 2, in Dresden und Loschwitz zugebrachten Jahren zog er nach Weimar, lernte in Rudolstadt seine nachherige Frau, Charlotte von Lengefeld, kennen, wohnte ihretwegen im Sommer 1788 in Volkstädt, trat 1789 eine Professur in Jena an, und verheirathete sich. Eine gefährliche Brustkrankheit nöthigte ihn bald, sein Amt niederzulegen. Er besuchte 1793 sein Vaterland, und beschäftigte sich dann in Jena mit schriftstellerischen Arbeiten. 1800 zog er nach Weimar, wo er am 9ten May 1805 starb.

Die Glocke.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden;
Frisch, Gesellen! seyd zur Hand!
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben;
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.

So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt,
Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret,
Und darum ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

Nehmet Holz vom Fichtenstamme;
Doch recht trocken laßt es seyn,
Daß die eingepreßte Flamme
Steige zu dem Schwalch hinein!
Kocht des Kupfers Brey!
Schnell das Zinn herbei,
Daß die zähe Glockenspeise
Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube
Die Hand mit Feuers Hülfe baut,
Hoch auf des Thurmes Glockenstube,
Da wird es von uns zeugen laut.
Noch dauern wird's in spätern Tagen
Und rühren vieler Menschen Ohr;
Es wird mit dem Betrübten klagen,
Und stimmen zu der Andacht Chor.
Was unten tief dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängniß bringt,
Das schlägt an die metall'ne Krone,
Die es erbaulich weiter klingt.

Weiße Blasen seh' ich springen,
Wohl! die Massen sind im Fluß.
Laßt's mit Aschensalz durchdringen!
Das befördert schnell den Guß.
Auch vom Schaume rein
Muß die Mischung seyn,
Daß vom reinlichen Metalle
Rein und voll die Stimme schalle!

Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose;

Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen. —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind. —
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe —
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus.
Und herrlich in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen,
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz; er irrt allein;
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reih'n.
Erröthend folgt er ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe gold'ne Zeit!
Das Auge sieht den Himmel offen,
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.
O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!
Dieses Stäbchen taucht' ich ein.
Sehn wir's überglast erscheinen,
Wird's zum Gusse zeitig seyn. —
Jetzt, Gesellen, frisch!
Prüft mir das Gemisch,
Ob das Spröde mit dem Weichen
Sich vereint zum guten Zeichen!

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da giebt es einen guten Klang.
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet!
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang! —
Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz.

Ach! des Lebens schönste Feier
Endigt auch des Lebens Mai.
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.
Die Leidenschaft flieht,
Die Liebe muß bleiben;
Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben,
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen,
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende,
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.
Und füllet mit Schätzen den duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer. —

Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück,
Siehet der Pfosten ragende Bäume
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen;
Rühmt sich mit stolzem Mund:

Fest, wie der Erde Grund,
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell! —
Wohl! Nun kann der Guß beginnen;
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus!
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht;
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen,
Wachsend ohne Widerstand,
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuern Brand!
Denn die Elemente hassen
Das Gebild' der Menschenhand.
Aus der Wolke
Quillt der Segen,
Strömt der Regen;
Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das ist Sturm!
Roth, wie Blut,
Ist der Himmel;
Das ist nicht des Tages Gluth!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule;
Durch der Straße lange Zeile

Wächst es fort mit Windeseile.
Kochend, wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet;
Taghell ist die Nacht gelichtet;
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Spritzen Quellen Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen,
Der die Flamme brausend sucht.
Prasselnd in die dürre Frucht
Fällt sie in des Speichers Räume,
In der Sparren dürre Bäume,
Und als wollte sie im Wehen
Mit sich fort der Erde Wucht
Reißen in gewalt'ger Flucht,
Wächst sie in des Himmels Höhen
Riesengroß! —
Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke;
Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn.

Leergebrannt
Ist die Stätte,
Wilder Stürme rauhes Bette;
In den öden Fensterhöhlen
Wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauen
Hoch hinein. —
Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück, —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.
Was Feuers Wuth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben, —
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,
Glücklich ist die Form gefüllt;
Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,
Hat uns Unheil schon getroffen!

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat,
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Saamen bergen
Wir in der Erde dunklem Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattinn ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust. —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaist'ter Stätte schalten
Wird die Fremde liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet
Laßt die strenge Arbeit ruhn!

Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich Jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht,
Hört der Bursch die Vesper schlagen;
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.
Blökend ziehen heim die Schaafe,
Und der Rinder
Breitgestirnte, glatte Schaaren
Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.
Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
Markt und Straße werden stiller;
Um des Licht's gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor schließt sich knarrend.
Schwarz bedecket
Sich die Erde;
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket;
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt' zu sanften Sitten,
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,
Helfen sich in munterm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund.
Meister rührt sich und Geselle
In der Ordnung heil'gem Schutz.
Jeder freut sich seiner Stelle,
Bietet dem Verräther Trutz.
Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühe Preis;
Ehrt den König seine Würde,
Ehret uns der Hände Fleiß.

Holder Frieden,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Thal durchtoben,
Wo der Himmel,
Den des Abends sanfte Röthe
Lieblich malt,
Von der Dörfer, von der Städte
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude!
Seine Absicht hats erfüllt,
Daß sich Herz und Auge weide
An dem wohlgelungnen Bild.
Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!
Wenn die Glock' soll auferstehen,
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit;
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glüh'nde Erz sich selbst befreit!
Blind wüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus off'nem Höllenrachen
Speit es Verderben zündend aus.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;

Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und, nur geweiht zu Friedens-Klängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.

„Freiheit und Gleichheit!" hört man schallen;
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr;
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen,
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen,
Zerreißen sie des Feindes Herz.
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.
Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!
Sehet! wie ein goldner Stern
Aus der Hülse, blank und eben,
Schält sich der metallne Kern.
Von dem Helm zum Kranz
Spielt's im Sonnenglanz;
Auch des Wappens nette Schilder
Loben den erfahrnen Bilder.

Herein! Herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen;
Concordia soll ihr Namen seyn!

Zur Eintracht, zum herzinnigen Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine!
Und dies sey fortan ihr Beruf,
Wozu der Meister sie erschuf!
Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie im blauen Himmelszelt,
Die Nachbarin des Donners, schweben,
Und gränzen an die Sternenwelt;
Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben,
Und führen das bekränzte Jahr!
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metall'ner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit!
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel!
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß Nichts bestehet,
Daß alles Irdische verhallt!

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft!
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige in die Himmelsluft!
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Geläute.

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was die Mode streng getheilt,
Alle Menschen werden Brüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seyd umschlungen, Millionen!
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, überm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein!
Ja — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund!

Chor.

Was den großen Ring bewohnet
Huldige der Sympathie:
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur,
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod,
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur;
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh wie seine Sonnen fliegen,
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet Brüder eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen,
Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an.
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn,
Durch den Riß gesprengter Särge
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die bess're Welt!
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein guter Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's ihnen gleich zu seyn.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit dem Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sey vergessen,
Unserm Todfeind sey verziehn.
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unser Schuldbuch sei vernichtet,
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube gold'nem Blut
Trinken Sanftmuth Kanibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreist;
Laßt den Schaum zum Himmel spritzen:
Dieses Glas dem guten Geist!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,
Dieses Glas dem guten Geist
Ueberm Sternenzelt dort oben!

Festen Muth in schweren Leiden,
Hülfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Cirkel dichter,
Schwört bei diesem gold'nen Wein,
Dem Gelübde treu zu seyn,
Schwört es bei den Sternenrichter!

Manso,

geb. 1759 in Zella im Gothaischeu, zuerst Lehrer, dann Professor in Gotha, seit 1790 in Breslau, erst Prorector, zuletzt Rector am Magdalenen-Gymnasium, gest. 1826.

Zukunft.

Was harret unser hinter jenen grauen
Gebirgen dort, die feuchter Nebel drückt?
Sind's Wüstenein ohn' Ende? Sind es Auen,
Von Licht umstrahlt, mit ew'gem Reiz geschmückt?
Wir möchten gern ins Land der Zukunft schauen,
Und fühlen uns durch nichts so hoch beglückt.
Der Geist versucht, aufstrebend, sein Gefieder;
Allein, ermattend, kehrt er immer wieder.

Was er zurück von seiner Wallfahrt bringet,
Es ist ein Bild, halb Schatten, halb Gestalt;
Ein Vorgefühl, das, schmeichelnd, ihn umschlinget;
Ein Ton, der leis' im Innern widerhallt.
Je kühner er sich in die Wolken schwinget,
Um zu erspähn, was drüber wogt und wallt,
Je mehr verwirren, wie im bunten Traume,
Ihn die Gestalten aus dem fernen Raume.

Er hört, erstaunt, vom Wesen sonder Schranken,
Das rastlos schafft und wirket und erneut;
Vom Samenkorn unsterblicher Gedanken,
Das, wuchernd, in der Erde Schooß gedeiht;
Von Zeugnissen, die wir der Vorwelt danken;
Von Tugendsinn, der seines Lohns sich freut; —
Doch alles wird der Zweifelsucht zum Raube;
Nichts bleibt ihm, als der Einfalt frommer Glaube.

Ja, glauben soll, nicht wissen, nicht ergründen
Der Sterbliche, so lang' er diesseits lebt.
Ist Licht sein Theil, er wird es jenseits finden,
Wo sich gewiß auch eine Sonn' erhebt.
Was mangelt uns in diesen Dämmergründen,
Um die der Hoffnung milder Schimmer schwebt?
Sie bietet uns Beruhigung und Frieden.
Zum Glück bedarf das Herz mehr nicht hienieden.

Babo,

geb. 1756 in Ehrenbreitstein, gest. 1822 als Geheimerath und Studiendirector in München. Otto v. Wittelsbach und die Strelitzen sind seine berühmtesten Trauerspiele.

Langbein,

gest. 1759 in Radeberg in Sachsen, Geheimer-Archiv-Secretair in Dresden, privatisirt jetzt in Berlin.

Der schlimme Fund.

Zwei Freunde gingen über Feld,
Ein Pudel war dabei.
Sein Herr beschwor, daß in der Welt
Kin Thier so pfiffig sey.
Drauf warf er in ein Waldgesträuch
Ein blankes Thalerstück,
Und ging, sammt Freund und Hund, sogleich
Zur nahen Stadt zurück.

Dort rief er hastig: „Auf! geschwind!
„Such', such', was ich verlor!" —
Der Pudel stürmte, wie der Wind,
Die Stadt entlang vor's Thor.
Die Ohren flogen flügelhaft,
Und bald war er im Hayn;

Doch traf hier auf der Wanderschaft
Ein Schneider früher ein.

Er hatte, hingestreckt auf Moos,
Des Silbers Glanz entdeckt,
Und, preisend sein glückselig Loos,
Den Fund schnell eingesteckt.
Nun kam der Bote keuchend an,
Und ihm verrieth alsbald
Sein wunderfeines Riechorgan
Des Thalers Aufenthalt.

Ein dummer Köter hätte wild
Den Finder angebellt;
Er aber dachte schlau: „jetzt gilt
„Verstellung in der Welt.“
Er höfelt' ihm mit manchem Sprung,
Als wären sie bekannt,
Und küßte, wie zur Huldigung,
Scheinzärtlich ihm die Hand.

„O bin ich nicht ein Glücksgenoß!
„Welch schöner neuer Fund!“ —
So rief der Bursch', und streichelnd schloß
Er froh den Freundschaftsbund.
Sie gingen, als die Sonne wich,
Selbander nach der Stadt,
Und aßen in der Herberg' sich
Von einem Teller satt.

Dann legte sich der Wandersmann
Mit Sicherheit aufs Ohr;
Denn rüstig stand sein Jonathan
Der Kleiderwache vor.
Doch ruhte des Vertrauens Bau
Hier leider nur auf Sand.
Der Wächter stahl beim Morgengrau
Des Schläfers Leingewand.

Er bracht' im Fluge seinem Herrn
Den diebischen Gewinn.
Schlecht war die Hülse, gut der Kern:
Der Thaler steckte drin. —
Vom Lager fuhr mit Schreck und Wuth
Der Sanscülott jetzt auf,
Und ließ um das geraubte Gut
Den Thränen freien Lauf.

„Ha!“ rief er, „dieser Streich ist neu!
Ich Gimpel muß gesteh'n;
Ich sah bisher die Gleisnerei
Nur auf zwei Füßen gehn,
Doch dieser schwarze Unglückstag
Prägt mir die Wahrheit ein:
Der Schmeichler ist ein Schalk; er mag
Zwei- oder Vierfuß seyn.“

Hebel,

geb. 1750 in Hausen im Badenschen, zuletzt Kirchenrath und Prälat in Carlsruhe, hat sehr gemüthliche Lieder in südschwäbischer Mundart gedichtet, gest. 1826 auf einer Reise in Schwetzingen.

Der zufriedene Landmann.

Denkwol, jez langi au in Sack,
Und trink e Pfifli Rauchtuback,
Und fahr jez heim mit Eg' und Pflug;
Der Laubi *) meint scho lang', 's seyg g'nug.

Und wenn der Kaiser usem Roth **)
In Feld und Forst uf's Jage goht,
So langt er, denkwol, au in Sack,
Und trinkt e Pfifli Rauchtuback.

Doch trinkt er wenig Freud' und Lust;
Es isch em näume gar nit just. ***)
Die gold'ne Chrone drucke schwer;
's isch nit, as wenn's e Schie-Hut †) wär'.

Wohl goht em Menge Batzen i;
Doch will em Menge g'futtert sy;
Und woner lost ††), isch Bitt' und Bitt',
Und Alli tröste chan er nit.

Und wenn er hilft, und sorgt und wacht,
Von früeihn Morge bis in d' Nacht,
Und meint, jez heiger Alles tho,
Se het er erst ke Dank dervo.

---

*) Name des Zugochsen.
**) Aus dem Rathe.
***) Nämlich gar nicht wohl zu Muthe.
†) Strohhut.
††) Wohin er horcht.

Und wenn, vom Treffe blutig roth,
Der Jenneral im Lager stoht,
So langt er endli au in Sack,
Und trinkt e Pfifli Rauchtuback.

Da schmeckt's em nit im wilde G'wühl,
By'm Ach'! und Weh'! und Saitespiel;
Er het thurnieret um und um,
Und Niemes will en lobe drum.

Und Fürio! und Mordio!
Und schweri Wetter ziehnem no;
Do lit der Granedier im Blut,
Und dört e Dorf in Rauch und Glut.

Und wenn in d' Mess' mit Gut und Geld
Der Chauhher *) reist im weite Feld,
So langt er eben au in Sack
Und holt si Pfifli Rauchtuback.

Doch schmeckt' s der nit, du armer Ma!
Mer sieht der dini Sorgen a,
Und' s Ei mal eis, es isch e Gruus,
Es luegt **) der zu den Augen us.

De treisch ***) so schwer, es thut der weh';
Doch hesch nit g'nug, und möchtsch no me,
Und weisch io nit, wo ane mit ****);
Drum schmeckt der au di Pfifli nit.

Mir schmeckt's Gottlob!, und' s isch mer g'sund.
Der Weize lit im füechte Grund,
Und mittem Thau im Morgeroth,
Und mit sim Odem segnet's Gott.

Und' s Anne Meili, flink und froh,
Es wartet mit der Suppe scho,
Und d' Chinderli am chleine Tisch,
Me weiß nit, welles' s fürnehmschst' isch.

Drum schmeckt mer au mi Pfifli wohl.
Denkwol, i füll mer' s no ne mol,
Zum frohe Sinn, zum freie Muth,
Und heimetzu schmeckt Alles gut.

---

*) Kaufmann.
**) Sieht.
***) Du trägst.
****) Wohin damit.

Auf einem Grabe.

Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett!
De ligsch zwor hart uf Sand und Chies;
Doch spürts die müede Rucke nit.
Schlof sanft und wohl!

Und' s Deckbett lit der, dick und schwer
In d' Höchi gschüttelt, uffem Herz.
Doch schlofsch im Friede; 's druckt di nit.
Schlof sanft und wohl!

De schlofsch und hörsch mi Bhütdi Gott,
De hörsch mi sehnli Chlage nit.
Wär's besser, wenn de's höre chöntsch?
Nei, weger *) nei!

O's isch der wohl, es isch der wohl!
Und wenni numme (nunmehr) by der wär,
Se wär scho alles recht und gut.
Mer tolten es **).

Da schlofsch und achtisch's Unrueih ***) nit
Im Chilche-Thurm die langi Nacht,
Und wenn der Wächter zwölfe rüeft
Im stille Dorf.

Und wenn's am schwarze Himmel blizt,
Und Gwülch an Gwülch im Donner chracht,
Se fahrt der 's Wetter über's Grab,
Und wekt di nit.

Und was di früsih im Morgeroth
Bis spot in d'Mittnacht bchümmret het,
Gottlob! es ficht di nümmer a
Im stille Grab.

Es isch der wohl! o's isch der wohl!
Und alles, was de g'litte hesch,
Gott Lob und Dank! im chüele Grund
Thuts nümme weh.

Drum, wenni numme by der wär,
So wär ie alles recht und guet.
Jez sitzi do, und weiß kei Troft
Mi'm tiefe Schmerz.

---

*) Wahrlich.
**) Wir duldeten es.
***) Unruhe oder Uhrschlag.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill isch,
Se chummt mi Samstig z' Oben *) au,
Und druf, se grabt der Nochbar Chlaus
Mir au 'ne Bett.

Und wenni lig, und nümme schnuuf, **)
Und wenn sie's Schloflied gsunge hen,
Se schüttle sie mer' s Deckbett uf,
Und — Bhütdi Gott!

I schlof derno so sanft wie du,
Und hör' im Chilchthurm 's Unrueih nit.
Mer schlofe, bis am Sunntig frueih
Der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
Und d' Engel singe's Morgelied,
Se stöhn mer mit enander uf,
Erquickt und gsund.

Und's stoht e neue Chilche do;
Sie funkelt hell im Morgeroth.
Mer göhn, und singen am Altar
Halleluja!

Wächterruf.

Loset, ***) was i euch will sage!
D' Glocke het Zehni g'schlage!
Jez betet, und jez göhnt in's Bett,
Und wer e ruehig G'wisse het,
Schlof sanf und wohl! Im Himmel wacht
E heiter' Aug' die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Oelfi g'schlage!
Und wer no an der Arbet schwitzt,
Und wer no bi de Charte sitzt,
Dem bieth' i jez zum letztemol:
„'s isch hochi Zit!" — und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwölfi g'schlage!

---

*) Abend.
**) athme.
***) Höret.

Und wo no in der Mitternacht
E G'mueth in Schmerz und Chummer wacht,
Se geb der Gott e rüeihige Stund',
Und mach' di wieder froh und g'sund!

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Eis g'schlage!
Und wo mit Satans G'heiß und Noth
E Dieb uf dunkle Pfade goht,
— I will's nit hoffen, aber g'schiehts —
Gang heim! der himmlisch Richter siehts.

Loset, was i euch will sage!
D' Glocke het Zwei g'schlage!
Und wem scho wieder, eh's no tagt,
Die schweri Sorg' am Herze nagt,
Du arme Tropf! di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär' nit nöthig gsi.

Loset, was i euch will sage,
D' Glocke het Drü g'schlage.
Die Morgestund' am Himmel schwebt,
Und wer im Friede den Tag verlebt,
Dank' Gott, und fass' e frohe Mueth,
Und gang an's G'schäft, und — halt di guet!

Friedrich von Matthisson,

geb. 1761 in Hohendodeleben bei Magdeburg, Geheimer Legations-Rath und Ober-Bibliothekar in Stuttgardt, gest. in Wörlitz bei Dessau, 1831.

Elegie
in den Ruinen eines alten Bergschlosses geschrieben.

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt.
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholisch noch ein Heimchen zirpt;
Stille sinkt aus unbewölkten Lüften,
Langsam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier auf diesen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sey dies Lied, o Wehmuth! dir geweiht!

Trauernd denk' ich, was vor grauen Jahren
Diese morschen Ueberreste waren;
Ein bethürmtes Schloß, voll Majestät
Auf des Berges Felsenstirn erhöht!

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurig flüsternd sich der Epheu schlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenster blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einst den edelsten von Deutschlands Söhnen,
Dessen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegen schwoll.

Zeuch in Frieden, sprach der greise Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenschwert;
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger,
Sey des Namens deiner Väter werth!
Und des edlen Jünglings Auge sprühte
Todesflammen; seine Wange glühte
Gleich dem aufgeblühten Rosenhain
In der Morgenröthe Purpurschein.

Eine Donnerwolke flog der Ritter
Dann, wie Richard Löwenherz, zur Schlacht.
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
Beugte sich vor ihm des Feindes Macht!
Mild, wie Bäche, die durch Blumen wallen,
Kehrt er zu des Felsenschlosses Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick,
In des keuschen Mädchens Arm zurück.

Ach! Mit banger Sehnsucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild und Panzer glüh'n im Abendgolde,
Rosse fliegen, der Geliebte naht!
Ihm die treue Rechte sprachlos reichend
Steht sie da, erröthend und erbleichend;
Aber was ihr sanftes Auge spricht,
Sängen selbst Petrarch und Sappho nicht.

Fröhlich hallte der Pokale Läuten,
Dort wo wildverschlungne Ranken sich
Ueber Uhunester schwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich;

Die Geschichten schwer erkämpfter Siege,
Grauser Abentheu'r im heilgen Kriege,
Weckten in der rauhen Heldenbrust
Die Erinnrung schauerlicher Lust.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüftern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit;
Schwermuthsvolle Abendwinde flüstern,
Wo die Starken sich des Mahls gefreut;
Disteln wanken einsam auf der Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
Wann der Kriegsdrommete Ruf erklang,
Und aufs Kampfroß sich der Vater schwang.

Asche sind der Mächtigen Gebeine
Tief im dunkeln Erdenschooße nun!
Kaum daß halbversunkne Leichensteine
Noch die Stätte zeigen, wo sie ruhn.
Viele wurden längst ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß sank wie ihre Grüfte;
Vor dem Thatenglanz der Heldenzeit
Schwebt die Wolke der Vergessenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So versinkt im schnellen Lauf der Zeiten,
Was die Erde trägt, in öde Nacht!
Lorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
Urnen, der Erinnerung geweiht,
Und Gesänge der Unsterblichkeit!

Alles, was mit Sehnsucht und Entzücken
Hier am Staub' ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbstes Sonnenblicken,
Wann ein Sturm den Horizont umhüllt.
Die am Abend freudig sich umfassen,
Sieht die Morgenröthe schon erblassen;
Selbst der Freundschaft und der Liebe Glück
Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Süße Liebe! deine Rosenauen
Gränzen an bedornte Wüstenei'n,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
Düstert oft der Freundschaft Aetherschein.
Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm sind eitel!
Eines Weltgebieters stolzer Scheitel

Und ein zitternd Haupt am Pilgerstab
Deckt mit einer Dunkelheit das Grab!

Das Kloster.

Der Westgewölke Purpursaum ergraut,
Aus Eichendunkel steigt der Mond empor;
Die Winde seufzen bang' im Haidekraut,
Der Elfen Tanz webt leis' am Weidenmoor.

Des hohen Pharus trübe Leucht' entglimmt
Am schroffen Vorgebürg' im Abendduft;
Des Eilands weiße Klippenreih' verschwimmt,
Gleich einem Nebelstreif, in Wog' und Luft.

Die Thürme der verödeten Abtei
Entragen schauervoll im bleichen Licht
Dem wildernden Gesträuch der Felsenbai,
Wo dumpfig sich die matte Woge bricht.

Wo Rüstern dort ein heilig Dunkel streu'n,
Und um des Doms Portal sich Epheu dehnt,
Weilt die Melancholei im Vollmondsschein,
An Grabmalstrümmer sinnend hingelehnt.

Durch Eiben blickt ein Beinhaus halb zerstört;
Die Distel wankt am grauen Tempelthor,
Das längst nicht mehr dem Flug der Eule wehrt;
Im Bildwerk baut die Schwalb' am hohen Chor.

Kaum deuten in der Bogen Düsternheit
Geschwärzter Scheiben Reste, dort und hier
Im Blei der Fenster sparsam noch verstreut,
Der Glasgemälde gothisch fromme Zier.

Der Hochaltar, von dürrem Gras umrauscht,
Die Stufen, ausgerundet vom Gebet,
Zeugt noch, wie oft, von Seraphim belauscht,
Der Andacht Flammenseufzer hier geweht.

Nun flüstern einsam nur die Wind' im Dom;
Der Beichtstuhl trauert, von der Spinn' umflort;
Die Orgel wälzt nicht mehr der Töne Strom
Durch die Gewölbe majestätisch fort.

Der Hymnen Feierjubel sind verhallt;
Kein Marmorbild glänzt mehr, vom Opferduft
Der Weihrauchwolke festlich überwallt,
Und jene Beter sanken in die Gruft.

In dieser Blende flimmte schwermuthsvoll
Die heil'ge Lampe, wenn der Chorgesang
Der Jungfrau'n durch die Mitternacht erscholl,
Und sich ihr Herz dem Weltgefühl entrang.

Dann wähnte, seiner Nebelhüll' entfloh'n,
Ihr Geist, hoch über Schmerz und Sinnenwahn,
Im unbewölkten Glanz der Gottheit schon
Die Krone der Vergeltung zu empfah'n.

Der Tempel schwieg, wann dumpf die Glock' erklang.
Gehemmt sank erdwärts der Gedanken Flug;
Der Hallen weiße Grabsteinwänd' entlang
Verschwand im Dunkel der Vestalen Zug.

Noch soll der Schiffer, wenn Orkane dräu'n,
Am alten Dom sie warnend schweben sehn;
Ein matter Feuerglanz zuckt am Gestein,
Wo Meteoren gleich die Schleier weh'n.

Die Blumenkette der Geselligkeit
Durchschlang, o Jungfrau'n, eure Pfade nicht!
Euch spendete des Lebens Rosenzeit
Nur welke Kränze, wie der Gram sie flicht.

Der Muttername, für ein zärtlich Ohr,
Der Stimme der Natur noch unentwöhnt,
Der höchste Zauberklang im Schöpfungschor,
Hat nie den Himmel euch ins Herz getönt.

Ihr, längs dem finstern Kreuzgang hingereiht,
Bemooste Zellen! Von Gesträuch umbebt,
In deren Oede der Vergangenheit
Gebild' ersteh'n und Geistersäuseln schwebt:

In euern Mauern starb der Jugend Reiz,
Eh' seine Fülle noch der Knosp' entschwoll,
Und auf der Dulderinnen Todtenkreutz
Goß Liebe nie der Zähre letzten Zoll.

(Die Alpenros' auf Bernhards wilden Höh'n
Glüht einsam oft an schwarzer Klüfte Moos,
Und senkt der Schönheit Purpur ungeseh'n,
Vom Sturm entwurzelt, in der Fluthen Schooß.)

Bei'm Klosterthurme schlummert ihr Gebein,
Wo scheu des Uhus träger Fittig streift,
Und graunvoll, statt geweihter Kerzen Schein,
Am hohen Schilf des Irrlichts Flamme schweift.

Die Rose, die der Unschuld Farbe trägt,
Sah' jeder Lenz vor Alters hier entblüh'n,
Und Sinngrün, von der Freundschaft Hand gepflegt,
Verwebte sich mit Mirth' und Rosmarin.

Auch bebt' es oft, wie die Legende lehrt,
Gleich Engeltönen durch die Abendluft;
Die Kirchhofmale glänzten wie verklärt,
Und jedem Grab' entwallt' ein goldner Duft.

Auf seinen Tod dichtete Krug v. Nidda nachfolgendes Gedicht:

Dem Unvergeßlichen.

Echoruf an seinem Grabe

Mußt du, nach so rauhen Stürmen,
Böser Lenz! beim ersten Schein
Deines Lichts schon Wolken thürmen?
Schon mit Schrecknissen uns dräun?
Raubend Ihn, deß Harfensaiten
Nur dem Trefflichsten sich weihten,
Ihn, der Bessern aller Zeiten
Liebling in Apollons Hayn!

Doch den Todten euch zu nennen,
Ueberhebt mich wohl sein Werth!
Jeder wird ihn leicht erkennen,
Der im Leben Ihn geehrt!
Denn wo hauste wohl der Wilde,
Den des Genfersee's Gebilde,
Seines Klosters Schauermilde
Süßen Frieden nicht gewährt?

Den sein Klaggedicht, gesungen
Im verfallnen Burgruin,
Nicht wie Bienenton umklungen,
Säuselnd über Lindengrün?
Ganz dem Herrlichen vertrauend,
Mit ihm hoch vom Söller schauend,
Wenn aus Staubeswirbeln blauend
Heldenschild' im Thale glühn!

Den sein Lied der Kinderjahre,
Das so rührend Er gestimmt,
Nicht bei schon erblichnem Haare
Wonneschauernd übernimmt?

Daß der Heimath Blumenweide,
Seiner Kindheit Lenzesfreude,
Gleich dem Abendstern der Heide
Seines Jugendplans, entglimmt!
Wer empfände nicht, vom Fluge
Seines Hippogryph's entführt,
Fern von nicht'gem Sinnestruge,
Sich von Himmlischem berührt?
Flüchtet' aus verdumpfter Zelle
Nicht zu der geweihten Stelle,
Wo in Lethe's Silberwelle
Psyche's Leid sich selbst verliert?

Schwur sich nicht mit heil'gem Beben,
Aufgelöst in Wonn' und Schmerz,
Nur der Tugend zu ergeben
Und der Wahrheit Geist und Herz?
Um, wenn alle Schranken fallen,
Ringsum Todtenglocken hallen,
Grabesschrecken zu durchwallen,
Wie ein Held im Panzererz!

Doch genug Ihn zu beloben,
Den des Lenzmonds zwölfter Tag
Aller Mühsal überhoben,
Als sein Erdenhaus er brach;
Folgend höhern Signaturen
Zu veredelten Naturen,
Rettend Ihn von ird'schen Fluren
In Elysiums Palmenhag!

Wiederfindend und begrüßend
Alle, die er hier geliebt,
Die, sein Daseyn Ihm versüßend,
Nur im Tode ihn betrübt;
Um im Reich des Ewig-Schönen
Gotteshymnen zu betönen,
Edles durch Gesang zu krönen —
Was am Staub' er schon geübt!

Fr. Krug von Nidda
in Gatterstädt in Thüringen.

Haug,

geb. 1761 in Stolzingen in Würtemberg, anfangs Geheimer-Kabinets-Secretair in Stuttgart, zuletzt Bibliothekar und Hofrath ebendaselbst, wo er 1829 starb, besonders als epigrammatischer Dichter bekannt.

Auf den Tod eines Kindes.

Holdes Kind! Wo Todtenkränze wehen,
Ruhe sanft bis zum Gericht!
Neugebildet wirst du auferstehen,
Herrlicher, doch unschuldsvoller nicht.
Ueber schwebst du dann in beßre Zonen,
Engeln, deinen Brüdern, zu,
Und beneidend wünschen Millionen:
„Hätten wir so kurz gelebt wie du!“

Weißer,

geb. 1761 in Stuttgart, wo er als Oberfinanzrath noch lebt. Er dichtete Satyren, Fabeln, Epigramme und prosaische und poetische Erzählungen.

August v. Kotzebue,

geb. 1761 in Weimar, zuerst Advocat daselbst, dann Secretair beim General-Ingenieur Bawr in Petersburg. Nach dessen Tode wurde er Appellationsassessor in Reval, und nach seiner Vermählung mit Fräulein von Essen Präsident daselbst. Als diese in Weimar gestorben war, reiste er nach Paris, lebte dann mit seiner zweiten Frau, Frl. von Krusenstern, auf seinen Gütern in Esthland; hierauf wurde er Director des Hoftheatees in Wien und ließ sich bald danach in Weimar nieder. Die hier entstandenen Streitigkeiten mit August Wilhelm und Friedrich Schlegel bewogen ihn, nach Rußland zurückzugehen, wo ihn aber Kaiser Paul, der ihn für einen Spion hielt, festnehmen, und nach Kurgan in Sibirien bringen ließ. Bald wurde er wieder frei, und erhielt mit dem Hofrathstitel die Direction des deutschen Hoftheaters in Petersburg. Nach

Pauls Ermordung 1801 nahm er seinen Abschied, und reiste mit dem Titel eines Collegienraths nach Weimar, wo er die Streitigkeiten mit der neuen Schule fortsetzte. Sie bewogen ihn, nach Berlin zu gehen, wo er den Freimüthigen herausgab. Als hier seine Frau gestorben war, reiste er wieder nach Paris, hierauf nach Lief- und Esthland, wo er sich zum 3ten Male, auch mit einem Fräulein von Krusenstern, vermählte, dann nach Neapel, und nach Berlin zurück. In Königsberg schrieb er die Geschichte Preußens. Von 1806 — 1812 lebte er in Rußland. 1813 ging er wieder nach Berlin, schrieb ein russisch-deutsches Volksblatt, und wurde russischer Consul in Königsberg. Nach einigen Jahren ließ er sich in Weimar nieder, wo er neue Zänkereien bekam. Im Sommer 1815 war er in Pyrmont; dann wohnte er in Mannheim, wo ihn Carl Sand, ein überspannter Jüngling, 1819 ermordete.

Scene aus seinem Lustspiele: Die Sucht zu glänzen.

Baronesse. Frau v. Arlstein.

B. (im Hereintreten). Was Sie sagen! noch nicht einmal die Shawls sind bis in diese Gegend gedrungen? Ach, meine Gute! da muß ja eine totale Reform in ihrem Hause vorgenommen werden.

v. A. Wenn wir einmal nach der Stadt reisen sollten —

B. Und die Tricots? Sie wissen wohl auch nichts von den Tricots?

v. A. Nicht ein Wort.

B. Ach, meine Gute! das ist ja zum Erbarmen! ich bitte Sie; Tricots sind ja heut' zu Tage nothwendiger, als Hemden.

v. A. Das hab' ich nicht gewußt.

B. Halten Sie denn kein Modejournal?

v. A. Nein.

B. Auch kein Journal de Paris?

v. A. Auch nicht.

B. So kennen Sie wohl nicht einmal die berühmte Madame le Franc?

v. A. Ich habe sie nie nennen gehört.

B. Meine Gute, was muß ich erleben! In welche Wüste bin ich verschlagen worden! Unter welche bedauernswürdige Menschen!

v. A. Zum Glück fühlen wir unser Unglück nicht.

B. Ich will Ihnen die Adresse der Madame le Franc geben. Sie

wohnt im Palais Egalité à la renommée No. 41. Sie macht Douilletten, Chemisen, Redingoten, Roben à la Naxia, Roben à la Parnassia, und Kopfzeuge à la Mameluc; denken Sie sich das, meine Gute, Kopfzeuge à la Mameluc!

v. A. Was sollen wir damit in unsrer Einsamkeit?

B. Aber Sie haben doch einen Pfarrer, einen Schulmeister, Sie sehen doch wohl zuweilen Gäste, wollen sich auszeichnen!

v. A. Nein, das wollen wir nicht.

B. Nun so ist es wenigstens ein Mittel gegen die Langeweile.

v. A. Die haben wir nie.

B. Womit beschäftigen sie sich denn?

v. A. Ich treibe mein Hauswesen, und erziehe meine Kinder.

B. Jetzt habe ich Sie gefangen, meine Gute! Was soll denn aus den Kindern werden, wenn sie nicht einmal wissen, was Tricot ist?

v. A. Sie werden sich schon ohne Tricot behelfen lernen.

B. Ich bitte Sie, meine Gute, Sie zerreißen mir das Herz mit diesen misanthropischen Grundsätzen. Kommen Sie zu sich. Bedenken Sie doch, daß man sich in der Welt produciren, daß man imponiren muß! Ich will mich Ihrer annehmen. Ohne Ruhm zu melden, ich verstehe mich auf die große Kunst zu erscheinen.

v. A. Die mir völlig unbekannt ist.

B. Alles kommt darauf an, wie man erscheint. Mich sollten Sie einmal sehen, meine Gute, wenn ich, mit Schmuck bedeckt, ins Spectakel fahre! Vor allen Dingen richte ich es so ein, daß ich eine halbe Stunde zu spät komme, damit es fein still im Parterre ist. Nun rede ich schon im Corridor so laut, als möglich, mit meinem Domestiken. Er öffnet mir die Logenthüre mit Geräusch, — ich trete hinein im Glanz, — Aller Augen fliegen nach mir, — ich schein' es nicht zu bemerken — links und rechts grüße ich in die benachbarten Logen, und schiebe mir dann meinen Stuhl ein wenig zurecht. Jetzt sitze ich, — jetzt ziehe ich mein Glas hervor, und mustre das Parterre. — Dann und wann werfe ich auch einen Blick auf die Bühne, um zu sehen, ob die Actrice passable oder abominable gekleidet ist. Kommt eine rührende Scene, so ergreif' ich schnell den Augenblick der allgemeinen Stille, und fange mit meinem Nachbar überlaut an zu reden. Dann sieht wieder Alles nach meiner Loge. Einige unterstehen sich auch wohl, mir ein Pst! zuzuzischen. Es versteht sich, daß ich es nicht höre, sondern unbefangen fortplaudere, so lange es mir beliebt. O Sie glauben nicht, meine Gute, welchen Effect das hervorbringt!

v. A. Ich sollte doch kaum glauben, daß man sich dadurch beliebt machen könnte.

B. Beliebt? Wer spricht davon? Es ist vornehm, es imponirt;

ein gemeiner Mensch darf's nicht wagen. Es gehört Schmuck dazu, Ohrgehänge, Halskette, ein halber Mond im Haar, Alles nach der neuesten Façon. Ich bitte Sie, meine Gute, wie ist Ihr Schmuck gefaßt? — Doch was frage ich? Da Sie weder Shawl, noch Tricot kennen, so muß ich fast das Entsetzlichste vermuthen: — Sie werden nicht einmal Schmuck haben?

v. A. Doch ich habe Schmuck, und ich darf sogar behaupten, einen kostbarern, als den Ihrigen.

B. Kostbarer, als der meinige? O, meine Gute, das kann wohl schwerlich sein. Sehn Sie nur dies Halsband; sind es nicht Steine, als ob sie zu dem berühmten Halsband des Cardinal Rohan gehört hätten?

v. A. Und dennoch wiederhole ich meine Behauptung.

B. Ey, so lassen Sie Ihre Herrlichkeiten doch sehen! Ich bitte, eilen Sie, holen Sie Ihren Schmuck! ich bin Kennerin.

v. A. Wenn Sie befehlen. (sie geht)

B. Sie werden mich unendlich obligiren, meine Gute!

B. (allein) Gemeines Weib! Kommt mir vor, wie eine ehrliche Hausfrau aus einem empfindsamen Familiengemälde, — bleibt sich immer so gleich, ist durch gar nichts zum Erstaunen zu bringen. — Wahrhaftig, wenn mich eine Königin neben sich auf dem Sopha sitzen ließe, ich glaube, sie könnte es mit ansehn, ohne Krämpfe zu bekommen.

B. Ach! sieh da, die kleinen allerliebsten Püppchen! das sind ja wahre Raphaelsköpfchen; wahrhaftig, als ob man sie im Vatican copirt hätte. **Vous parlez français, mes petits bijoux? N'est-ce pas?**

v. A. Nein, Sie verstehen nur deutsch.

B. Nur Deutsch? Mein Gott, was haben sie denn für eine Gouvernante?

v. A. Ich selbst bin ihre Gouvernante.

B. Ey, meine Gute! das schickt sich nicht. Ich werde Ihnen eine verschaffen, ein Frauenzimmer, welches den bon ton völlig in seiner Gewalt und schon zwei Comtessen erzogen hat.

v. A. Ich bin so eifersüchtig auf die Liebe meiner Kinder, daß ich die Mutterpflichten nicht gern einer Fremden anvertrauen möchte.

B. Nun, davon ein anderes Mal. Jetzt lassen Sie uns auf das Nothwendigste zurückkommen: wo ist Ihr Schmuck?

v. A. (auf ihre Kinder deutend) Hier ist er.

B. Wie? Wo?

v. A. Meine Kinder.

B. Hm! Sie scherzen.

v. A. Das wolle Gott nicht!

B. Ah so! — so haben Sie es verstanden? — Ja, das ist denn freilich ein Anderes.

v. A. Diesen Schmuck kann ich zwar in der Loge nicht gebrauchen, aber er schmückt mein Haus.

B. Recht artig gesagt, recht sehr artig. Ich versichre Ihnen, meine Gute, ich könnte über diese Zärtlichkeit Thränen vergießen, wenn ich sie nicht wegen des Rouge zurückhalten müßte.

v. A. (zu den Kindern) Geht nun wieder, liebe Kinder!

Die Kinder. Da bleiben!

v. A. Nicht doch, euer Vesperbrod erwartet euch schon.

Die Kinder. Mitgehn, liebe Mutter, bitte, bitte!

v. A. Kleinen Schmeichler, ich kann ihnen nichts abschlagen. Sie erlauben —

B. O ich bitte, sich nicht zu geniren.

v. A. (führt die Kinder fort).

B. (allein. Sie wirft sich in einen Sessel). Nun denn, das ist denn doch auch so bürgerlich, wie immer möglich. Ich verlange Schmuck, und sie bringt mir Kinder. Im Grunde scheint es wohl gar, als wolle sie sich über mich lustig machen? — Es ist eine gemeine Seele. — Aber ich — wie werde ich in dieser elenden Provinz nur vier Wochen aushalten können? — Wenn das so fortgeht — wenn ich in der ganzen Gegend keine Menschen finde, aus denen sich ein Cirkel formiren läßt, so gerathe ich in Verzweiflung, und lasse lieber das Härteste über mich ergehen; ich verkaufe meinen Schmuck, und erscheine in der Residenz ohne Brillanten. —

Lenz,

geb. 1762 in Lorch im Würtembergischen, erst Prediger, zuletzt Professor in Stuttgart, gest. 1828, als lyrischer und didaktischer Dichter bekannt.

Die kranke Mutter.

O, die ihr wißt, was Wittwennoth,
Und was ein Mutterherz,
Da alles mir geraubt der Tod,
O, weint in meinem Schmerz!

Den Gatten rafft in fernem Land
Der Tod der Schlacht dahin;
Dort liegt er tief verscharrt im Sand,
Und Niemand weint um ihn.

Ach, meine Thränen konnten nie
Ihm strömen auf sein Mahl;
In öder Kammer strömten sie
Allnächtlich ohne Zahl.

Zum Troste blieb mir doch gesellt
Das einz'ge Töchterlein,
Mein Ein und Alles in der Welt,
Und wie die Unschuld rein.

Ach, wie ich vor des Vaters Bild
Oft schluchzend sprach zu ihr:
„O den zu früh die Erde hüllt,
— Sein Segen ruht auf Dir. —

Solch' einem Edlen gab es nicht,
Gleich' ihm an Sitte du!"
Da weint' ihr Engelangesicht
Mir fromm Gelobung zu.

Und als sie reift' und reift' heran
In schöner Blüthe Pracht,
Da faßte schnell sie Krankheit an
Mit ungebund'ner Macht.

O banger, unglücksvoller Tag!
O namenloser Schmerz!
Und als sie nun zu sterben lag,
Drückt sie mich an das Herz.

Sie ringt empor ihr bleich Gesicht,
Fällt um den Hals mir her,
Und wie aus ferner Ferne spricht
Sie jetzt noch dumpf und schwer.

„O laß mich an dem fremden Ort
Doch nicht allein zu lang!
Mir würde selbst bei Engeln dort,
Die ich nicht kenne, bang:"

„O komm doch bald zu mir, komm bald!"
— Bat sie mit irrem Blick,
Und faßt mich mit der Hand so kalt,
Und sinkt dann todt zurück.

Da lag sie da, das Himmelsbild
In schöner Todesruh,
Ich, ganz in Jammer eingehüllt,
Drückt' ihr die Augen zu.

Und immer finstrer brach's herein,
Und öd lag's um mich her,
Als ob mit ihr der Sonne Schein
Nun ganz erloschen wär'.

Nur eins im tiefsten Busen sang
Mir stets: „Komm bald, komm bald!"
Und als die Grabesglock' erklang,
Da schallt's: „Komm bald, komm bald!"

Nun zieht's und zieht's und läßt nicht ab;
Ich weiß, der Sehnsuchtschmerz
Er zieht mich bald ihr nach ins Grab,
Und friedigt so mein Herz.

Wo sie schläft, will ich schlafen auch,
Die blasse Lilie blüh'
An meinem Grab im Sommerhauch,
Die Rose schmücke sie!

Eilt, Stunden, eilt, und macht mich frei
Der Qualen dieser Welt,
Daß ich zu meinen Lieben sei
Im Tode bald gesellt!

Johann Gaudenz, Freiherr v. Salis,

geb. 1762 in Graubündten, einst Hauptmann in französischen Diensten, lebt auf seinem Schlosse Malans in Graubündten.

Das Mittleid.

Mitleid! Heil dir, du Geweihte!
Weiches Herzens, milder Hand,
Wallst du an des Dulders Seite
Durch der Prüfung rauhes Land;
Thaust, wie Balsam, milde Zähren,
Hebest das zerknickte Rohr.
Wie zu Hyllius Altären,
Blickt die Noth zu Dir empor.

Deine Hülfe stillt ihr Flehen;
Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat;

Spendest Brüdern, welche darben,
Deines Tagewerks Gewinn,
Bindest loser deine Garben
Vor der Aehrenleserin.

In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst des Lächelns heitre Züge
Abgehärmten Wangen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm,
Und verpflegst in sichrer Hürde
Deines Nachbarn irres Lamm.

Sorglos streust du vor die Scheuer
Vögeln Korn im Winter aus;
Nöthigst zu des Heerdes Feuer
Pilger in dein wirthlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognen's federlose Brut; *)
Schirmest Täubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth.

Du entführst die junge Waise
Ihrer Mutter Rasengruft;
Jeden Seufzer, noch so leise,
Raubt dein Ohr der Abendluft;
Sanft, wie thauige Hyaden, *)
Blickst du auf das Findelkind,
Reichst ihm Ariadnens Faden
Durch des Lebens Labyrinth.

Du erwärmst in sanfter Rührung
Auch der Selbstsucht starres Eis,
Warnst vor lockender Verführung
Blüthenüberstreutem Gleis;
Neigest dich mit leisem Trösten
An der Schwermuth dumpfes Ohr,
Hebst entfesselnd den Erlösten
Von des Kerkers Stroh empor.

Herzen, die der Harm zerrissen,
Hegst du mit besorgter Treu.

---

*) Schwalben. S. mein Lehrbuch der Mythologie für Töchterschulen, S. 259.

*) S. ebendaselbst S. 129.

Rückest der Geduld das Kissen
Auf des Schmerzenlagers Streu.
Schonst des Schlummers; nahst auf Socken;
Kühlst mit deinem Palmenreis,
Trocknest mit ergossnen Locken
Banger Todeskämpfe Schweiß.

Bleib' bei uns, bis einst die Hefe
In dem Thränenkelch versiegt;
Kränze bleicher Trübsal Schläfe,
Die an deinen Schooß sich schmiegt;
Herze sie mit Ammenarmen;
Sei umstürmter Pflänzchen Stab,
Die das ewige Erbarmen
Dir zur Pflege übergab.

Am dreißigsten Jahrestage nach dem Tode meiner Mutter.

Du meine Mutter einst und Mutter auch noch drüben,
Dort, wo kein Tod mehr ist, wo keine Thräne rinnt,
Dein denkt dein Sohn, der hier so lang' zurückgeblieben,
An Jahren alternd, — doch im Innern treues Kind.

Oft wenn mein Abendroth schon Herbstgewölke trüben,
Erscheinen jene mir, die längst vollendet sind,
Und mahnen, daß auch bald mein höh'res Seyn beginnt,
Wo meine Hülle soll in deiner Gruft zerstieben.'

Wie als gebohren dir im Mutterarm' ich lag,
Und schmerzverlächelnd noch dein Blick auf mir verweilte,
Erst Mitleid, Hoffnung dann aus deinen Zügen sprach:

So wenn des Todes Nacht sich schon vor mir zertheilte,
Empfange meinen Geist, der liebend zu dir eilte.
Durch Dunkel geht die Bahn, die Herrlichkeit darnach!

Johann Rud. Wyß,

geb. in Bern 1763, Pfarrer in Buchsen, zuletzt Professor in Bern, gest. 1830. Er hat Episteln, Idyllen und Legenden gedichtet.

Seume,

geb. in Poserne bei Weißenfels 1763, russischer Offizier, lebte meist in Leipzig, gest. 1810 in Töplitz.

Weibliche Unschuld.

Das Herrlichste, was wir auf Erden schauen,
Was magisch oft Barbaren zähmt,
Und selbst die Hand des Bluttyrannen lähmt,
Ist, bleibt ein Weib, das voll Vertrauen,
Sich kaum bewußt, den Rest gemeiner Frauen
Durch Tugenden von hohem Werth beschämt.

Die Anmuth thront auf ihrer heitern Stirne,
Und ihre schöne Seele malt
Sich in dem Blick, den sanft ihr Auge strahlt;
Sie dreht, als Phöbus Lieblingsdirne,
Nicht ein System mit Aufwand von Gehirne,
Dem Schmeichelei nur kalten Beifall zahlt.

Mit Lieblichkeit spielt an der Mutter Händen
Die kleine Schmeichlerin; und blickt
Mit Unschuld auf, in der sie schon entzückt;
Wer kann den Blick einst von ihr wenden,
Wird die Natur ihr schönes Werk vollenden,
Das sie schon jetzt mit Zauberzügen schmückt?

Mit Lust entschlüpft sie ihrem Flügelkleide
In froher Unbefangenheit,
Und jeder Tag, der sie zum Liebling weiht,
Ziert sie mit mehr als funkelndem Geschmeide,
Die Unschuld schmückt mehr als Gewand von Seide,
Und Frohsinn mehr als Glanz der Eitelkeit.

Ihr trägt ein Mann sein ganzes Herz entgegen,
Sieht sie wie eine Gottheit an,
Und rühmet sich mit Stolz, daß er's gethan,
Und hält sie froh für einen Segen
Aus Eden noch auf seinen Pilgerwegen.
Und was er glaubt, ist kein erträumter Wahn.

Der Gatte geht mit Zuversicht und Liebe,
Wohin ihn das vereinte Glück
Oft ruft, und sieht mit Mißtraun nicht zurück.
Als ob den Bund ein Engel schriebe,
Für ihn allein das Paradies noch bliebe:
Die Unschuld bürgt mit ihrem Seelenblick.

Wer spricht es aus, wenn er auf ihrem Schooße
Die kleinen Gaukler scherzen sieht,
Und sie ihn sanft in diese Gruppe zieht?
Ein Krösus ist mit seinem Loose
Ein Bettler dann, und klein der erste Große,
Der hoch entflammt um Dunst der Ehre glüht.

Sie denket froh an jeden Tag von gestern,
Der ohne Tadel ihr verstrich;
Ergötzet schon des nächsten Morgens sich,
Und Freud' und Ruh' sind ihre Schwestern,
Und wagt's der Neid, die Göttliche zu lästern,
Der Skorpion stirbt an dem eignen Stich.

Wenn zauberisch im jungen Ebenbilde
Die muntre kleine Tochter fliegt,
Und lauschend sich an ihre Mutter schmiegt,
Und ihre Mutter dann mit Milde
Sie sanfter drückt und hinblickt ins Gefilde:
Hat Dichtung je so schönen Traum gewiegt?

Kühn blickt der Mann und muthig in Gefahren,
Den seiner Seele Würde hebt;
Er schreitet fest, wenn feig der Weichling bebt;
Die Tugend stählt in Winterjahren
Ihn noch mit Kraft auch unter grauen Haaren,
Wenn keiner mehr der Zeitgenossen lebt.

Die Unschuld bringt der guten frohen Alten
Den Schwarm der Enkel um das Knie;
Sie sieht und küßt und lehrt und segnet sie,
Wenn sie sich fester an sie halten;
Und Freude glänzt aus allen ihren Falten,
Und jedes Wort ist reine Sympathie.

Hoch ehret sie in ihrer Tugend Lohne,
Bei eurer Hoffnung ehret sie,
Ihr Mädchen; sonst erreichet ihr sie nie.
Der Vater lebt in seinem Sohne,
Und Enkel sind die Zierde der Matrone;
Ein solches Stück ist Seelenharmonie.

Geht, opfert ihr, der Unschuld, die euch schützet,
Die euch mit jedem Reize ziert,
Durch die allein ihr edle Herzen rührt,
Was ihr besitzt, durch sie besitzet,
Und ohne die euch alles wenig nützet;
Geht, opfert ihr, die euch zum Heile führt.

Sie mischt den Kelch, den auch der Gram verbittert,
Mit Trost aus ihrem Vaterland,
Führt in dem Glück', reicht im Orkan die Hand,
Und hauchet, wenn der Sünder zittert,
Weil schwarz heran die Donnerwolke wittert,
Euch Friede zu, von Gott herabgesandt.

Sie reicht mit Huld, wenn einst die Saat der Halmen
Zur großen Aerndte niedersinkt,
Und ernst und hehr des Schnitters Sichel blinkt,
Den Kindern ihren Kranz von Palmen,
Wenn zu dem Chor der neuen Jubelpsalmen
Ihr Angesicht im Strahlenkreise winkt.

Müchler,

geb. 1763 in Stargard in Pommern, Kriegsrath in Berlin, als lyrischer Dichter bekannt.

Der Abend des Lebens.

O selig, wem am Abend seines Lebens
Ein wolkenloser Himmel glänzt!
Wem Heiterkeit die freie Stirn umkränzt!
Ihm sagt sein Herz: Ich lebte nicht vergebens.

O selig, zeigt an seiner Wallfahrt Ziele
Die holde Fee, Erinnerung,
In zauberischer Mondesdämmerung,
Ihm einmal noch der zarten Kindheit Spiele!

Ihm einmal noch der Jugend goldne Stunden,
Wo ihn sein schwärmerischer Flug
Ins ferne Reich der Ideale trug,
Bis er der Wahrheit sichern Pfad gefunden.

Bis er gereift zum Manne, die Chimären
Der Phantasie mit Ernst bekämpft,
Durch Pflichtgefühl die Leidenschaft gedämpft,
Und den Genuß verdoppelt durch Entbehren!

Jean Paul, Friedrich Richter,

geb. 1763 in Wunsiedel in Baiern, kam als Kind nach dem benachbarten Joditz, dann nach Schwarzenbach, wo sein Vater starb. In Hof besuchte er die Schule, und in Leipzig stu=

dierte er Theologie. Erst 19 J. alt gab er die grönländischen Prozesse heraus. Dann lebte er in Hof bei der Mutter; später wurde er Hauslehrer, und schrieb: Auswahl aus des Teufels Papieren. Durch des Professors Moritz in Berlin (gest. 1793) Vermittelung gab er die unsichtbare Loge unter dem Namen Jean Paul heraus, die ihn zuerst berühmt machte. In Hof bei seiner Mutter arbeitete er den Hesperus und Quintus Fixlein aus. In Weimar, das er 1796 besuchte, erhielt sein Geist allgemeine Anerkennung. Als seine Mutter gestorben war, zog er nach Leipzig, ein Jahr später nach Weimar, und erhielt vom Herzog v. Hildburghausen den Titel eines Legationsraths. In Berlin ließ er sich 1800 nieder, und verheirathete sich mit Caroline Maier. Nachmals wohnte er in Meiningen und Coburg, zuletzt in Baireuth, wo er 1825 starb. Noch merke man sich unter seinen vielen Schriften: den Titan, das Campanerthal und die Levana.

Die Elternliebe gegen Kinder.

Eine einfache Erzählung.

(Die Jungfrau Sidonie, eine Dichterin, war mit dem Oberst Thorismund, einen verstandstrengen, thatenkühnen, aber geschmackvollen Mann, verlobt. Am Verlobtage hatte sie folgenden Traum:)

Sie sah in eine lange blumenvolle Aue hinein, wo unzählige Kinder spielten. Am Ende stand die zugeschlossene Himmelpforte mit Lilienkränzen überhangen. Ein Kind um das andere klopfte spielend an, aber sie blieb zu. Einige Kinder rissen Lilien von der Pforte, aber als sie damit bekränzt entliefen, verschimmelten die rothen Wangen, und nur die Lilien blüthen lichter. Plötzlich hörte Sidonie das Aufgehen der Erdenpforte hinter sich, und sah sich um, da zog mitten unter die Kinder in die Wiese langsam ungetragen ein blumig ausgemalter Kindersarg, welchem sie nachliefen. Endlich stand er fest, und sein Deckel hob sich auf; zwei nahe Kinder, die sich Julius und Julie nannten, kämpften mit einander, wer hinein steigen dürfe; zuletzt gab Julius nach. Julie stieg ein, der Deckel schlug zu, und der Sarg flog mit ihr durch die aufspringende Himmelpforte davon; und Julius jammerte der geraubten Schwester nach. Auf einmal fiel eine dicke Nacht auf alles herab; nur eine klagende Stimme rief darin fort: „Sidonia, deine Tochter ist gestorben!“ — Plötzlich wurde alles wüst umgestellt. Alles schien graue Luft. Es regnete Asche von der Erde gen Himmel auf. Ein Gorgonenkopf wühlte sich aus der Erde, und rollte sich umher, alsdann schritt ein eiserner Moloch mit gluthrothen Armen herein, und

viele Feuer loderten ihm nach; er trat vor ein Blutgerüst voll spielender Kinder, worauf ein Christbäumchen, anstatt mit Wachslichtern, bloß mit schwarzen Trauerfackeln stand, die er mit seinen Feuern anzündete. Tief im Hintergrunde wurden Bilder beleuchtet, auf welche geschossen wurde von einem Schützenbunde; unter den Bildern wurde aber nur eins getroffen, das Julien ähnlich war, und jede Kugel fuhr durchs Herz. Hier erklang wieder eine jammernde Stimme; alles war verschwunden, und zu ihren Füßen erblickte Sidonia ein blühend schlafendes Kind, wieder Julien ähnlich. Als sie es mit dem Finger wekken wollte, fühlte sich die Stirne kalt an, und brach zusammen, und die Kindes-Gestalt sagte: „ich bin es nicht, ich bin von Wachs."

Darüber erwachte Sidonia voll Schauder. — Indeß nach wenigen Tagen trat der böse Traum bald in sanftere Farben zurück, und die Furcht einer Vorbedeutung hob sich durch die Erinnerung, wie sie schon so oft zwischen wilden riesenhaften Traumbildern durchgegangen, sogar im dichterischen Wachen.

Der Oberste fing an zu lachen und sagte: „recht gut, mir hat diese Nacht auch geträumt, du wärest vorgestern gestorben. O Possen! — Aber ernsthaft. Nimm hier mein heiliges Ehrenwort, mein erstes Mädchen nenn' ich Julie, und den ersten Jungen Julius, ganz wie dein toller Traum. Soll der Mensch noch gar das Träumen fürchten, da er's schon genug mit dem Wachen aufzunehmen hat? Sprich, Sidonie!"

Sie sprach nicht, es hätte ohnehin gegen sein eisernes Ehrenwort nichts geholfen, auch richtete diese Entschiedenheit ihres Mannes die gebeugte träumerische Seele wieder auf. Sie gebar einen Sohn und eine Tochter zugleich. Sie wußte voraus, daß Thorismund seinem Ehrenschwur getreu, beide bloß Julius und Julie nennen würde. Er that es auch. Nur schob er die Taufe mehrere Monate hinaus, um der Mutter Zeit zum Genesen und Zeit zum Folgern für das Fortleben solcher Kinder zu lassen, welche schon zwei Monate gelebt. Doch ist es zu tadeln; der Mensch, könnte der Grieche sagen, wage gegen die Menschen, aber nicht gegen die Götter; er trotze gegen das Sichtbare, aber nicht gegen das Unsichtbare.

Indeß wurde die weibliche Angst allmälig von der blühenden Gegenwart überwunden, und von Wahrscheinlichkeiten aller Art; beide Kinder waren den geträumten so unähnlich, und die todtgeträumte Julie übertraf an gesunder Kraft fast den Bruder!

Beide Kinder waren gleichsam die ersten Eltern wieder, Adam und Eva, nicht bloß darum, weil sie fast wie diese zugleich auf die Erde gekommen, oder weil alle Kinder das kurze Erden-Leben wiederspiegeln durch Unschuld und Schuld, durch Glück und Unglück, sondern weil mit zarten Blicken Julius den Jüngling, Julie die Jungfrau versprach. Das Paradies für Adam und Eva gaben die Eltern her, und bekamen dafür eins wieder.

Aber nicht nur aus dem kindlichen, auch aus dem elterlichen werden die Menschen getrieben. Der Cherub mit dem Flammenschwerdt erschien nach 7 Jahren, der Krieg. Der Vater mußte aus der Liebe in den Krieg; aus der Familienfreude in das Familientrennen ziehen. Die Klage darüber spreche die Gattin selber aus, in ihrem Briefe an ihre Freundin.

„Meine geliebte Sophie! Jetzo sei du die meinige nur noch mehr als sonst; und lasse dich recht von mir lieben, damit ich vergesse, was ich entbehre. Der Krieg hat auch meinen Thorismund in seinen Sturm gezogen; er muß mit stürmen und vielleicht mit fallen. Doch kein Wort davon weiter! Wär' es denn ehrenvoll zu jammern, wenn ein Mann, der lange den Kriegtitel trug, endlich zu den Thaten seines Namens berufen wird, wenn er in einem Tage halten soll, was er Jahre lang versprochen? Aufrichtig! Hier spricht freilich mehr er durch mich, als ich selber. Er konnte dem Befehle nach nicht eine Minute länger zaudern, als bis in die Nacht am Geburtstage unsrer Zwillinge, welche er so unbeschreiblich liebt. Das Anschauen der schönsten Liebe ist jedem, wie vielmehr einer Mutter, das des Kindes-Liebens. Nur hier allein (die Freundschaft nicht ausgenommen) giebt es keinen eifersüchtigen Neid, und so wenig, als wenn ein Mensch die Blumen und Sterne liebt; liebe nur, sagt die Mutter, unsre Kinder, und ich liebe dich mehr; dein Herz vertheilt sich nicht, es vergrößert sich nur. Und so ist's schön, im Vater die Kinder zu lieben, und in den Kindern den Vater; und ist schön das All der Liebe im Kleinen zu haben, und durch keine Umarmung eine dritte auszuschließen. Es rührte mich allezeit, wenn mein Thorismund, der sonst den Kommandostab nicht eben als Stab sanft handhabt, gerade gegen meine Schäfchen ein Lamm war; er hatte die Regel — welche ich gewiß in seiner Abwesenheit eifriger befolge, als in seiner Nähe — nur sanft eine Bitte abzuschlagen (warum soll man, sagte er, das Harte noch durch das Harte vermehren); hingegen Gebote und Verbote für eine ferne Zukunft sprach er sehr stark aus. „Was machst du," sagte er zu Julius, „wenn ich todt geschossen werde?" — „Ich ziehe," sagte der Junge, „deinen Degen heraus, und haue wohl zwei oder drei todt." — „Du bist aber nicht bei mir?" — „Nu so nehme ich den Spitz, und springe mit ihm zum Fenster hinunter, da sind wir beide todt, und dann bei dir." Da mein Julius nach der väterlichen zu großen Forderung nicht genug angebornen Muth hatte, weil er zur Tollkühnheit zu besonnen ist, so half er ihm durch den Reitz des Ehrgefühls zu erworbnem, und sagte am Ende selber: „dieser bringe weiter, und sei edler als gemeines blindes Antrotzen jeder Gefahr." Gleichwohl hatten wir beide über einen bestimmten Fall Streit. Du weißt, wie sehr unser Schloß wegen seiner Thallage, oder Gott weiß warum, immer am längsten von Donnerwettern belagert und

beschossen wird, weswegen mein Mann mit Recht endlich Gewitterableiter anlegen lassen. Vor dieser erhabnen Naturgewalt erschauern — schon weil sie vom Himmel, aus unbekannter, heiliger, göttlicher Hand kommt — eigentlich alle Menschen, und auch Kinder, die sonst vor Feuer und Schall eben nicht zagen; ich malte ihnen also schon in frühester Zeit den Donner als Rollen des Frühlingswagens vor, und die Blitze als breite, lange Funken, aus der Wolkenstraße geschlagen. Aber er ließ es später nicht gelten. Er verwarf überhaupt Dichtung, die man einmal zurücknehme, und behauptete auch, sich vor etwas nicht zu fürchten, was nur lieblich sei, nicht fürchterlich, wäre kein Muth; und daher sagt er geradezu dem Knaben: „ein Gewitter kann dich recht gut erschlagen, aber fürchtest du dich?" — „Ich bin kein Hase," sagt Julius, dem der Vater dieses Wort längst zum Todeswort verbittert hatte. Noch in der Nacht der Abreise trat mein Thorismund vor die schlafenden Kinder, aber nicht um sie zum Abschiede zu wecken, sondern um ihre schönsten Abbilder in die Seele aufzunehmen; denn ist schon ein schlafender Erwachsener schön, und wie ein Todter geheiligt, so noch mehr ein Kind im Schlummer; ein schlafendes ist ein doppeltes Kind. Diese Blüthe einer Lebenswelt ist eine geschlossene Blüthenknospe! Das unschuldige Angesicht ruht verklärt, ohne die Narben der Jahre, ohne die Feuermäler der Leidenschaften, ohne die Brandmale der Sünde. Daher man nur von Kindern, die im Schlummern lächeln, glauben konnte, daß mit ihnen Engel spielen. Wie mögen oft diese stillen Züge vor dem armen Krieger und Vater auf dem Schlachtfelde des Mords unter den Verzerrungen wie ferne Sternbilder schweben!

Vergib das lange Sprechen von meinen Kindern; ich will darüber den Edlen ein wenig zu vergessen suchen, um die lange noch ungemessene Zeit seiner Unsichtbarkeit auszudauern. Eine harte Zeit, deren Stundenräder die Brust langsam rädern, bis wohl gar irgend eine Todesnachricht den Todesstoß giebt! — Ach so ist das Leben! denn Lieben ist Leiden; jeder Mensch mehr, den du liebst, droht dir seine Wunden an, und wie sehr du auch, gleich mir, dich selber gegen das eigne Schicksal bewaffnest, so wird gleichwol der Pfeil, der auf eine geliebte Brust abfuhr, auf deine zurückprallen. Aber wir wollen doch lieben und leiden; euch alle hätte ich doch geliebt, wäre mir auch vom Schicksal verkündigt worden: morgen sind sie alle verschwunden. Sophie, ich hätte dich doch geliebt!

Deine Sidonie.

N. S. Der Brief blieb eine Woche liegen. Ich glaubte Julius und Julie müßten seit der Abreise von nichts als vom Vater reden, und ihn zu sehen sich sehnen. Aber nein! flüchtige Worte, und alte Lustspiele! Dies that mir ungemein weh in das Herz des Vaters hin-

ein. Ich weiß freilich die Ursache, und vergebe den Kleinen. Lebe heiter!“ —

Doch schwerlich weiß sie die ganze Ursache. Dieses Einsenken in die Gegenwart, welche so schön die Vergangenheit und die Zukunft überbauet, sollten wir an den Kindern mehr beneiden, als beklagen; sie leben wie Götter in einer zeitlosen Ewigkeit; der reißende Strom der Zeit ist für sie ein weites still umfangendes Meer. So wenig auch ihre Liebe Vergangenheit hat, so hat sie desto mehr Gegenwart und Fülle, und eben dieses nicht zurückschauende Hingeben an die Gegenwart wird in den spätern Jahren das tiefere Erinnern.

Der Krieg mit seinem Schmerz, die er Entfernten wie Anwesenden gibt, fing seinen großen Gang an. Ihr Thorismund schrieb ihr häufige Trost- und Frage-Briefe; aber kann einer davon trösten, da jeder nur über die Vergangenheit beruhigt, indem vielleicht gerade in der freudigen Lesestunde der ferne Geliebte verblutet? — Was ihr jedoch in dieser weiten Schnee-Ebene des Lebens noch hie und da grüne Frühlingsstellen aufdeckte, waren die Kinder und deren Erziehung und Gedeihen. Sie wurde jetzt der Vater ihres Julius; und alle väterliche Erziehregeln, die sie sonst mit mütterlichen bekriegte, erfüllte sie nun treu und ernst, um den heimkommenden Vater mit seinem reifern Zögling zu überraschen. So floß endlich ihr Leben ruhiger fort, und die Ufer wurden gerader; ihr Mann schritt unter den Kriegsdonnern ungetroffen weiter, und so fürchtete sie immer weniger; denn sogar die Furcht der Menschen nützt sich ab.

An einem schönen warmen Frühlingsmorgen bekam sie endlich das Hoffnungsschreiben, daß sie bald den wieder an das Herz andrücke, der darin glühte. Aber der böse Lügengeist, der im Traume der Verlobnacht Julien hatte sterben lassen, wollte etwas anders, kein so großes Glück, da Julie fortblühte. Der Frühlingsmorgen war so paradiesisch schön, ein ungewöhnliches Dunkelblau fluthete über den Höhen und Wäldern, und jeder in seine Blumen gehüllte Baum schien ein Maibaum der Lust, und dem warmen Athem der Natur erschlossen sich alle Blüthen offener, um ihn einzutrinken. Mittags zogen Gewitterwolken hinter ihren Bergen hervor, und versammelten sich über den Häusern der Menschen. Darauf spielten Sonnenstrahlen und Blitze und Glanzregen zugleich am Himmel. Julius suchte wie Tauben immer gern den Regen auf. Er watete dabei noch in den Bach hinein, in welchem die Kette des Gewitterableiters hing. Er faßte die Kette an, um sich an ihr höher hinaufzuschwingen. Die Sonne sah ihn mit einem heißgeweinten Auge von der Seite an. Ueber ihm wirbelte eine graue Wetterwolke ihre kleinen Wölkchen durcheinander. Plötzlich sprang aus ihr ein sanfter Schlag auf die Gewitterstange, — das Kind lag getödtet im Wasser.

Erst spät, als der ganze Himmel wieder rein und freundlich glänzte, suchte man Julius.

Da sah die Mutter aus einem Fenster ihren Sohn im seichten Wasser mit offnen Augen liegen, vor der Abendsonne blühend, als wenn er noch lebte. Sie stürzte schreiend hinab und ins Wasser, und riß ihn heraus, es war noch das alte schöne Kind, und der Donner, der nur Bäume zerreißt, aber der Menschengestalt schont, hatte keine einzige Schönheit versehrt; nur war er im Wasser starr geworden. Sie trug ihn küssend und anrufend, und sah sich um, ob es kein tieferes Wasser gäbe, um wieder mit ihm hinein zu fliehen, damit sich die zu große Wunde endige. — Ueber die Wunde falle der Schleier! Wenn sie schon der Maler zu stark fühlt, den Gott mit ihr verschonte: wie vielmehr würde es ein Zuschauer nachfühlen, der sie in eigner Brust trüge!

Endlich mußte sich Sidonia nach allen hoffnungslosen Versuchen der siegenden Uebertäubung unterwerfen. Aber sogar dieses Glück der Erstarrung wurde ihr verschoben, da der Todte wie alle vom Blitz Getroffene in schnelle Verwesung, und dadurch in das lebendige Nachblühen überging, das wieder ein kurzes Morgenroth der Hoffnung vorlog. In dieser schönen Gestalt ließ sie von ihm sein Wachsbild abnehmen, um gleichsam ihren Schmerz zu versteinern. Nach einigen Tagen wurde ihr von einem Fischer sein Hüthchen gebracht, das der Bach bis in ein Lusthölzchen ihres Mannes geführt. Da zerging das harte Starren in weites unendliches Weinen. Als der Wachsschatten ausgearbeitet war, und das Kind begraben, senkte sich Sidonia in eine ruhende, tiefe Qual hinab. Das wächserne Schau-Kind, dieses Schaugericht des Schmerzes, stand ihr gegenüber, die Wachsperle einer verlornen Einzigperle; — die wächserne Mutterpuppe des Schmerzes war in alle letzten Kleider des Urbilds gehüllt — einen lebendigen Knaben konnte sie nicht aushalten. — Ihrer Julie hatte sie, unbesonnen im Qualen-Ueberflusse, sogar gesagt: „für dich hat er seinen Tod gelitten, denn mein Traum wollte deinen haben!“ —

An ihren Thorismund konnte sie nichts schreiben; ihre Furcht war zu groß, daß er, durch diese Todespost seines Geliebten noch stärker als sie auseinander getrieben, sich unbesonnen in die Kriegsflammen stürze, da er bei allem besonnenen Abwägen des Lebens doch zu dessen kühlen Aufopferungen geneigt war. Und sie schwieg auch, weil sie über das Unglück wohl reden konnte, aber nicht schreiben. Der sprechende Schmerz hört den sprechenden Trost, und jeder Seufzer wird besänftigt von der antwortenden Seele; aber Schreiben wird ein tieferes, einsameres Hineingraben in die Wunde, welche kein fremder Balsam kühlt. Leiden kann man leichter wegreden, als wegschreiben.

Nach der Beerdigung ruhte sie schlaflos, dem Wachskinde gegenüber, zwei stumme Nächte lang. In der dritten legte sie sich, um nur

eine Sprache zu hören, oder vielleicht zufällig an eine See-Trompete. Bekanntlich ist dies gewundene Muschelhorn eine ewige, nie schweigende Windharfe, eigentlich Luftharfe, und es bewegt die Seele seltsam, wenn mitten im Schweigen der ruhenden Luft gleichwohl die Muschel wie aus eigner Kraft dieselben Melodien fort ertönen läßt, als wäre sie ein Höherohr, hinaus gerichtet irgend einer unbekannten Weltöffnung entgegen. Man braucht keinen Schmerz, nur Dichtung, um sich in diesem Füllhorn von Klang zu verlieren.

Sidonie wurde endlich in Schlaf versenkt durch das eintönige Tönen, aber die Muschel floß mit ihrem Getöne allem Spielen und Träumen nach. Hier ist ihr Traum:

Anfangs flogen die Bilder zerrüttend durcheinander — ein geköpfter Phönix — Schutzengel mit zerbrochnen hängenden Flügeln — der Tod auf einem Flügelpferd durch das All jagend — eine daherziehende Weltkugel als ein Enthauptungsblock des Lebens, und in der Ferne ein Schneegebirge aus leichenweißen Gesichtern zusammengebaut — dabei war in der Mitte des All ein ewiges Feuerläuten und Sturmglocken gingen in Einem fort, man wußte aber nicht gewiß, wo das Feuer sei und der Sturm — eine kleine Erde voll kahlköpfiger Kinder schüttelte sich, und die Mütter klagten laut: „so sollen wir nicht eine Locke, nicht ein Härchen zum Abschneiden haben, wenn unsre Lieben sterben," darauf sagte aber eine Stimme: „begrabt sie doch nur erst; im Grabe wächst das Haar schon." Endlich ging die Sonne, aber zu einem Hohlspiegel geschliffen, auf, und der Spiegel warf nach Westen gerade vor den Thron Gottes hin das Bildniß einer vermoderten Leiche in die Luft, und die Leiche hing sehr nahe vor Gott. — Darüber wurde ein Mond hell, der die Mutter zu sich herüber riß; er lag voll Kinderhüthchen, Kindertrompeten, Kindermesser und Spielzeug; im Hintergrunde stand der Donnergott mit Julius auf dem Arme, und hob ihn durch hohe Sternbilder hindurch, dann setzt' er ihn auf den Boden nieder. Das Kind schien emsig etwas zu suchen, und lief umher, ohne die Mutter zu sehen, oder zu kennen. Endlich fand ers hinter ihr; er brachte sein sich wehrendes Wachsbild geschleppt, und rang mit ihm; dann stach er ihm eine Demantnadel ins Herz. „Stirb, Männlein! sonst geht's mir nicht gut, und Julien gar nicht." Darauf sprang er froh vor die Mutter, und sagte: „ich muß den Mond umkehren, den du drunten noch gar nicht gesehen hast; den sollst du sehen!" Er arbeitete gewaltig am Horizonte des Mondkörpers, und setzte Gewitterstangen dazu an, endlich hatte er ihn herumgewälzt.

Sogleich standen er und die Mutter auf der ungewöhnlichen Seite, und zu ihrer Rechten ruhte ein langes Meer mit einer Sonne im Untergehen, die aber ihren Nachtlauf von Abend gegen Morgen durch die Meertiefe nahm, und welche nun, da sie unten in der Mitternacht stand, die Wellen immer farbiger und glänzender durchbrannte, bis sie

durch die auflodernde Gewalt ihres Farbenfeuers die Meerwogen immer höher, und endlich zu vielen Regenbogen emportrieb. Da eilten Kinder nach Kindern, von unbekannter Küste über die aus Farben gewölbten Brücken herüber, und schlugen vor Freuden der Ankunft die Händchen zusammen; auch Julie kam auf einem Mondwagen darüber gefahren, und Julius fiel ihr um den Hals; Sidonie wandte sich dem Kinderfluge nach. Wie schön lag die Welt vor ihr hin, ein unübersehlicher Garten voll Palmen mit hinauf sich schlängelnden Lilien in den Gipfeln. Auf den Bäumen saßen Schwäne, und wiegten sich in ihren Schwanengesängen. Ueber jedem Kinderhaupte schwebte mitziehend ein Engel, und nur über Julien zwei Engel, als bedürfe sie auf der hiesigen Erde zwei Genien. Senkte ein Kind den Kopf zum Schlummer, so berührte ihn der Engel, und es wurde sogleich eine Blume, die einschlief; denn in der Erdenwelt durfte nicht einmal der Widerschein des Todes auf den vom Schlafe zugedrückten Augen liegen. Aus der Erde wuchsen Blumen ohne Stengel und die Früchte lagen schon in den Blumen. Die Bildsäulen im Garten, mit Blumenkörben auf dem Kopfe, nahmen dieß oft herab, und schütteten sie aus Scherz über die im Spielen vorüberspringenden Kinder.

Plötzlich wankte der Mond, als träte ein schwerer Riese auf dessen Rand auf, und man sah über die heftig wankende Kugel leicht in unsere Erde hinab, auf der man nichts erblickte, als ein durcheinander fliegendes Schattenreich, und in jeden Kinderball rückte schon der Todtentanz ein. Da rief Julius der Mutter herab, als stehe sie nicht neben ihm: „fliege auf, o Mutter!“ Als der Mond am heftigsten wankte, kniete Julius nieder und rief: „o du großer Gott! — Der liebe Gott kommt!“ Aber der Mutter war nichts sichtbar, bloß die Sterne unter dem Monde drängten sich zu Silberwolken zusammen, und die noch höhern Sonnen regneten leuchtend sich selber herab ins Gewölk. Die Mutter sah nichts, aber leise Töne wehten die Gestirne auseinander, damit oben im Himmel sich die dunkle hohe Unendlichkeit aufthat, in welche das göttliche Haupt sich verbarg. Jetzo legte das knieende Kind sein Angesicht anf die Erde zu den Füßen der Mutter, und betete: „o, du lieber Gott! die Mutter weint, gieb ihr andere Augen; das Herz blutet, gieb ihr ein anderes, und geh' zu ihr hinunter auf die Erde, und leuchte in ihre Seele hinein, damit sie sehe, daß du und mein Vater und meine Schwester noch leben; dann wird sie wol lächeln. — Thu' es, lieber großer Gott, sonst bin ich ja gar nicht selig in deinem Himmel, wenn ich auf die Erde hinunter schaue.....“

Hierüber erwachte Sidonia in süßem Weinen, aber ihr schwebte noch außerhalb des Traumes der knieende Julius in der Luft, bis er zerrann, da sie den wächsernen anblickte. Allein sein Gebet blieb in ihrer Brust erhört zurück; der harte Schmerz war zu weicher Sehnsucht erweicht. Ihr ward Julie Julius; die Hoffnung auf die Ankunft ihres

Geliebten goß noch mehr Balsalm über die schließende Wunde. Sogar das Wachsbild war ihr ein Trost, da die Verklärung des Traumes auf dasselbe überging, und dieses die ätherischen Bilder festhielt.

An einem schönen Abende, wo sie mehr die Gegenwart vergaß, und nur das Trösten ihres Gatten überdachte, trat er als glücklicher Krieger ein vor sie, und sank mit doppeltem Jubel an ihr Herz, und Julie drängte sich in die Umarmung. „Aber alter Julius" — sagt' er zum Wachsbilde — „kannst du nicht herkommen?" — Ein Schrei des Schmerzes brach aus der Gattin: „Ach Gott, unser Sohn ist todt! es ist nur sein Wachsbild." — Mit funkelnden Augen trat er vor dasselbe, sah es starr an, und sagte endlich: „verfluchter Lügentraum! — Und mit dir auch weg!" und zerdrückte die ganze Gestalt.

Wie Sidonia nun mit dem Vater litt und über den zweiten Verlust dieses Kindes, sagt sich jedes Herz. Aber die früher Getröstete wurde bald Trösterinn des Gatten. Allerlei stille Erwägung seiner Vergangenheit machten ihn empfänglich für den schönern zweiten Traum Sidoniens. Dieser und ein neuer Feldzug schlossen die Wunde zur Narbe zu.

Baggesen,

geb. in Korsöer in Dänemark, Prof. in Kiel, mit dem Titel eines Justizraths, starb 1826 in Hamburg auf einer Reise. Von ihm ist das idyllische Epos: Parthenais.

Heydenreich,

geb. 1764 in Stolpen bei Dresden, Professor in Leipzig, gest. 1801 in Burgwerben bei Weissenfels.

Elegie.

Wenn des Morgens goldner Schimmer nun herauf
Durch die Finsternisse schwebt, und die Höhen,
Und die Tiefen; und die Haine,
Und die Bäche umwallt;

Wenn der Schlaf mir dann entsäuselt, und den Tag,
Der Aurorens Winken folgt, froh ich grüße,
Und des Lebens große Landschaft,
Hell bestrahlt um mich liegt;

Vor den Blicken des Erwachten ziehen dann
Die Gestalten seiner Freunde vorüber,

Die mir nah' sind, die mir fern sind,
Die das Grab schon verbirgt.

Und ich segne die Erscheinung, und mein Herz
Schlägt mit Inbrunst, und mein Gruß rufte die Edlen
In der Nähe, in der Ferne,
Unterm Moose der Gruft:

„Liebt mich immer, ihr Gefährten meines Pfads!
Unsre Seelen weilen gern bei einander,
Flüstern gern sich die Gefühle
In dem Schooß der Natur.

„Liebt mich immer, die ihr fern seid! Wenn der Tag
Um euch dämmert, wenn der Mondstrahl euch leuchtet,
Denkt dann meiner, betet hoffend,
Daß wir wieder uns sehn. —

„Liebt auch ihr noch, o ihr Edlen, die das Grab
Schon umschattet? — Ja, ihr liebt, seht mich wieder
Mit der Freude süßen Thränen
In dem Schooß der Natur." —

Und die Bilder der Geschiednen weilen dann
Um die Stätte, wo mein Seufzer ertönte,
Die Gestorbenen leben wieder
Vor des Sehnenden Blick.

Und ich streck' im süßen Traume meine Hand
Nach den Lieben zitternd aus; ach! und fasse
Leere Lüfte, und vergebens
Bebt die Thräne herab.

Friederike Brun, geborne Münter, geb. 1765 in Gräfen-Tonna bei Gotha, vermählt mit dem Director der dänisch-ostindischen Compagnie Brun in Kopenhagen, lebt jetzt daselbst, nachdem sie mehrere Jahre in Helvetien und Italien zugebracht hat.

Andenken.

Ich denke dein, wenn sich im Blütenregen
Der Frühling malt.
Und wenn des Sommers mild gereifter Segen
In Aehren strahlt.

Dein denk' ich, wenn der junge Tag sich golden
Der See enthebt,
Und hell wie Licht, an zarten Blumendolden
Der Frühthau schwebt.

Ich denke dein, wenn sich der Abend röthend
Im Hain verliert;
Und Philomelens Klage leise flötend
Die Seele rührt.

Dein denk' ich, wenn im bunten Blätterkranze
Der Herbst uns grüßt;
Dein, wenn in seines Schwangewandes Glanze,
Das Jahr sich schließt.

Am Hainquell, ach! im lichten Erlenschatten
Winkt mir dein Bild!
Schnell ist der Wald, es sind die Blumematten
Mit Glanz erfüllt.

Ich denke dein, bis wehende Cypressen
Mein Grab umziehn;
Und selbst an Lethe's Strom soll unvergessen
Dein Name blühn!

Als ich, 1817, nach langer Umwölkung den Sternenhimmel wieder erblickte.

Ich grüße dich, mein Vaterland,
Aus meiner tiefen Ferne,
Das lang in Nebeln mir entschwand,
Du Himmel voller Sterne.

Ich grüße dich aus dunkler Kluft,
Aus trübem Staubgewimmel,
O tiefe blaue Aetherluft!
O ew'ger Sternenhimmel!

Ich grüße dich, mein Vaterland,
Mit heißem Herzenssehnen.
Mein Blick ist stets auf dich gewandt,
Und schwimmt in stillen Thränen.

O Vaterland! o Vaterland!
Du Land der großen Seelen,
Die aus der Heimath noch verbannt
In deinen Sternen fehlen!

Die mich geliebt, die mich verkannt
In düstrer Erdenhülle,
Die harren mein, o Vaterland,
In deiner Wonnen-Fülle!

Auch harret mein, o Vaterland,
In deinen heil'gen Hainen
Der Vorzeit großer Adelstand;
Auch sie sind dort die meinen!

O Vaterland, mein Vaterland,
Dein Strahlenschooß umschließet,
Was Erdenschicksal weit verbannt,
Und froh sich dort begrüßet:

O heiß geliebtes Vaterland,
Leih' bald mir Engelschwingen,
Empor von der Verbannung Strand
In deinen Schooß zu dringen.

Neubeck,

geboren 1765 in Arnstadt in Schwarzburg-Sondershausen, lebte als Arzt in Liegnitz, jetzt als Hofrath und Kreisphysikus in Steinau an der Oder. Sein größeres Gedicht: die Gesundbrunnen, hat ihn besonders bekannt gemacht.

Elegie, in den Ruinen einer Abtei geschrieben.

Wo dort im alten Thurm um Mitternacht
Die Winde durch die Mauerspalten heulen,
Lud einst ein hoher Dom in ernster Pracht
Den Pilger ein, voll Ehrfurcht hier zu weilen.

Geweihte Glocken riefen einst, wo sich
Ruinen dort im Abendschimmer röthen,
Von der bestrahlten Kuppel feierlich
Die Gauen rings zu Messen und Gebeten.

Aus heil'ger Nacht sprach eine Gottheit hier
Orakel, die der blinde Pöbel ehrte;
Die Großen selber bückten sich vor ihr,
Und glaubten, was ihr schlauer Priester lehrte.

Der Aberglaube, sitzend auf dem Thron,
Den ihm die Dummheit baute, sprach den Weisen
Des Landes, sprach der hellen Wahrheit Hohn,
Ließ Fackel ihr und Diadem entreißen.

Wie Wolken, die von allen Seiten her
Sich über Wüstenei'n zusammendrängen,
Und, rings die braune Wildniß immer mehr
Verdunkelnd, kalt und schwer vom Himmel hängen:

So strömten Schaaren seinem Tempel zu,
Der finstern Schwermuth finstern Verehrer
Verträumten hier das Jahr in träger Ruh,
Und nannten stolz sich ächte Christuslehrer.

Doch nun nicht mehr. Die Wahrheit kam, zerbrach
Den alten Thron mit ihrer stolzen Rechte;
Die Thäler hallten seinen Umsturz nach,
Sein Fall erscholl bis in des Orkus Nächte.

Dumpfbrütend sitzt nun der gestürzte Gott
Auf seines Tempels grauenvoller Trümmer,
Des Volks Verachtung und der Geister Spott;
Um sein gesunknes Haupt erlosch der Schimmer.

Zu seinen Füßen liegt der schwarze Schild,
Der vor der Wahrheit Pfeil ihm Schutz gewährte;
Geworfen in den Staub ist jedes Bild,
Das einst des Laien Andacht fromm verehrte.

Der Chorpsalm schweigt, die Priester sind entflohn,
Verloschen alle Lampen, ringsum Mauern
Und Thürme, welche schnellen Einsturz drohn,
In deren Grüfte Eul' und Uhu lauern.

Das goldne Crucifix, vom Staub entweiht,
Umwindet dort im Schutt die blaue Schlange,
Und achtet nicht des Sinnbilds Heiligkeit;
Der Weißdorn blüht im öden Säulengang.

Verwildertes Gesträuch und Schilf verschließt
Den Weg zur weiland stiftungsreichen Halle.
Der hohe Dom ist einsam, leer und wüst,
Durchschmettert einst von der Posaunen Schalle.

Die Elster hüpfet auf den Hochaltar,
Vor dem sich einst mit Ehrfurcht Fürsten bückten,
Und Priester, stolz im purpurnen Talar,
Ein mystisches Gebet zum Himmel schickten.

Noch roth die Mörderfaust vom warmen Blut,
Fand einst hier eine Freistatt der Verbrecher;
Des fluchbelad'nen Meuchlers Uebermuth
Bestrafte mit dem Schwerte nun kein Rächer.

Triumph! aus langem Schlummer ist erwacht
Der Sonnenadler Wahrheit, hebt die Flügel,
Zertheilt des grauen Irrthums alte Nacht,
Und reines Licht bestrahlet Thal und Hügel.

Die blonde Ceres siehet weit und breit
Das reiche Feld von goldnen Aerndten wallen,
Bewundert froher Schnitter Emsigkeit,
Und hört entzückt gewetzte Sicheln schallen.

Des Jünglings kühner Busen schlägt nicht mehr
In Meßgewänden, die sein Feuer dämpfen;
Er faßt das Schwert, folgt einem tapfern Heer,
Für Freiheit und für Vaterland zu kämpfen.

In kalter, dumpfer Klostereinsamkeit
Vertrauern keine Jungfrau'n mehr ihr Leben,
(Den Blumen gleich, um einen Sarg gestreut,)
Dem Gram und der Vergiftung hingegeben.

Von Hymens Altar steigt der Opferduft
Des Weihrauchs, welchen Liebesgötter streuten;
Triumphgesang erfüllet rings die Luft
Von Jünglingen und frischbekränzten Bräuten.

Der Ueberfluß beseligt Dorf und Stadt,
Umblühet rings von milden Segensfrüchten.
Der Landmann ißt am eignen Heerd sich satt,
Und letzt sich froher an des Tages Pflichten.

Denn keine Pfaffenhabsucht plündert mehr
Den Goldpallast, um ihren Bauch zu mästen,
Und keine schwachen Laien spenden mehr
Ihr Gut zu roher Mönche Schwelgerfesten.

Und ihrer manchen traf ein schwarzes Loos,
Das selber seine Asche nicht verschonte,
Und ihm, wenn längst sein Grab mit stillem Moos
Bewachsen war, mit später Rache lohnte.

Wo dort der düstre Taxus Schatten streut,
Und des zerstörten Grabmaals Grausen mehret,
Ward einstens eine Todtengruft entweiht,
Und des Verwesenden Gebein entehret.

Des reichen Spenders Rufus Leichnam barg
Einst diese Gruft, von Marmor aufgebauet;
Dem nächtlichen Gewölbe ward sein Sarg
Mit vielem Prunk und Schimmer anvertrauet.

Ein kaltes Grausen faßt den Wandrer da,
Wann er im Mondenlicht das Grab erspähet;
Denn er erinnert sich, was hier geschah,
Wovon im Dorfe noch die Sage gehet.

Ein Haufen Wölfe, vom Verwesungsduft
Gelocket, kam des Nachts beim Sterngefunkel
Zum Kirchhof her, verheerte diese Gruft,
Und drang hinein in des Gewölbes Dunkel.

Hier tobten sie mit ungezähmter Lust;
Der Leichnam ward aus seinem Sarg gerissen,
Da fraßen sie das Herz ihm aus der Brust,
Und schwelgten in des Blutes schwarzen Flüssen.

O Graun! in dicke Wolken hüllten sich
Vor schauderndem Entsetzen alle Sterne;
Die Wölfe heulten lauter; fürchterlich
Erscholl Geächz von Geistern aus der Ferne.

Was half nun diesen Todten alle Pracht
Des Leichenzugs? Die florbehangnen Wagen?
Der Chorgesang in der Begräbnißnacht?
Die Fackeln, seiner Bahre vorgetragen?

Was half der Priester betendes Geleit,
Und seines Trauermaales goldne Lüge?
Der stolzen Marmorbilder Herrlichkeit,
Und das Gepränge leerer Aschenkrüge?

Betrogner Thor! ist das der Lohn dafür,
Daß Mönche deinen Reichthum einst empfingen;
Indessen arm, verwaist, vor fremder Thür,
Um Nahrung deine Kinder betteln gingen?

Daß deine Wittwe vor dem Klosterthor
Auf ihren Knieen um ein Scherflein flehte?
In dürft'ger Hütt' auf hartem Lager fror,
Wo sie des Todes Sichel endlich mähte! —

Aloys Schreiber,

geboren 1765 in Kappel im Badenschen, lebt als Hofrath in Karlsruhe.

An Louise Königin von Preußen.

Du Frau von deutschem Sinne,
Von herrlichem Gemüth,
Der Garten treuer Minne
Hat dir so kurz geblüht!
Doch mochten auch die Stürme toben,
Du blicktest still und fromm noch oben.

Nicht wolltest du mehr tragen
Des Fremdlings schnöden Hohn,
Und gingst, ihn anzuklagen,
Bleich vor des Schöpfers Thron,
Und freundlich waren seine Worte,
Und schrecklich klang die Himmelspforte.

Der Rache Diener flogen
Im Wetterstrahl herab,
Und wo die Feinde zogen,
Da that sich auf ein Grab,
Und sie vernahmen eine Stimme:
Gerichtet hat der Herr im Grimme.

Dein edles Volk erkannte,
Du seist ihm wieder nah,
Und eine Glut entbrannte,
Wie keine Zeit sie sah.
Auf lichten Wolken stiegen wieder
Die alten Heldenschatten nieder.

Es rauschte in den Eichen,
Wie zu der Väter Zeit,
Es riefen große Zeichen,
Die Rettung sei nicht weit;
Das Kreuz, es schmückte unsre Fahnen,
An einen heil'gen Kampf zu mahnen.

Jetzt kehrt mit schönrem Lohne
Dein Volk vom Siegeslauf,
Und hängt die Eichenkrone
An deinem Grabmaal auf.
Dein Name hat es hoch ermuthet,
Es hat gesiegt, es hat geblutet.

Du aber kehr' auch wieder
Aus deiner Geisterwelt!
Als Schutzgeist komm hernieder,
Und bleib' uns zugesellt,
So lang wir rein und treu bewahren,
Was deine letzten Wünsche waren!

August Wilhelm v. Schlegel,

geboren 1767 in Hannover, Sohn Johann Adolph Schlegels, gehörte, während er Professor in Jena war, nebst seinem Bru-

der Friedrich, Tieck und Novalis (Freiherr v. Hardenberg) zu den Stiftern der neuen (romantischen) Schule, war lange mit Frau v. Staël auf Reisen, wurde dann Regierungsrath und Secretair des Kronprinzen von Schweden (Bernadotte) und lebt jetzt als Professor in Bonn.

Abendlied.

Hinaus, mein Blick, hinaus ins Thal!
Da wohnt noch Lebensfülle,
Da labe dich im Mondenstrahl,
Und an der heil'gen Stille.
Da horch nun ungestört, mein Herz,
Da horch den leisen Klängen,
Die, wie von fern, zu Wonn' und Schmerz
Sich dir entgegen drängen.

Sie drängen sich so wunderbar,
Sie regen all' mein Sehnen,
O sag' mir, Ahnung, bist du wahr?
Bist du ein eitles Wähnen?
Wird einst mein Aug' in heller Lust,
Wie jetzt in Thränen, lächeln?
Wird einst die oft empörte Brust
Mir sel'ge Ruh umfächeln?

Und rief auch die Vernunft mir zu:
Du mußt der Ahnung zürnen;
Es wohnt entzückte Seelenruh
Nur über den Gestirnen;
Doch könnt' ich nicht die Schmeichlerin
Aus meinem Busen jagen:
Oft hat sie meinen irren Sinn
Gestärkt empor getragen.

Wenn Ahnung und Erinnerung
Vor unserm Blick sich gatten,
Dann mildert sich zur Dämmerung
Der Seele tiefster Schatten.
Ach! dürften wir mit Träumen nicht
Die Wirklichkeit umweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärst dann du, Menschenleben!

So hoffet treulich und beharrt
Das Herz bis hin zum Grabe;
Mit Lieb' umfaßt's die Gegenwart,
Und dünkt sich reich an Habe.
Die Habe, die es selbst sich schafft,
Mag ihm kein Schicksal rauben:
Es lebt und webt in Wärm' und Kraft,
Durch Zuversicht und Glauben.

Und wär' in Nacht und Nebeldampf
Auch alles rings erstorben,
Dies Herz hat längst für jeden Kampf
Sich einen Schild erworben.
Mit hohem Trotz im Ungemach
Trägt es, was ihm beschieden.
So schlummr' ich ein, so werd' ich wach,
In Lust nicht, doch in Frieden.

An Bürger *).

Süßer Sänger, willst du mir vertrauen,
Wo sie wohnt, die dein Gesang erhebt?
Wo sie wandelt, wo ihr Odem weht,
Muß Gedeihn und Lust die Flur bethauen.

Wie? du winkst mir, da hinauf zu schauen,
Wo der Feiertanz der Sterne schwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt sie schon auf Paradiesesauen?

Sänger, deine Müh' wird doch belohnt.
Einsam klagst du nicht am Grabeshügel,
Jedem Laute gabst du Seraphsflügel,

Wo bei Laura deine Molly wohnt,
Hören beide, zart, wie Tauben girren.
Durch die Amaranthenlaub' ihn irren.

Kind,

geb. 1768 in Leipzig, lebt in Dresden als Hofrath.

Georg Neumark und die Gambe. **)

„Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
„Verricht' das Deine nur getreu;

---

*) Als Bürger seine inniggeliebte Frau Molly verloren hatte.
**) S. oben den Artikel Neumark im 2ten Theile.

„Vertrau des Höchsten reichem Segen!“
Rief Neumark jeden Tag aufs neu,
Sang Lieder zu der Vorsicht Preis,
Trieb Wissenschaft mit regem Fleiß.

Doch derer, die im Himmel wohnen,
Vergißt gar oft das Erdenglück.
Es muß den gier'gen Mäkler lohnen;
Wie träf' bescheidne Kunst sein Blick?
Auch Neumark fiel in Ungemach,
Daß fast die Nothdurft ihm gebrach.

Schon ward ihm das Geräth entrissen,
Als Unterpfand für Wuchergeld.
„Wohl mehr noch muß ein Aermrer missen!“
Sprach Neumark, floh durch Wald und Feld.
Erst mit des Dichters liebstem Gut —
Dem Bücherschatz — entwich sein Muth.

Doch wankt auch jetzt nicht sein Vertrauen,
Obwohl die letzte Hülfe schwand.
Er ließ nicht ab, auf Gott zu bauen
Bei harter Kost und leerer Wand,
Und sang mit jedem Morgenlicht
Ein Lied voll frommer Zuversicht.

Spät, wenn beim Schein der düstern Lampe
Die Schwermuth seinen Geist umschlich,
Ergriff er die geliebte Gambe,
Die er mit fert'gem Finger strich.
Beim Finden süßer Melodie'n
Kam Trost des Himmels über ihn.

Nichts war ihm endlich überblieben,
Als diese holde Trösterin.
Von Nahrungssorgen hart getrieben,
Trug er auch sie zum Wuchrer hin,
Nahm Abschied von dem theuren Pfand,
Gab zitternd es aus seiner Hand.

Erst, als ihm nun beim Dunkelwerden
Der einz'gen Freundin Klang gebrach,
Vermißt er jedes Glück auf Erden,
Und seufzte still ein banges Ach!
Dann rief er, seinem Gott getreu:
„Du weißt's, ob Hülfe nützlich sey!“

Gott wußt' es auch. Am nächsten Morgen
Berief ein Graf den Unglückssohn,
Und sprach: „Man sagt, Ihr lebt in Sorgen;
„Wie? wär' dies wohl verdienter Lohn?
„Bewährt mir Eure Kunst durch That,
„Mit einer Schrift an Schwedens Staat."

Den Blick empor zu Gott, dem Retter,
Fleht Neumark seinen Beistand an,
Durchliest die überreichten Blätter,
Betritt voll Muths die neue Bahn.
Kaum weicht die dunkle Mitternacht,
Da ist mit Gott sein Werk vollbracht.

Und sieh! mit Gott ist's wohl gelungen!
Der Graf erhebt es hoch vergnügt:
Wie kräftig, wie mit Feuerzungen
Der Jüngling Wort an Wort gefügt.
„Nimm," ruft er, „dies aus Dankbarkeit,
„Und bleibe meinem Dienst geweiht!"

Traun! würdig war die Ehrenspende
Deß, der sie gab, deß, der sie nahm.
Er drückt gerührt des Edlen Hände
Mit stummem Dank, mit schöner Scham.
Ihn treibt das volle Herz nach Haus,
Doch löst er erst die Gambe aus.

Nun grüßt er die verarmten Mauern,
Die er so oft voll Gram geflohn,
Mit Jubel, prüft mit süßen Schauern
Den lieben, lang entbehrten Ton,
Drückt fest die Gambe an die Brust,
Und stimmt sie ein mit inn'ger Lust.

Nicht länger kann die Glut sich halten;
Er dichtet, spielt mit frommer Hand:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten!" —
Noch immer singt es Stadt und Land,
Und manches Herz, des Kummers Raub,
Schlägt leichter, segnet Neumarks Staub.

Der Löwe.

„Horch! ergellt von Karmel's Höh'n
Nicht ein banges Klaggestöhn?

Brüllt's nicht dumpf im Widerhall
Wie ein ferner Donnerschall?
Pfeift's nicht scharf, wie Windsgezische,
Durch die Tamarindenbüsche?"

„Heiser kreischt der Jammerschrei,
Ruft des Helfers Arm herbei. —
Ja, es scheint, der Kampf ist hart;
Tummle, tummle dich, Astart!
Auf! Die Unschuld zu erretten,
Laß das Leben uns verwetten!" —

Also, hohen Muthes, spricht,
Eingedenk der Heldenpflicht,
In der Wüste sonder Spur,
Ritter Godefroi La Tour,
Er, der Wackerste der frommen
Franken, die das Kreuz genommen.

Und es fühlt Astart den Sporn,
Sprengt durch Distel, Schilf und Dorn,
Stürzt mit brausender Gewalt
In der Steinkluft finstern Spalt,
Stutzt und zittert, weicht und schäumet
In's Gebiß, und scheut und bäumet.

Denn, wie Glut in tiefem Schacht
Glimmernd bei dem Schatze wacht,
Wie durch Donnerwolken Licht,
Schwefelschein des Blitzes, bricht:
Drehn sich, funkelnd, schnell und schneller
Eines Löwen Augenteller.

Wüthend schüttelt er das Haupt,
Kämpft und ächzt und brüllt und schnaubt.
Einer Riesenschlange Reif
Windet sich um Wanst und Schweif;
Gierig wühlen ihre Zähne
In der blutbespritzten Mähne.

Düster glüht ihr wälzend Aug',
Zischend speit sie Gift und Rauch;
Der geschuppte Leib umschlingt
Enger ihn, je mehr er ringt;
Selbst die ausgestrafften Pranken *)
Sucht das Scheusal zu umranken;

*) Pranken oder Branken d. i. Klauen.

Und schon sinkt der Leu im Kampf,
Athemlos von Druck und Dampf.
Da ruft Gottfried: „Mag zum Lohn
Mir des Wüth'gen Rachen drohn;
Doch soll von des Unthiers Ringen
Ihm mein Degen Lösung bringen!“

Hoch vom angesprengten Pferd
Schwingt La Tour das breite Schwert;
Flugs mit scharfem Zuge spellt
Er den Bauch, von Gift geschwellt.
Züngelnd, schnappend, dräuend zücken
Sterbend noch Haupt, Schwanz und Rücken.

Plötzlich von der Würg'rin frei,
Athmet stark der edle Leu,
Brüllt zum Himmel jauchzend auf,
Schüttelt Mähne, Pranke, Lauf,
Und vergißt des Dankes Pflichten
In der Freude Rausch mit nichten.

Sanft zu Gottfried kriecht er hin,
Schmeichelt ihm mit Lammes Sinn,
Leckt des Schildes Silberrand
Und die tapfre Eisenhand,
Und von nun an folgt der Leue
Ihm, als Herr, mit Hundestreue.

Folgt ihm dienend auf dem Fuß
Ueber Steppen, Berg und Fluß,
Kos't am Tag' ihm, und bewacht
Mann und Roß bei dunkler Nacht,
Jagt ihm täglich frische Beute,
Ficht im Kampf an seiner Seite.

Längst erbebt das Heidenthum
Vor des Löwenritters Ruhm;
Und es wendet sich sein Blick
Nach der Heimath Flur zurück;
Auch der Freunde Kreis erfreuen
Soll die Dankbarkeit des Leuen.

Doch so viel er Schiffer dingt,
Und so reichen Sold er bringt:
Keiner nimmt den starken Leu'n
In die sich're Barke ein.

Sehnend nach dem Vaterlande,
Läßt der Ritter ihn am Strande.

Da erhebt der edle Leu'
Fern am Ufer Klaggeschrei,
Läuft, dem Schiffe zugewandt,
Aengstlich auf und ab am Strand,
Steht, und stürzt vom Felsenbogen
In der Tiefe schwarze Wogen,

Kämpft und ringt und brüllt und keucht,
Daß entsetzt das Meervolk fleucht.
Schäumend und mit wilder Wuth
Wogt um ihn, erzürnt, die Fluth.
Oftmals schon von ihr verschlungen,
Hat er sich emporgeschwungen.

„Schaut, was dort der Sturz erfaßt!"
Ruft der Schiffer spät vom Mast.
Gottfried springt in Ahnungseil
Vom Verdeck aufs schwanke Seil,
Schärft den Blick, und sieht mit Zagen
Seines Löwen Mähne ragen.

Auch der Leu wird sein gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar,
Hebt, vom Strudel schon errafft,
Hoch sein Haupt mit letzter Kraft,
Schaut nach ihm mit stillem Gruße,
Und — versinkt im Wogenguße.

Der Kornwucherer.

Vor Zeiten ein reicher Bäcker war,
Der kaufte die Saat noch auf dem Feld',
Sobald es nur mit der Egge bestellt.
Doch krümmt' ihm Dürr' und Hagel kein Haar.
Er kannte nur Einen Gott — das Geld,
Nur Eine Freude — das Hungerjahr,
Und kein herzinniger Vergnügen,
Als wenn Gerst' und Roggen im Preise stiegen,
Brach Jedem am Gewichte ab,
Auf Borg — selbst Hellers werth — nicht gab,
Und ließ den Bettler, der zu ihm trat,
Um Christi Willen ein Rindlein erbat,
Am vollen Schragen verhungernd liegen.

Doch einstmals kam ein armer Knab'
Mit bloßen Füßen und bleichen Wangen,
Gehüllt in Lumpen, am Weidenstab',
Mit trübem Antlitz dahergegangen;
Der bat: „Schlagt heute nur das Fenster nicht zu,
„Bei eurer einstigen Grabesruh!"

Da zuckte der harte Wucherer arg,
Obwohl er's unter Lächeln verbarg,
Und hieß — an Athem schwer beklommen —
In's Stüblein den starrenden Knaben kommen.

Der Knab' trat ein in stiller Angst
Vor Spott und Schimpfwort oder Schlägen.
Doch freundlich rief ihm der Meister entgegen:
„Ich will dir geben, was du verlangst,
„Und mehr — am Sonntag und Feiertag —
„Und sinds auch dreie, gleichergestalten,
„Sollst du ein frisches Brot erhalten,
„Doch gegen einen geheimen Vertrag!"

Der Knab' sprach furchtsam: „Solche Gunst
„Wäre wohl mir Armen hoch von Nöthen;
„Doch werdet ihr zurücke treten;
„Ich lernte nicht Gewerb' noch Kunst,
„Bin selbst zu schwach, den Teig zu kneten." —
— „Du kannst" — sprach jener hart, — „doch beten?" —

„Ach das?" rief fromm das Knäblein aus,
Erhebend die gefaltnen Hände;
„Zum Vater dort im Himmelshaus
„Verwies mich die Mutter noch vor'm Ende;
„Und gern — wird euer Wort zur That, —
„Bet' ich für euch, so früh wie spat."

„Das magst du vor der Hand ersparen,"
Spricht jener — „erst nach langen Jahren
„Thut's Noth; genug, gieb mir die Hand:
„Daß, wenn mein Stündlein einst geschlagen,
„Und sie, wie's heißt, zur Ruh mich tragen,
„Du, knieend an des Grabes Rand,
— „Ob dich auch Furcht und Graun umwehten, —
„Drei Mitternächte willst wachen und beten."

Ein schlug das Knäblein, und empfing
Sein Brot an Sonn- und Feiertagen;
Doch eh' noch das Jahr zu Grabe ging,
Der Bäcker ward zu Grabe getragen

Mit langem Zug, in reicher Pracht,
Weil er dem Spital seinen Mammon vermacht.

Wohl düster, ägyptische Finsterniß gar
Der einsame Weg zum Kirchhofe war.
Doch, ob auch des Knaben Locken sich heben,
Er hat dem Todten sein Wort gegeben;
Und Wort, hat ihn Vater und Mutter gelehrt,
Zu halten, so wahr ihre Asche er ehrt.
D'rum mag's wie Fledermäus' ihn umschweben,
Gleich Unken ächzen aus Schilf und Rohr,
Er eilt vorüber zum Kirchhofsthor.

Matt durch die Wolken fällt Mondesschein
Auf rostig Gegitter und Leichenstein
Und auf des Knochenhauses Gebein.
Vorbei an den Bahren schleicht der Knabe,
Und knieet zu seines Wohlthäters Grabe.

Da hallt's vom Thurm; er zählet sacht'.
Es ist zwölf, die Glocke der Mitternacht,
Die wohl, gleich aus der nächsten Gruft,
Die lauschenden Schläfer zur Wandrung ruft?
Nein! Alles bleibt still, — doch aus der Ferne
Blinkt's auf, wie Schein von trüber Laterne,
Dann näher — immer näher — wallt,
Umhellt, doch wie vom blauen Schwaden,
Ernst, stark und neblich eine Riesengestalt,
Mit Beil und Messer, Schipp' und Spaten
Und eiserner Schaufel schwer beladen.
Die schreitet grad' nach dem Grabe zu,
Als ob sie gewohnten Beruf nur thu'.

Der Knabe schlüpft bleich vom frischen Hügel
Bis zu dem nächsten Denkmale hin,
Verbirgt hinter des steinern Cherubs Flügel
Ins Dornengebüsch sich bis an's Kinn,
Und harrt mit innerlichem Beben,
Was sich nun fürder wird begeben.
Doch gar in Kurzem wird's ihm hell,
Das sey des Todtengräbers Gesell.

Denn mächtig und fast sonder Beschwerde
Gräbt die Gestalt den Hügel auf,
Wirft mit gar rascher Hand die Erde
So rechts als links zu hohem Hauf',

Steigt dann hinein, — er hört sie schalten,
Wohl gar die Decke des Sarges spalten.

Minuten dehnen sich zu Stunden,
Indeß, weil's unten forthandthiert, —
Zwar was? das kann er nicht erkunden —
Des Knaben Blut zu Eis fast friert,
Da hub der Hammer aus auf Ein. —

Jetzt schien des Gräbers Werk zu Ende.
Ein Wunderbau geschickter Hände,
Stand, frisch erhöht, der Hügel da,
Und eh' der Knabe sichs versah,
Trat vor ihn hin der schwarze Gesell',
Hoch — also schien's — auf der Schaufel ein Fell,
Und sprach mit furchtbar rauher Stimme:
„Dich schützt die Unschuld, dein gläubig Gebet;
„Sonst hätt' ich längst in wildem Grimme
„Dem Horcher und Späher den Hals umgedreht!
„Jetzt geh', verkünd' es dem Rathe der Stadt
„Und Jedem, der sonst zu gebieten hat:
„Dort unten, im schwefeldampfenden Spalt,
„Hab' über die Bösen auch Einer Gewalt,
„Der Jedem nach eigener Metze messe.
„Wie's diesem ergangen, wird's Jedem ergehn,
„Der Schweiß und Thränen zum Trank' sich presse,
„Bei vollem Kasten der Armuth vergesse,
„Sie möchten nur morgen selber nachsehn, —
„Und dann, so's beliebig, doch ja ohne Zagen,
„Das Gleichniß vom reichen Manne nachschlagen." —

Der Geist war verschwunden; mit ängstlichem Blick
Lief eilig der Knabe zum Stadtthor zurück,
Und thät schon mit dem frühesten Morgen
Den häklichen Auftrag beim Schultheiß besorgen.
Das Grab ward eröffnet, der Todte beschaut:
Kohlschwarz war der Leichnam; es fehlt' ihm die Haut!

Die Mutter im Sarge.

„Ach Mütterlein! liebst Du uns denn nicht mehr?
„Stiefmutter schlägt uns Arme so sehr!
„Errettest Du Deine Kinderlein nicht?
„Auf Dir steht unsre Zuversicht!"

Die Mutter hört's unterm Leichenstein,
Und schwebt im Todtengewand herein;
Sie schwebt in der Kinderlein Schlafgemach,
Küßt sie herzinnig, und stillt ihr Ach.

„O bleib!" — „Nein, der Friedhof ruft mich fort;
„Doch sagt der Mißhandelnden Wort für Wort:
„Stiefmutter soll zweite Mutter seyn;
„Sonst komm' ich rächend bei Tagesschein.

Die Kindlein erzählen der Argen sofort
Der Mutter Besuch und ihr drohendes Wort:
„Stiefmutter soll zweite Mutter seyn;
„Sonst komm' ich rächend bei Tagesschein." —

„Erfindung!" — Sie lacht' ob dem Spuke sehr,
Und schlug die guten Kleinen noch mehr;
Da fuhren die Pfortenflügel auf,
Und Schlösser und Fenster klirrten zu Hauf.

Die Mutter, befreit von Sarg und Stein,
Sie schwebt im Todtengewand herein.
Sie reißt die Barbarin, die immer noch lacht,
Hinweg, und wirft sie zu Boden mit Macht.

Sie küßt herzinnig die Kinderlein,
Und raunt in der Sünderin Ohr hinein:
„Wirst hier du nicht zweite Mutter seyn,
„Birgt dich in vier Tagen der Leichenstein!

Die Knieende zittert und fleht: „Verzeiht
„Die nicht entschuldbare Grausamkeit!
„Ich schwör's bei der ersten Mutter Gebein,
„Euch will ich die zweite Mutter seyn!"

Früh bringt der Todtengräber Bericht:
„Dem Abend" — so sprach er — „ich fass' es nicht
„Da sucht' ich vergebens der Gräfin Gebein
„Im Sarge und unter dem Leichenstein."

„Gut! forscht nur nicht weiter, und waltet getreu,
Bis alles wieder in Ordnung sey." —
Stiefmutter erfüllte seit diesem Tag
Den angstvoll beschwornen Liebesvertrag.

Krummacher,

geb. 1768 in Teklenburg, Prediger in Bernburg, jetzt Pred. und Superintendent in Bremen, am ausgezeichnetsten als Parabeldichter.

Die Hoffnung.

Es wandelt auf Erden ein himmlisches Kind;
Doch läßt es sein Antlitz nicht sehen;
Gleich lenzigen Lüftchen, balsamisch und lind,
Ist seines Fittiges Wehen —
Es schwebet hernieder vom Himmel gesandt,
Und Hoffnung wurde sein Name genannt.

So wie, wenn der Thau von dem Himmel sich senkt,
Die Blumen und Halmen sich heben,
So nahet das himmlische Kindlein und tränkt
Das matte irdische Leben.
Es labet und kräftigt das wankende Rohr,
Und facht das sterbende Flämmchen empor.

Wo heimlich die Thräne des Seufzenden fällt,
Und niederwärts blicket der Jammer,
Erhebt es das Antlitz des Kummers, und hellt
Die dunkle schweigende Kammer.
Es sendet hernieder den freundlichen Schein.
Wohl muß das Kindlein ein himmlisches seyn.

Dem Säemann zeigt es im Furchen-Gefild
Die wallenden Aehren von ferne;
Dem nächtlichen Wandrer das liebliche Bild
Der Heimath im blinkenden Sterne,
Und über des lächelnden Säuglings Gesicht
Ergeußt es sein röthlich himmlisches Licht.

Du, Hoffnung, geleitest auf dornigtem Pfad
Den Pilger zu himmlischen Höhen;
Du stärkest die Liebe, die himmlische Saat
Der ewigen Aerndte zu säen.
Dem Auge, von zitternden Thränen erfüllt,
Erscheint das himmlische Aehrengefild.

Den heiligen Glauben verlässest du nicht —
Mag toben der Erde Getümmel!
Er stehet und lächelt — das Dunkel wird Licht —
Und aufgethan glänzt ihm der Himmel.

Dann hebest auf sternenbesäeter Bahn
Du den Verklärten zum Himmel hinan.

Mutterleben.

Am stillen Pfad der Kindheit fleußt
Ein Börnlein, sanft und helle;
Es rieselt kühl, es rieselt mild
Und trägt des blauen Himmels Bild
In seiner Silberwelle.
Ach! ohne dieses Börnlein wär'
Des Lebens Morgen freudenleer,
Der Kindheit Himmel trübe.

Chor.

Das Börnlein ist uns wohl bekannt:
Es heißet Mutterliebe.

Am Börnlein sieht man, sanft und hell,
Ein zartes Blümlein glänzen.
Es ist der frommen Jugend hold
Und reichet seiner Blüthen Gold,
Die Unschuld zu bekränzen.
Ach! wo nicht glänzt sein milder Strahl,
Da wird der Kindheit blühend Thal
Zu einer öden Haide.

Chor.

Das Blümlein ist uns wohl bekannt:
Es heißet Mutterfreude.

Am stillen Pfad der Kindheit blinkt
Ein Sternlein sanft hernieder;
Kein Wölkchen birgt sein Angesicht,
Es strahlt mit ewig jungem Licht,
Und kehret immer wieder.
Ach! wo nicht dieses Sternlein wacht,
Umhüllet Dunkelheit und Nacht
Der Kindheit lichte Wege.

Chor.

Das Sternlein ist uns wohl bekannt:
Es heißet Mutterpflege.

Im stillen Glanz des Sternleins schwebt
Ein sanftes, lindes Säuseln;

Es macht des Säuglings Antlitz hell;
Er lächelt, gleich dem Silberquell,
Den leichte Lüftchen kräuseln.
Ach! ohne dieses Säuseln schweigt
Sein Lallen, seiner Wang' entfleucht
Der junge Glanz der Rosen.

Chor.

Das Säuseln ist uns wohl bekannt:
Es heißet Mutterkosen.

Am stillen Pfad der Kindheit tönt
Ein Laut, voll Kraft und Milde.
So füllt des Lenzes sanftes Weh'n
Mit Laub und Blumen Thal und Höh'n,
Mit Aehren die Gefilde.
Ach! ohne diesen milden Laut
Erstirbt, von dunkler Nacht umgraut,
Der Kindheit Blüth' und Aehre!

Chor.

Wir kennen wohl den süßen Laut:
Er heißet Mutterlehre.

Der blinde Harfner. (v. dems.)

Ein blinder Mann, ein armer Mann!
Ach! schaut den blinden Harfner an,
Wie er gebückt und zitternd steht,
Sein Haupt vom grauen Haar umweht,
Und seiner Harfe Klage fleht;
Erbarmet euch!

Sein Auge kennt des Tages Licht,
Den Glanz der Abendröthe nicht,
Sieht nicht die Thräne, die ihm fließt,
Die Hand nicht, die sein Leid versüßt,
Den Blick nicht, der ihn freundlich grüßt.
Erbarmet euch!

Erbarmet euch des Blinden Noth!
Bald rufet ihn sein Freund, der Tod,
Ins Himmelsreich; dann strahlet Licht
In sein umnachtet Angesicht.
Vergeßt den blinden Harfner nicht!
Erbarmet euch!

Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag, und die Stärkung des Schlummers.

Das Morgenroth aber strahlte in das Kämmerlein; und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen.

Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer Sieben an der Zahl! Ach, es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!“ — Also seufzte die Mutter; denn es war eine Theurung im Lande. —

Der Vater aber lächelte und sprach: „Siehe, liegen sie nicht und schlummern alle Sieben? Und haben rothe Wangen allzumal, und es fleußt auch von neuem das Morgenroth über sie her, daß sie noch schöner erscheinen, und wie sieben blühende Röslein. — Mutter, das zeiget uns ja, daß Er, der das Morgenroth machet und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel.“

Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen an der Thüre vierzehn Schuhe in einer Reihe immer kleiner und kleiner, je ganz für ein jegliches Kindlein. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viel waren, und sie weinte.

Der Vater aber antwortete und sprach: „Mutter, was weinest du? Haben sie doch alle Sieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängstigen! Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als wir verstehen! — Siehe, seine Sonne kommt! Wohlan, laß uns auch unsern Tageslauf, wie sie, mit fröhlichem Antlitz beginnen!“

Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten sammt den Kindern. Denn der Glaube erhebet den Muth, und die Liebe gewähret Stärke.

Sophie Brentano,
geschiedene Mereau, geb. Schubart,
geb. 1768 in Altenburg, gest. 1806 in Heidelberg.

Mitgefühl.

Wer nicht, voll reiner Menschenhuld,
Mit rascher, schöner Ungeduld
Der Brüder tiefes Leiden sieht,
Und thätig es zu lindern glüht;

Der, dessen Herz nicht höher schlägt,
Von Mitempfindung süß bewegt,
Wenn, von des Glückes Hauch belebt,
Die Freude fremde Busen hebt:

Und flög' sein Nam' im Lichtgewand
Des Ruhmes über Meer und Land,
Und ordnete sein Herrscherblick
Von Millionen das Geschick;

Und hätte ihm des Schicksals Hand
Der Gaben schönste zugesandt:
Das Glück, geliebt zu seyn — gebricht
Ihm dies Gefühl — ich neid' ihn nicht.

O Mitgefühl, der Menschheit Glück!
Was trocknete den nassen Blick,
Was hielt' an der Verzweiflung Rand
Zurück, wär's nicht der Freundschaft Hand?

Sey ewig, ewig heilig mir!
Schon manche Freude dank' ich dir;
Weint einst mein Aug' im Mißgeschick,
Es tröste mich dein Engelsblick!

Gittermann,

geb. 1768 in Dunun in Ostfriesland, jetzt Prediger in Eggelingen daselbst.

Die Wohnung des Glücks.

Das Glück zu suchen, war
Der weise Sadi funfzig Jahr
Gewandert, — in dem Glanz der Thronen,
Wie in der Armen Hütten Dunst.
Wo fand er wohl des Glücks vollkommne Gunst?
Wo? unter welchen Himmelszonen? —
Ach nirgends, nirgends fand er sie! —
Ihm selbst verbitterte des Forschens Müh'
Und Leiden mancher Art den Kelch des Lebens.

Einst irrt er ab in einen dunkeln Wald.
Auf einmal zeigte sich in Bäumen, hoch erbrausend,
Im Graun der Vorwelt ihm ein Tempel, alt
Und groß und hehr, wie ein Jahrtausend.

Still steigt er zu den Stufen auf,
Und schreitet ehrfurchtsvoll durch die erhab'nen Hallen.
Zuletzt bemerkt er eine Thür', worauf
Die Zeilen ihm ins Auge fallen:
„Hier tönt kein Weinen, nagt kein Schmerz!
„Hier wohnt das Glück, hier ruht das Herz!"

„O seligste von meinen Lebensstunden,
„So hab' ich endlich dich gefunden!
„O Glück! so nah' ich endlich dir!"
So ruft der Weise voll Entzücken,
Und freudig bebend öffnet er die Thür'.
Was sieht er? — Mit erloschnem Blick
Starrt er in einen weiten Schlund hinab,
Und sieht tief unten — was? — ein Grab.

August Gottlob Eberhard,

geb. in Halle 1769, lebt in Halle als Buchhändler.

Aus dem idyllischen Epos: Hannchen und die Küchlein.

Der Schreck.

(Hannchen, die brave Tochter einer Predigerwittwe Martha, lebt in einem Häuschen auf dem Lande, nahe bei einem Schlosse. Die Tochter des Gutsherrn, Antonie, ihre vertraute Freundin, ist nach dreijähriger Abwesenheit mit derselben Liebe wiedergekehrt. Einst hatte ein Iltis in der Nacht alle Hühner der Wittwe getödtet; nur die Lieblingshenne war gerettet worden, und hatte, während Antonie eine kurze Reise zu einer kranken Verwandten gemacht, ein Nest mit Küchlein ausgebrütet. Jetzt hieß es, bald werde Antonie zurückkommen.

Nun zwei Tage nur noch; und Antonie flog in die Arm' ihr!
Ach! da wollte, wie lange, nicht enden das zärtliche Jauchzen!
Martha erbat sich dazwischen die Krankengeschichte der Gräfin;
Zehnmal ward sie begonnen, und zehnmal ward sie zerrissen;
Bis zur Genesung indeß war's gänzlich unmöglich zu kommen;
Denn in's Mädchengeplauder erklang jetzt Piepen der Küchlein,
Und ganz neues Gekose begann nun freudig und zärtlich.
Laut frohlockete Hannchen, indem sie die Schreier herbeitrug:
„Schönere Küchlein saheſt du schwerlich in Rom und Neapel,
„Sind gleich klügere Schreier die kapitolinischen Gänse!
„Bald wird jeglichen Hof in Europa der unsre verdunkeln,
„Laufen die Küchlein erst, die vortrefflichen, lustig im Freien!
„Nirgends findeſt du auch in Europa, zu Land' und zu Wasser,

„Eine geschicktere Hand zum Bauen des Nestes, als meine!
„Sechzehn Eyer geschichtet ins Nest, und eben so viele
„Muntere Küchlein nun! das nenn' ich wahrlich ein Kunststück!
„Doch du brachtest mir Glück! dein Zusehn segnete Alles!
„Drum, wem anders, als dir nun, verdank' ich den seltenen Reichthum?"

Lächelnd vernahm es die Freundin, und sprach: „Ich bedanke mich schönstens,
„Daß du so hohes Verdienst mir zuschreibst, freundlichen Sinnes.
„Hab' ich, weihenden Blicks, in's Leben geholfen den Thierchen:
„Wünsch' ich aber nun auch, sie alle zu sehn und zu streicheln."
Froh nun wurden beschaut zuerst in den Töpfen die Küchlein,
Wärmung suchend und gebend, das eine gedrängt an das andre;
Manche gesenkt zum Schlummer den Kopf, und geschlossen die Augen,
Aber allmälig erweckt von laut-unruhigen Nachbar,
Plötzlich die piependen Schnäbel, die Köpfe, die Hälf' aus den Federn
Reckend und streckend im bunten Gewühle; das Ein' um das Andre
Hoch sich erhebend im Kampf, und wieder in Federn versinkend —
Schmerzlos aber der Kampf, und der Zwist gleich wieder vergessen —
Wie sich die Wellen im See jetzt ein' um die andere heben,
Jetzt sie, alle versöhnt, ganz sanft in einander verfließen.
Dann auf klüglich umrandeten Tisch, mit Futter bestreuet,
Wurden die Küchlein, eins nach dem andern, gestellet mit Vorsicht;
Weich und reinlich die wolligen Leibchen und Köpfchen bekleidet,
Manche noch wankend im Stehn, doch dreist schon laufend die meisten,
Eigene Tafelmusik mit Piepen und Picken sich machend,
Nippend am Wassergefäß, dann hebend die Köpfe zum Schlucken
Hoch in die Höh', als riefen sie Erd' und Himmel zu Zeugen,
Daß sie vollbrachten die That, die bedenkliche, Wasser zu kosten;
Jetzt ausstreckend ein Beinchen, dazu lang dehnend den Flügel;
Manche zu scharren versuchend, wenn nichts zu erscharren auch da war;
Drauf, sich die Zeit zu vertreiben, mit eben gewetztem Schnabel,
Hackend das Eine das Andre, zum Vorspiel künftiger Kämpfe;
Jedes im Wesen und Thun darstellend die Hühner-Natur schon,
Ohne zu brauchen Papa's und Mamma's kunstmäßiges Vorbild.
Beid' in die Wette, die Alles entzückt auffassenden Jungfraun,
Priesen, und küßten, und drückten an Brust und Wangen die Küchlein,

Wie mit dem Püppchen das Kind, mit dem Säugling koſet die Mutter.

Immer das nämliche Spiel, doch neu ſich immer geſtaltend,
Reizt' es ſie ſtets aufs neue, bis freundlich ſie mahnete Martha,
Endlich zu enden die Luſt, und Ruhe zu gönnen den Kleinen.
Gleich nun wurden ſie wieder geſetzt in die wärmenden Federn.
Abſchied nehmend davon, nahm jede der lächelnden Jungfrau'n
Einen der Töpf' in die Hände, hinweg ihn wieder zu tragen.
Keck hob hoch aus Antoniens Topf ſich ein piepender Wildfang!
Hannchen, befürchtend, er ſtürze heraus, will eilig ihn faſſen,
Ach! da gleitet, o wehe! der Topf aus zitternder Hand ihr!
Stürzet zu Boden, und bricht, laut klirrend, in klägliche Scherben!
Laut aufſchreien ſie Beide, die Jungfrau'n; ſelber die Mutter
Schreit: „Was ſchreit ihr denn ſo?“ Doch Hannchen, verſtummet auf einmal,
Wanket und ſinkt, ohnmächtig beinah', in die Arme der Mutter.
Waſſer verlanget die Mutter; Antonie, Hülfe zu leiſten,
Will hinſetzen den Topf, den feſter, als Hannchen ſie faßte;
Aber — o dreimal wehe! — ſie ſetzt ihn zu Boden ſo unſanft,
Daß auch dieſer, wie jener, zerbricht in die kläglichſten Scherben!
Neu aufſchreiend, erbleichet auch ſie, hinwankend zum Lehnſtuhl,
Wirft ſich hinein, mit händebedecktem Geſicht, und erwiedert
Auf den erneueten Ruf nach Waſſer: „Ach, Himmel! ich ſelber
„Brauchte ja was! Ich hatte ſo eben das nämliche Unglück!“
Während die Eine nun noch, todtblaß, in dem Arme der Mutter,
Klagend die Andere lag in dem Lehnſtuhl, fingen am Boden
Federn und Küchlein an, aus wilden, chaotiſchen Knäueln
Sich zu entwirren. Es wogten umher die beweglichen Federn;
Jedes der Küchlein ſtrebte, des Köpfchens, der Flügel, der Füße
Herr auf's neue zu werden, entzog ſie dem läſtigen Nachbar;
Und als Jegliches nun das Seinige wieder erobert,
Standen, und liefen ſie hin, wie Jegliches eben für gut fand.
Glücklich ermuthigt' Antonien das; ſie enthüpfte dem Lehnſtuhl,
Rief, mit neckendem Scherz und tröſtlichen Worten die Freundin
Wieder zum Umſchau'n auf, und ſtreichelt' ihr freundlich die Wange.
Doch mit dem wiedergekehrten Beſinnen erneute für Hannchen
Sich die bethörende Angſt um die fallengelaſſenen Küchlein!
Troſtlos bückte ſie ſich, zum Sammeln der Leichen des Schlachtfelds,
Wie es Antonie that auf ihren beſonderen Wahlplatz.
Scherben und Federn genug gab's auf vom Boden zu nehmen;
Aber die Todten, die Schelm', aus Furcht vor Sarg und Begräbniß,
Waren entlaufen, und thaten Verzicht auf Klagen und Thränen!

Wie es allmälig sich kund nun that, daß alle gerettet,
Und kaum merklich verletzt nur einige wenige waren,
Weil, beim Fallen, die Menge der Federn sie schützend umhüllte:
Wurde die Angst zum Staunen, und dies zur steigenden Freude,
Welche zuletzt ausbrach in der fröhlichsten Laune Gelächter.
Neckend die Eine die Andr' und spottend über sich selber,
Fingen sie ein die entlaufenen Küchlein, jedem den Schrecken,
Den es gehabt, abbittend mit zärtlichen Worten und Küssen.

Aber die Mutter begann jetzt lächelnd zu schelten die Tochter:
„Wahrlich, geschickter, als du, sind, wenn sie erschrecken, die Küchlein!
„Fallen sie auch in den Staub: will keines doch fallen in Ohnmacht.
„Das mag passen für städtische Damen, magnetischer Laune;
„Doch Landmädchen, wie du, sonst frisch und gesund und verständig,
„Müssen so vornehm nicht altmodische Mütter erschrecken;
„Und am wenigsten vollends im Beisein einer Gespielin,
„Die, sympathetisch, des Schwesterchens Kunststück meisterhaft nachmacht,
„Und, statt Hülfe zu leisten, heroisch sich wirft in den Lehnstuhl!
„Wahrlich! erschrecket ihr mich je wieder auf ähnliche Weise:
„Ruf' ich zu Hülfe den Dorfschulmeister mit birkenem Scepter!"

Lachend umhalseten Beide die herrliche, scheltende Mutter,
Beide gelobend, in Zukunft klüger zu halten die Töpfe,
Und auf festeren Füßen zu stehen bei kommendem Unglück.
Hannchen versicherte noch: „Beim Feuergeschrei in der Pfarre
„War ich erschütterter nicht, als jetzt beim Fallen des Topfes!
„Wären auch nicht so, wider Erwarten, erhalten die Küchlein:
„Wär' ich untröstlich gewesen, ich glaub', auf immer und ewig!
„Doch jetzt sind sie dafür an's Herz mir doppelt gewachsen,
„Und nun will ich sie pflegen und hüten mit doppelter Liebe!"

Witschel,

geb. 1769 in Harfenfeld in Baiern, Prediger in der Nähe von Nürnberg. Er dichtete Gebete unter dem Titel Morgen- und Abendopfer.

Am Geburtstags-Abend.

Vater, der mit stillem Wonneblicke
Leben in das Heer der Wesen senkt,

Und zum Leben diesen Wesen allen
Lust in Liebe, Kraft in Schmerzen schenkt;
Fröhlich steht der Mensch vor deinem Throne,
Seinen Geist umschwebet Heiterkeit,
Wenn er im Gefühle deiner Gnade
Rückwärts blickt auf die Vergangenheit.

Jene Bilder aus den Jugendtagen,
Die kein Gram aus unserm Geist verwischt:
Jener Schimmer, der so freundlich dämmert,
Bis er einst mit uns am Grab erlischt;
Jene Tage, wo die Welt voll Blumen
Ohne Dornen uns vor Augen stand,
Wo die Liebe uns mit allen Wesen
Frob und sorgenlos zusammenband —
Ach! sie stehen freundlich uns vor Augen,
Gleich den Sternen in der Sommernacht,
Und wir hängen still und wonnetrunken
An dem Bilde, das uns glücklich macht.

Gott, du gabst uns jene Freudenstunden;
Habe Dank für deine Gütigkeit!
Jene Kindheit, sie ist hingeschwunden;
Doch das Herz bleibt kindlich dir geweiht.
Ach! es ist das Schönste, was wir retten,
Jener fromme, milde Kindersinn;
Er geleite mich durchs Erdenleben
Bis zu meinem stillen Grabe hin!

Ausgesöhnet mit den Menschen allen,
Ohne Hoffart, ohne Trug und List,
Immer von dem Glauben aufgerichtet,
Daß du, Gott, mein guter Vater bist;
Ohne Kummer für den andern Morgen,
Voll Vertrauen zu der Menschenwelt
Und zu dir, dem großen Weltenlenker,
Der das Ganze liebend trägt und hält;
Hingeneigt zum Guten und zum Schönen,
Angeflammt für die Gerechtigkeit,
Heiter im Genusse dieses Lebens
Und voll Hoffnung für die Ewigkeit:
So will ich mein Tagewerk vollenden,
Das dein weiser Rathschluß mir beschied,
So will ich zu deinen Engeln wallen,
Wenn die Lebensblume abgeblüht.

Gute Menschen werden um mich weinen,
Ruhig steht mein Grab im Mondenschein,
Und wie eine sanfte Abendröthe
Wird mein Nachruhm auf der Erde seyn.
Guter Vater, laß mich weise werden,
Eh' der gold'ne Lebensstrom entfließt,
Dann laß mich in Frieden hingelangen,
Wo die Guten eine Welt umschließt.

Arndt,

geboren 1769 auf Rügen, Professor in Bonn.

Des Deutschen Vaterland.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht?
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Baierland, ist's Steierland?
Ist's, wo des Marsen Ried sich streckt?
Ist's, wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
Ist's Pommerland? Westphalenland?
Ist's, wo der Sand die Dünen weht?
Ist's, wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's Land der Schweitzer? Ist's Tyrol?
Das Land und Volk gefiel mir wohl;
Doch nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!

Gewiß es ist das Oesterreich?
An Ehren und an Siegen reich?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne mir das große Land!
Ist's, was der Fürsten Trug zerklaubt?
Vom Kaiser und vom Reich geraubt?
O nein, nein, nein!
Sein Vaterland muß größer seyn.

Was ist des Deutschen Vaterland?
So nenne endlich mir das Land! — —
So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt,
Das soll es seyn!
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell vom Auge blitzt,
Und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es seyn,
Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist des Deutschen Vaterland,
Wo Zorn vertilgt den welschen Tand,
Wo jeder Franzmann heißet Feind,
Wo jeder Deutsche heißet Freund. —
Das soll es seyn!
Das ganze Deutschland soll es seyn!

Das ganze Deutschland soll es seyn!
O Gott vom Himmel sieh darein!
Und gieb uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben, treu und gut.
Das soll es seyn!
Das ganze Deutschland soll es seyn!

Das Lied vom Feldmarschall.

Was blasen die Trompeten? Husaren, heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd;
Er schwingt so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schaut, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schaut, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie greisender Wein;
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes seyn.

Er ist der Mann gewesen, als alles versank,
Der muthig hin gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwur er beim Eisen gar zornig und hart:
Franzosen zu weisen die preußische Art.

Er hat den Schwur gehalten. Als Kriegsruf erklang,
Hei! wie der weiße Jüngling im Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernem Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue erhielt er solchen Strauß,
Daß vielen tausend Wälschen der Athem ging aus,
Viel Tausende liefen gar hastigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nie wachen auf.

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt;
Da hat er die Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab,
Und nehmt, Ohnehosen, den Wallfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg;
Sie mußten wieder springen wie Hasen übers Feld,
Und hell ließ erklingen sein Hussah, der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da liegen sie so sicher nach blutigem Fall;
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall!

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren, heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen zum Rhein, über'n Rhein,
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!

Deutscher Trost.

Deutsches Herz, verzage nicht!
Thu', was dein Gewissen spricht,
Dieser Strahl des Himmelslichts;
Thue recht, und fürchte nichts.

Laß dem Falschen Heuchelei,
Du sey redlich, fromm und treu;
Baue nicht auf bunten Schein;
Lug und Trug sey dir zu klein.

Doch die Treue ehrenfest,
Und die Liebe, die nicht läßt,
Einfalt, Redlichkeit und Muth
Stehn dir wohl, du deutsches Blut.

Wohl steht dir das g'rade Wort,
Wohl der Speer, der g'rade bohrt,
Wohl das Schwert, das offen ficht,
Und von vorn die Brust durchsticht.

Deutsche Freiheit, gnäd'ger Gott,
Deutscher Glaube, ohne Spott,
Deutsches Herz und deutscher Stahl
Sind vier Helden allzumal.

Diese stehn wie Felsenburg,
Diese fochten alles durch,
Diese halten tapfer aus
In Gefahr und Todesbraus.

Karoline Pichler, geb. v. Greiner,

geb. 1769 in Wien, Gattin des Regierungs-Raths Pichler in Wien. Von ihr sind die Gleichnisse und die Romane: Olivier, Leonore, Agathokles, und die Grafen von Hohenberg. Auch gab sie Idyllen und Romanzen, die Geschichte der Ruth und die Trauerspiele Germanikus und Heinrich von Hohenstaufen heraus. Ihre letzte Arbeit ist: Frauenwürde.

Herzog Albrechts Rache.

Kannst du dem Feind großmüthig verzeihn,
Und wenn ein Geschick, das dich liebet,
In die Hand die Rache dir giebet,
Dich doch der gegebnen Gewalt nicht erfreun,
Dann hast du Großes errungen,
Du hast dich selber bezwungen.

Doch ist der Feind, der dich tückisch verkannt,
In Noth und Elend versunken,
Und du löschest des Hasses Funken,
Und reichst ihm hülfreich die rettende Hand,
Dann blicken als segnende Brüder
Die Engel mit Lust auf dich nieder.

Ich weiß ein Lied aus ergrauter Zeit,
Das meldet ein solches Bestreben.
Da fühlt man das innere Leben,
Da wird das Herz im Busen so weit,
Und höher noch steiget die Flamme;
Denn ein Fürst war's aus Oesterreichs Stamme!

Vor Zürich's Mauern, der Seinigen Grab,
Lag Albrecht Wochen und Wochen;
Noch war der Wall nicht gebrochen,
Und trotzig schauten die Bürger herab,
Bemüht, vor den wüthenden Stürmen
Die Stadt mit Macht zu beschirmen.

Umsonst schwillt zürnend des Herzogs Wuth,
Umsonst versucht er mit Widdern,
Mit Blyden den Wall zu erschüttern,
Umsonst verströmt er der Seinigen Blut;
Wie Felsen stehen die Mauern,
Wie gebannt, um ewig zu dauern.

Und während die Stadt mit offner Gewalt
Dem Herzog entgegen sich stemmet,
Und alle Bestrebungen hemmet,
Da lauert verborgen im Hinterhalt
Ein Feind voll giftiger Tücken,
Und schädigt und neckt ihn im Rücken.

Die Baseler sind es, die feindlich gesinnt
Ihm Noth und Verderben bereiten,
Die ab die Brunnen ihm leiten,
Daß Durst das Lager zu quälen beginnt,
Und sperren die Pässe, die Straßen,
Und nimmer Frieden ihm lassen.

Darob ergrimmet Albrecht, und schwört,
Den Frevel blutig zu rächen,
Die Mauern Basels zu brechen,
Und nicht abzulegen das Würgerschwert,

Bis Basels Stätte auf Erden
Nicht mehr gefunden soll werden.

So schwört er, und sinnet nun Tag und Nacht,
Den hohen Schwur zu erfüllen,
Den Durst nach Rache zu stillen;
Denn theilen muß er die Heeresmacht,
Um dort nach Basel zu wenden,
Und hier mit den Zürchern zu enden.

Nacht war's, und Dunkel und Stille ruht
Umher auf Bergen und Feldern;
Da rauscht kein Blatt in den Wäldern;
Es regt sich kein Lüftchen, des Tages Gluth
Weicht nicht vor den nächtlichen Schatten,
Und lechzend trauern die Matten.

Noch liegen, nicht ahnend ihr böses Geschick,
In Schlummer die Städte versunken;
Auch Basel, von Uebermuth trunken,
Träumt schon von künftiger Hoheit und Glück,
Wenn es erst sein Streben errungen,
Und Albrecht zum Weichen gezwungen.

Da horch! ein dumpfes Donnergeroll,
Wie aus unterirdischen Klüften,
Ein Zischen und Heulen in Grüften,
Das immer näher und stärker scholl,
Bis es endlich mit Macht sich erhebet,
Und der Boden heftig erbebet!

Die Berge wanken; der Erde Schooß
Zerbirst vor den innern Gewalten;
Aus weit aufgähnenden Spalten
Reißt heulend ein wilder Orkan sich los,
Es fahren Flammen aus Schlünden,
Und Wälder erliegen den Winden.

Auch Basels Mauern stürzen in Schutt;
Aus Flammen, aus rauchenden Trümmern,
Bei der Sterbenden Heulen und Wimmern,
Entspringen die Bürger mit zagendem Muth,
Das offne Feld zu gewinnen,
Dem sichern Tod zu entrinnen.

Die Sonne des kommenden Morgens sieht
Weit hin die Gegend verheeret;

Sie sieht ganz Basel zerstöret;
Die Bürger verstreuet weit hin im Gebiet,
Mit Händeringen und Zagen
Dem Himmel ihr Elend klagen.

Ins Lager von Zürich, wo Albrecht stand,
Kam schnell die schreckliche Kunde;
Hier schien es zur glücklichen Stunde
Ein Strafgericht vom Himmel gesandt,
Das den Abscheu deutlich verkündet,
Den Gott an Uebelthat findet.

Es liegen die Ritter dem Herzog an,
Jetzt keine Zeit zu verlieren,
Sie eilig gen Basel zu führen,
Eh' dieß vom Sturz sich erheben kann,
Und rasch mit gewaltigen Händen
Den Untergang zu vollenden.

„Nein," rufet Albrecht, „da sei Gott für,
Daß ich also mich feindlich bezeige,
Und tiefer den Elenden beuge!
Jetzt sind die Baseler sicher vor mir;
Nicht werd' ich an jene mich wagen,
Die Gott im Zorne geschlagen.

Vielmehr laßt ihnen uns hülfreich sein,
Die gefallnen Mauern zu bauen,
Daß sie wieder dem Glücke vertrauen,
Und rasch des gewonnenen Lebens sich freun!
Dann mögen mit ihnen wir rechten,
Und fürder den Zwist verfechten."

So spricht der Herzog, und sendet schnell,
Wo die Stammesgüter ihm liegen.
Bald kommen in langen Zügen
Die Eignen auf ihres Herrn Befehl;
Sie kommen mit Spaten und Hauen,
Der Bas'ler Wälle zu bauen.

Und Korn und Gold von Albrecht gesandt,
Verbreitet ein ruhiges Leben;
Bald sieht man die Mauern sich heben,
Bald blickten sie stattlich herab auf das Land,
Und von den entsetzlichen Stunden
Ist jede Spur nun verschwunden.

So hat sich ein Fürst aus Habsburg's Blut
Am erbitterten Feinde gerochen,
Den alten Haß so gebrochen,
Und entwaffnet den Feind durch Edelmuth!
Und freudig hab' ich's gesungen;
Wohl mir, wenn mein Lied mir gelungen!

Falk,

geboren 1770 in Danzig, gestorben 1826 in Weimar mit dem Titel eines Legationsraths. Anfangs Satyriker; zuletzt Erzieher verwahrloster Kinder.

Adam Oehlenschläger,

geboren in Friedrichsberg bei Kopenhagen 1770, lebt als Professor in Kopenhagen, und wird als der erste lebende Dichter Dänemarks gefeiert.

Die Fischerstochter

(Eine ärmliche Fischerhütte am Strande des rothen Meeres. Zwei Kindlein schlafen im Bette. Amine, die ältere Tochter, geht ihrem Vater Sandib entgegen, der mit Fischergeräthen zur Thüre hereintritt.)

Amine: Hast, Vater, einen guten Fang gemacht?
Sandib: Da liegt und plätschert etwas in dem Eimer.
Ich bin der Fastenspeisen überdrüssig;
Man steht im Nebel stundenlang, der Wind
Durchschauert Einen. Fleisch verlangt mein Magen;
Bekomm' ichs nicht, bekomm' ich bald das Fieber.
Amine: Nein, morgen will ich all' mein Garn verkaufen;
Für das empfang'ne Geld kauf' ich dir Speisen.
Ich will dir einen guten Pillau kochen.
Sandib: Reich' mir die Schale da!
Amine: S ist nichts darin.
Sandib: Hier nichts und da nichts, und am Strande nichts!
Die Hände leer, und leer die ganze Hoffnung.
Amine (mit unterdrückter Bewegung):
Du könntest deinen Zustand leicht verbessern.
Sandib: Wie so, mein Töchterlein!
Amine: Verkaufe mich!
Sandib (für sich): Hat sie mir tief ins Herz geschaut? (laut) Ja, Kind,
Dein Glück würd' ich gewiß dadurch befördern;
Denn du bist schön; es fänd' uns leicht die Wahl,

Im großen Haufen der begier'gen Freier
Dir einen guten Käufer aufzusuchen.
Was aber würd' aus mir, den Kleinen werden,
Von dir verlassen? Nein! mein Garten steht
Auf trocknem Sand und bringt nicht Vieles ein;
Doch blüht in ihrem Beet die schönste Rose,
Das einz'ge Köstliche, was ich besitze.
Nimmt auch der Sturm mir diese Zierde weg,
Dann wohn' ich auf der Wüst', bald auf dem Kirchhof.

Amine (küßt ihn): Du lieber Vater!

Sandib: Habt wohl nichts gegessen?

Amine: Ja doch!

Sandib: Im Traum! nicht wahr? Gar schöne Schüsseln;
Der Schlaf, traun! — das ist ein gemachter Koch!

Amine: Der Schlaf stärkt, Vater!

Sandib: Dich, doch nicht die Kleinen.
Ein frisches Mädchen blüht in ihrer Fülle,
Saugt wie die Lilie, Nahrung aus der Luft
Doch diese armen Pflanzen beugen bald
Die schlaffen Häupter, wenn man sie nicht wässert.

Amine: Allah wird für sie sorgen.

Sandib: Ja — im Himmel!
Im Himmel aber sind der Engel gnug.
Ein armer Vater braucht auf Erden Kinder.

Amine: Du bist betrübt; ich wollte dich gern trösten.

Sandib: Das kannst du nicht. Geh' nur zu Bett', mein Kind!

Amine: Die trübe Nacht trübt dir das wunde Herz;
Doch morgen wirst du in dem schönen Frühroth
Ein Hoffnungsliedlein mit der Lerche singen.

Sandib: Wohl möglich. Gute Nacht, und schlafe wohl! (sie geht hinter die Gardine).

Sandib (allein): Was soll ein armer Mensch noch auf der Erde?
Wie viel hat er dem Thiere zu beneiden!
Da ist kein armer Fuchs, kein armer Habicht,
Sie finden Nahrung in dem tiefen Wald,
In hoher Luft. — Wo aber find' ich meine?
Mein spottet das unendlich reiche Meer.
Die kleinste Perle könnte mich bereichern;
Doch geizig ruht der Abgrund auf dem Schatz,
Und gönnt mir nicht einmal so viele Fische,
Daß ich die armen Würmer sätt'gen kann.
Wozu bekam ein Unglückseliger
Verstand? Empfindung? — Um sein Unglück tiefer
Zu fühlen nur. Wär' dumm ich, wie der Seehund,

Stumm, wie der Fisch, für meinen eignen Schmerz!
Was hilft das Winseln? Nun — das Klagen pumpt
Das Wasser Einem wieder vom Verdeck,
Damit das lecke Boot noch ein'ge Zeit
Mit Sturm und Regen und mit Wellen streite.

(Man hört Musik draußen, Sandib geht hinaus.)

Grüner Platz vor der Hütte. Eine kleine Karavane macht Halt. Schöne Sclavinnen steigen von den Kameelen herunter, und gehen in bunte Zelte hinein, die von schwarzen Sclaven in aller Eile errichtet worden. Der Sclavenhändler grüßt den Fischer, der zur Thüre heraustritt.

In der folgenden Scene beredet der Sclavenhändler den Fischer, mit ihm Wein zu trinken, und erzählt ihm von den Vortheilen, die sein Handel abwürfe. Zufällig erfährt er vom Fischer, daß dieser eine schöne Tochter habe, erhält die Erlaubniß, sie schlafend zu sehen, und ist von ihrer Schönheit so erstaunt, daß er sie für sich auf wenigstens zehntausend Goldstücke schätzt. Jetzt redet er dem Fischer zu, sie ihm für 1000 Goldstücke zu verkaufen, und da er ihm das Glück schildert, das sie durch eine Heirath mit einem Sultan machen werde; so willigt endlich der ganz berauschte Vater ein. Schnell wird sie auf ihrem Ruhebette schlafend fortgetragen.

Die Fischerhütte. (Es ist Morgens.)

Sandib (eben aufgestanden, ruft): Amine! Kind, wo bist du? Schläfst du noch?
Sie holt vermuthlich Wasser bei der Quelle.
Ich fühle Kopfschmerz; schwer ist mir das Haupt.
Ich hab' auch einen niederträcht'gen Traum
Gehabt! Wie man so etwas träumen kann!
Nein — war es ja doch ganz natürlich, daß
Mir davon träumte! Sprachen wir davon
Doch kurz vor dem Zubettegehn. — Doch so
Lebendig! Dieser list'ge Sclavenhändler,
Weltklug und lebenslustig, kalt, verschmitzt,
Und Mädchen, Zelte, Sclaven und Kameele! —
Amine! kommt sie noch nicht? Zehnmal könnte
Das Wasser ja geholt seyn. (Schaut hinter die Gardine) Gott! ihr Bett
Ist fort! Und da! da liegt der Beutel wirklich.
Allah il Allah! Was hab' ich gethan? (Er zerreißt sein Gewand.)
Ich Rabenvater hab' mein Kind verkauft!
Es ist kein Traum! 'S ist Wahrheit, bittre Wahrheit.
Ha, Bösewicht! Und nun? Ich sollte ruhig
Das Blutgeld noch verprassen? Nein, ihr armen
Unschuld'gen! eure Ehrenlumpen will
Ich mit gestohlnem Purpursammt nicht flicken.
Es brennt mir in der Hand das Hexengold.
Hinaus damit! Hinaus damit zum Strande!

(Er läuft hinaus, öffnet den Beutel, wirft alle die Goldstücke ins Meer, und eilt in Verzweiflung von dannen).

Eine Meerfei steigt aus dem Wasser, setzt sich auf einem trocknen Stein und spricht:

Schön liegt die kleine Hütte
Hier dicht am rothen Meer;
Das Gras, die Palmen, die Quelle
Schmücken den Ort gar sehr.
Kommt nun ein Fremder gefahren
Im Kahn, und schaut zurück,
Glaubt er, daß da seit Jahren
Wohne das stille Glück.

Ach! säh'st du hinter der Mauer
Die Armuth und die Qual,
Des Vaters Gram und Trauer,
Du liebtest nicht das Thal!
Hört ihr es drinnen weinen?
Verlassen in der Noth,
Es sind die armen Kleinen;
Sie haben nicht Morgenbrot.

Doch diese Wassermelone
Werf' ich zum Fenster hinein.
Ein Goldstück, von den vielen,
Leg' blank ich auf den Stein.
Das findet der kleine Lolo,
Wenn hier er Muscheln sucht.
Ein Haus, wo Unschuld wohnet,
Wird nicht von Gott verflucht.

Ein Goldstück sollst du finden
Hier jede vierte Woch';
Nicht wird die Fei verschwinden,
Sie hilft den Kleinen noch.
Ich liebe den schönen Knaben,
Er spielt an meinem Strand.
Ein Scherflein meiner Gaben
Leg' ich in seine Hand.

(Sie verschwindet im Wasser.)

Rochlitz,

geboren 1770 in Leipzig, privatisirt daselbst als Hofrath.

Der gute Geist.

Es geht der Geist zufriedner Stille
Vom Schooß des ew'gen Vaters aus,
Und wie's verlangt sein heil'ger Wille,
Klopft er an jedes Menschen Haus.

Sein zarter Finger klopfet leise.
Ist's drin durch Leidenschaft gestört,
Ist Lärmen drin und rohe Weise,
Da wird sein Pochen überhört.

Ist Sorge wo und ängstlich Treiben,
Und Zweifelsucht trübt das Gesicht:
Da tritt er ein; doch lange bleiben,
Nein! lange bleiben kann er nicht.

Und sieht er, die im grünen Schatten
Bequemlich träumen, halb nur wach,
In leerer Hoffnung süß ermatten:
Da naht er, aber fragt nur nach.

Doch trifft er eines Hauses Glieder
Treu ihrem täglichen Beruf,
Ob leicht, ob schwer, vereint die Brüder,
Die für einander Gott erschuf;

Hört nach der Müh' wohl ihre Lieder,
Voll Lieb' und Dank und heitrer Ruh':
Da grüßt er gastlich, läßt sich nieder,
Und geht dann immer ab und zu.

Mahlmann,

geboren 1771 in Leipzig, starb daselbst 1826 als Hofrath und Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt.

Ruhe der Nacht.

Die Erde ruht, das Herz erwacht,
Auf strebt der inn're Sinn.
Die Engelwelt, voll Glanz und Pracht,
Zieht still und ruhig durch die Nacht
Der Menschen hin.

Das Auge hebt sich himmelan
Vom Erdenspiel und Tand.
Die Hoffnung spricht: „des Lebens Bahn
Führt aufwärts zu dem Sternenplan
Ins Vaterland!“

Der Engel, den der Staub noch hält,
Fliegt seinen Brüdern zu.
O Gottesland, von Glanz erhellt!
Wenn alles um uns welkt und fällt,
Du giebst uns Ruh'!

Hoffe, und vertraue ihm.

Hoffe, Herz, nur mit Geduld;
Endlich wirst du Blumen brechen.
O dein Vater ist voll Huld;
Kindlich darfst du zu ihm sprechen.
Auf dein gläubiges Vertrau'n
Wird er gnädig niederschau'n.

Wolken kommen, Wolken gehn.
Bau' auf deines Gottes Gnade.
Zu der Freude Sonnenhöh'n
Führen oft nur dunkle Pfade.
Doch ein treues Auge wacht;
Zittre nicht in Sturm und Nacht.

Ankre du auf Felsengrund;
Schwinge dich zu Gottes Herzen.
Mach' ihm deine Leiden kund;
Sag' ihm deine tiefsten Schmerzen.
Er ist gnädig, und erquickt
Jedes Herz, das Kummer drückt.

Fass' im Glauben kühnen Muth!
Kraft wird dir dein Helfer senden.
Mit der Macht, die Wunder thut,
Wird er deine Leiden enden.
Er ist lauter Lieb' und Huld.
Hoffe, Herz, nur mit Geduld.

Größe im Unglück.

Was ist's, das unsterbliche Geister entzückt,
Wenn sie niederblicken zur Welt? —
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält,

Ein feuriges Auge, das, fest und kühn,
Empor zum Himmel sich rafft.
Hoch oben, wo schweigend die Sterne ziehn,
Da wohnet die ewige Kraft.

Die Thräne, welche zur Erde sinkt,
Der Erde gehöret sie an;
Zum heiligen Aether der Heimath schwingt
Der göttliche Geist sich hinan.
Die Ruhe, sie wohnt in der Götter Kreis;
Unerschütterlich steht dort ihr Thron;
Und wer nicht muthig zu sterben weiß,
Ist nicht der Unsterblichkeit Sohn.

Im Thale schleichen die Nebel hin;
Vom Berge die Sonne nicht weicht.
Empor! empor! du gedrückter Sinn,
Wo dich kein Nebel erreicht!
Den Lorbeer wirst du am Ziele schaun,
Umstrahlet von ewigem Glanz;
Breit' aus die Fittig' im kühnen Vertraun
Zum nimmer welkenden Kranz!

Es kämpften die Großen der alten Zeit,
Die edlen Herzen, wie du;
Sie gingen, die Helden, durch Kampf und Streit
Dem Land der Vergeltung still zu.
Aus ihren versunkenen Grüften spricht
Eine Stimme, die nimmer vertönt:
Sie tranken den Kelch, und zitterten nicht,
Und wurden mit Ruhme gekrönt.

Das ist's, was unsterbliche Geister entzückt,
Wenn sie niederblicken zur Welt;
Ein Herz, welches Unglück nicht niederdrückt,
Ein Muth, der im Kampfe sich hält,
Ein feuriges Auge, das fest und kühn
Empor zum Himmel sich rafft.
Hoch oben, wo leuchtend die Sterne ziehn,
Da wohnet die ewige Kraft.

Abendgedanken.

Wie hängt die Nacht voll Welten!
Wie glänzt der Abendstern,
Als säh' er Menschenfreude
Und Menschenruhe gern!

Der Geist, der jenen Stern gemacht,
Hat unser Aller stets gedacht,
Und wird uns nicht vergessen.

Er blickt mit Vaterliebe
Aus jenem Sonnenmeer
Im Flimmern gold'ner Sterne
Auf seine Kinder her,
Und wo auf seiner schönen Welt
Des Kummers Thräne niederfällt,
Da giebt er Trost und Frieden.

Das Herz, so schwer von Sorgen,
Wiegt er in süße Ruh',
Und drückt mit Abendlüftchen
Des Dulders Auge zu.
Sein guter Engel lohnet dann
Dem Schweiß, der von der Stirne rann,
Mit einem süßen Traume.

Ihm, ihm laßt uns vertrauen!
Auf ihn nur laßt uns sehn,
Wann wir auf Dornen wandeln,
Wann wir auf Blumen gehn!
Für Dorn und Blume sey ihm Dank;
Es dauert eine Stunde lang;
Dann wiegt er uns in Schlummer.

Und unsre Dornenpfade
Umschimmert ja der Kranz
Von Millionen Welten
Mit sanftem Hoffnungsglanz.
Dort ist den Menschen bess'rer Art
Ein stiller Wohnplatz aufbewahrt,
Wo sie des Grams vergessen.

Wann um die bleiche Wange
Der Hauch des Todes weht,
Wann dem gebroch'nen Auge
Die schöne Welt vergeht,
Wann unsres Herzens Klopfen ruht:
Dann, liebe Freunde, Trost und Muth!
Dann wandeln wir zum Vater.

Er trägt an seinem Herzen
Die Kinder seiner Welt,
Und heißt sie froh willkommen
Im schönen Sternenzelt.

Und dort muß auch ein Sternchen seyn,
Wo sich verwandte Seelen freu'n;
Dort sehen wir uns ewig.

Lied des Trostes.

Was grämst du dich?
Noch wenig trübe Stunden,
Denn heilen deine Wunden,
Dann blickt dein Auge hell und klar!
Dein Geist so fest gekettet,
Fliegt dann empor, und rettet
Zum Lande seiner Heimath sich!
Was grämst du du dich?

Der große Geist,
Um den die Welten schweben,
Sieht unser kleines Leben
Und unsern Kummer gnädig an.
Er zählt die Thränentropfen;
Er stillt des Herzens Klopfen;
Er ist es, der uns Trost verheißt,
Der große Geist!

Verzage nicht!
Blick' auf in jene Ferne!
Wie groß ist deines Vaters Haus!
Ach dort, ach dort erwarmen
An seiner Brust wir Armen!
Drum, wenn dein Herz in Thränen bricht,
Verzage nicht!

Freiherr v. Hardenberg,

der unter dem Dichternamen Novalis bekannt ist, wurde geboren 1772 bei Eisleben, schloß sich in Jena an Tieck und Schlegel an, und wurde ein Hauptbeförderer der romantischen Poesie. Durch den Tod seiner Braut, Sophie v. Kühn, kam er um seine Lebensfreuden. Er wurde sächsischer Assessor und Amtshauptmann, und starb 1801 in Weißenfels.

Die Nähe des Herrn.

Wenn in bangen, trüben Stunden
Unser Herz beinah' verzagt;
Wenn, von Krankheit überwunden,
Angst an unserm Innern nagt;

Wir der treu Geliebten denken,
Wie sie Gram und Kummer drückt;
Wolken unsern Blick beschränken,
Die kein Hoffnungsstrahl durchblickt:

O dann neigt sich Gott herüber;
Seine Liebe kommt uns nah'.
Sehnen wir uns dann hinüber,
Steht ein Engel vor uns da,
Bringt den Kelch des frischen Lebens,
Lispelt Muth und Trost uns zu,
Und wir beten nicht vergebens:
„Auch für die Geliebten Ruh'!" —

Der Wein.

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt.
Die Sonne hat sich ihn erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen.
Das zarte Schoß quillt still empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe Keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang' er träumt, sich um ihn her,
Und, wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwund'ner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten,
Und kommt heraus, wenn sie ihn flehn.

Aus seiner Wiege dunkelm Schooße
Erscheint er in Kristallgewand.
Verschwieg'ner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Es spritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt;
Die Freude nippt aus seinen Schaalen,
Und bleibt ihm ewig zugesellt;

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut;
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Friedrich v. Schlegel,

geboren 1772 in Hannover, lebte eine Zeitlang in Jena, Berlin und Paris, ging in Cöln zur kathol. Kirche über, und lebte seitdem in Wien, erst als kaiserl. Hofsecretair, dann als Legationsrath. Er starb auf einer Reise in Dresden 1829.

Betrachtung.

Das kleine Haus, es steht noch an der Stelle,
Wo ich es sonst gesehn vor vielen Jahren,
Seit ich so manches Leid und Freud' erfahren,
Umhergetragen auf des Lebens Welle;

Dieselben Tritt' und Weg' an selber Stelle,
Die kleinsten Dinge, wie sie ehmahls waren;
Bemüht, die alte Ordnung zu bewahren,
Sorgt noch der Diener, wie er alles stelle.

So bleibt Beschränkung gern in tiefem Frieden;
Wie draußen auch die wilden Stürme toben,
Es lockt die stille Welt da zu verweilen.

Den kühnern Geist hat immer Ruh' vermieden;
Will sinnend auch Gefühl die Stille loben,
Er muß auf wildem Flügel weiter eilen.

Heinrich Joseph Edler v. Collin,

geboren 1772 in Wien, gestorben 1811 als kaiserl. Hofrath daselbst. Unter seinen Trauerspielen sind die berühmtesten: Regulus, und Coriolan. Er hat auch Lieder und vaterländische

poetische Erzählungen gedichtet. Sein Bruder Matthias v. Collin ist unbedeutender.

Die spartanische Mutter.

Der Fremde.

Wer ist das Weib am Grabmal dort?
Sie sitzet ohne Regung da,
Und blickt auf einen Schild.

Der Spartaner.

Das ist des Lykomedes Weib.
Sie sitzt am Grabmaal ihres Sohn's
Wie ein gehau'nes Marmorbild,
Und starrt auf seinen Schild.

Der Fremde.

Sprich! Warum starret sie so leblos hin
Auf ihres Sohnes Schild?

Der Spartaner.

Man trug den Sohn auf diesem Schild
Der Mutter in das Haus.

Der Fremde.

Wohl ihm, daß er so rühmlich fiel!
Schön ist der Tod für's Vaterland!
Das tröstet Sparta's Frau'n.

Der Spartaner.

Doch diese trauert tiefgebeugt;
Die Morgensonne sieht ihr Leid,
Die Abendsonne auch.

Der Fremde.

Dann ist sie Sparta's Tochter nicht,
Ist ein gemeines Weib.

Der Spartaner.

O, Fremder, nimm dein Wort zurück!
Sie ist ein großes Weib.

Der Fremde.

Zeig' erst die That! Selbst folgt der Ruhm.

Der Spartaner.

Ihr Gatte fiel auf diesem Schild.
Auf diesem Schild ward er gebracht
Der Gattin in das Haus.
Sie weinte nicht. — —
Sie zog den Sohn zum Helden auf,
Und als der Knabe Jüngling ward,
Und als der Feind erschien,

Da gab sie ihm mit trocknem Blick
Des Vaters Schild, und sprach:
„Komm nur mit ihm zurück;
„Wo nicht — auf ihm!“

Der Fremde.

Tritt näher, Freund! Ich will sie sehn!
Die dieses hohe Wort einst sprach.

Der Spartaner.

Sie sprachs zu einem Heldensohn.
„Auf ihm!“ so dacht' er sich,
Flog wüthend in die heiße Schlacht,
Und flehte, fallend auf den Schild:
„Eh' ich noch sterbe, traget mich
„In meiner Mutter Haus!“
Und auf dem Schilde trugen sie
Zur Mutter still den Sohn.
Und als der Sohn die Mutter sah:
„Auf ihm!“ — so rief er — starb.

Der Fremde.

Ach, armes Weib! dir brach das Herz!

Der Spartaner.

Still sah' sie seinen Tod,
Und still die Leichenfeier an.
Sie weinte nicht! —
Doch täglich, wenn der Morgen graut,
Flieht sie das kinderleere Haus,
Und fragt ein Bürger sie: „wohin?“ —
So sagt sie hoch — und ernst — und kalt:
„Dem Sohne bring' ich seinen Schild;
„Er fiel auf ihm für's Vaterland!“

Tieck,

geboren 1773 in Berlin. Er trat zuerst in Berlin als Schriftsteller mit einigen Romanen, namentlich seinen Volksmährchen, auf. Dann lebte er in Jena mit den Schlegels und Novalis, und wurde einer der Stifter der neuen (romantischen) Schule; darauf in Ziebingen zwischen Crossen und Frankfurt beim Grafen von Finkenstein, oder in Berlin, eine Zeitlang auch in Rom. Jetzt lebt er als Hofrath in Dresden. Von ihm ist auch eine treffliche Uebersetzung des Don Quixotte v. Cervantes.

Der Frühling.

Nie vergißt der Frühling wiederzukommen,
Wenn Störche ziehn, wenn Schwalben auf der Wiese sind.
Kaum ist dem Winter die Herrschaft genommen,
So erwacht und lächelt das goldene Kind.
Dann sucht er sein Spielzeug wieder zusammen,
Das der alte Winter verlegt und verstört,
Er putzt den Wald mit grünen Flammen,
Der Nachtigall er die Lieder lehrt.
Er rührt den Obstbaum mit röthlicher Hand,
Er klettert hinauf die Aprikosenwand,
Wie Schnee die Blüthe noch vor dem Blatt ausdringt,
Er schüttelt froh das Köpfchen, daß ihm die Arbeit gelingt.
Dann geht er und schläft im waldigen Grund,
Und haucht den Athem aus, den süßen,
Um seinen zarten rothen Mund
Im Grase Viol' und Erdbeer sprießen.
Wie röthlich und bläulich lacht
Das Thal, wenn er erwacht!

In den verschloßnen Garten
Steigt er über's Gitter in Eil,
Mag auf den Schlüssel nicht warten,
Ihm ist keine Wand zu steil.

Er räumt den Schnee aus dem Wege,
Er schneidet das Buxbaum-Gehege,
Und feiert auch am Abend nicht,
Er schaufelt und arbeitet im Mondenlicht.

Dann ruft er: „wo säumen die Spielkameraden,
„Daß sie so lange in der Erde bleiben?
„Ich habe sie alle eingeladen,
„Mit ihnen die fröhliche Zeit zu vertreiben."

Die Lilie kommt, und reicht die weißen Finger,
Die Tulpe steht mit dickem Kopfputz da,
Die Rose tritt bescheiden nah,
Aurikelchen und alle Blumen, vornehm und geringer.

Der bunte Teppich ist nun gestickt,
Die Liebe tritt aus Jasminlauben hervor.
Da danken die Menschen, da jauchzet der Vögel ganzes Chor;
Denn alle fühlen sich beglückt.

Dann küßt der Frühling die zarten Blumenwangen,
Und scheidet, und sagt: „ich muß nun gehn.“
Da sterben sie alle an süßem Verlangen,
Daß sie mit welken Häuptern stehn.

Der Frühling spricht: „Vollendet ist mein Thun;
„Ich habe schon die Schwalben herbestellt;
„Sie tragen mich in eine andre Welt.
„Ich will in Indiens duftenden Gefilden ruhn.

„Ich bin zu klein, das Obst zu pflücken,
„Den Stock der schweren Traube zu entkleiden,
„Mit der Sense das goldene Korn zu schneiden,
„Dazu will ich den Herbst euch schicken.

„Ich liebe das Spielen, bin nur ein Kind,
„Und nicht zur ernsten Arbeit gesinnt;
„Doch wenn ihr des Winters überdrüßig seyd,
„Dann komm' ich zurück zu eurer Freud!

„Die Blumen, die Vögel nehm' ich mit mir,
„Wenn ihr erndtet und keltert, was sollen sie hier?
„Ade! Ade! ist die Liebe nur da,
„So bleibt euch der Frühling ewiglich nah!“

Freiherr v. Steigentesch,

geb. 1774 in Hildesheim, gest. 1826 in Wien als Kaiserl. General Feld-Wachtmeister und Geheimer Rath, als lyrischer und Lustspieldichter bekannt.

Der arme Thoms.

Des Haines Sänger schliefen und verstummten,
Da wallte Thoms, den oft sein Herz betrog,
Zum Kirchhof, wo die Abendkäfer summten,
Und über ihm die schnelle Schwalbe flog.

Am Grabe seines Vaters sank er nieder;
Der Mangel stieß ihn in die Welt hinaus;
Dort waren alle Menschen seine Brüder,
Die große weite Erde war sein Haus.

Er trug das wunde Herz, von Gram zerrissen,
Zu seines Vaters kaltem Grab zurück.
Der Hügel seines Vaters war sein Kissen,
Und eine Thräne sein errungnes Glück.

Es ward ihm hier so heimlich und so bange,
Dem Staube nah, von dem er Trost empfing,
Er drückte seine bleich gehärmte Wange
Ins falbe Gras, das um den Hügel hing.

„Ein Bettler, Vater, arm an Kraft und Freude,"
So sprach er zu dem Todten, „bin ich hier."
„„Du findest Menschen, wenn ich von dir scheide!""
„So sprachst du, als dein Auge brach, zu mir."

„Und weinend wandt' ich mich mit deinem Segen
„Zu Menschen, denen er mich übergab,
„Das wunde Herz an ihre Brust zu legen,
„Und jeder wies den Bettler trotzig ab.

„Doch Agnes hörte noch den Bettler weinen,
„Der Mangel hatte meine Kraft verzehrt,
„„Geh,"" sprach sie, „suche Brot, du bleibst den Deinen,
„„Kommst du zurück, wie meinem Herzen werth.""

„Ich ging, ich konnte kaum den Pflug umfassen,
„Ich griff zum Schwert; da war mein Arm zu schwach;
„Da weint' ich laut, vergessen und verlassen;
„Kein Auge sah, der Felsen sprach mir nach.

„Am Thor der Heimath setzt' ich krank mich nieder,
„Und Agnes kam am Birkenwalde her;
„Ich sprang empor und rief: „„Du hast mich wieder!""
„Sie lachte laut, und kannte mich nicht mehr."

„Da brach mein Herz, da wankten meine Kniee;
„Da fühlt' ich, daß ich hülflos, elend bin.
„Den Tod im Herzen, wankt' ich noch mit Mühe
„Bis an dein Grab, du guter Vater! hin.

„Bald, Vater, wird auch mich die Erde decken;
„Die Sonne grüßt die Gräber um mich her,
„Die kalten Schläfer freundlich aufzuwecken,
„Und weckt, wie sie, den armen Thoms nicht mehr."

Jetzt sah er, wie im Westen freundlich schwebend
Der Abend sich in Thetis Arm verlor;
Da hob er seine Hände kalt und bebend,
Und seinen Blick zum Geist der Nacht empor.

Und kalte, feuchte Morgennebel flossen
Weiß, wie ein Leichentuch, am Grabe her,
Da war sein Blick für diese Welt geschlossen; —
Die Sonne weckt den armen Thoms nicht mehr.

Müllner,

geb. 1774 in Langendorf bei Weißenfels, lebte erst in Delitzsch, dann als Advokat in Weißenfels. Er starb hier als Hofrath 1829. Von ihm sind die Trauerspiele: die Schuld, König Yngurd und die Albaneserin.

(Einige Scenen aus der Schuld stehen im ersten Theile.)

Winkler,

als Dichter unter dem Namen Theodor Hell bekannt, geb. 1775 in Waldenburg im Schönburgischen, lebt in Dresden mit dem Hofrathstitel, und ist Secretair der Akademie der Künste.

Der Gemsenjäger und die Alpenhirtin.

Aufwärts zu den wilden Klippen,
Sonder Fußpfad, sonder Steg,
In das Reich der ernsten Stille
Führt des kühnen Jägers Weg;
Mit dem Rohre steigt er muthig
Immer weiter, hoch hinan,
Und die Füße ritzt er blutig,
Bis er festern Raum gewann.
Es donnert im Abgrund des Stromes Erbrausen,
Die mächtigen Schwingen des Sturmes ersausen,
Den Muthigen nichts erschüttern kann.—

Auf den Matten, still und friedlich,
Unter Kräutern, stärkend, schön,
Läßt die Hirtin ihre Heerde
Wandeln auf der Senne Höh'n.
Wie ein Teppich ausgegossen
Liegt die Eb'ne unter ihr;
Silbern von dem Strom durchflossen
Ist das blühende Revier.
Und liebliche Töne erschallen von weitem;
Vom Zephyr gleich Bräuten geküsset, verbreiten
Die Blumen der duftenden Kelche Zier.

Immer steiler wird die Klippe,
Immer höher gehts hinauf,
Sieh! da hemmt ein Schlund, ergähnend,
Des verwegnen Jägers Lauf.

Aber mit geschärften Blicken
Sieht die Gems er jenseits stehn.
Jetzt muß, oder nie es glücken;
Soll er muthlos wieder gehn?
Doch fürchterlich streckt sich der Tod aus dem Schlunde,
Es steigen die Schrecken vom klaffenden Grunde
Und Grausen bedeckt die nackten Höh'n.—

Unter Blumen sitzt das Mädchen;
Alpenrosen blüh'n umher;
Duft'ge Enzianen wogen
Wie ein sanftbewegtes Meer;
„Und zum Kranz will ich sie winden,
„Dem noch keiner jemals glich,
„Ein Empfänger wird sich finden." —
Ha! da schaut sie über sich; —
Und bangend erblickt sie den Jüngling dort oben,
Den Fuß schon zum gräßlichen Sprunge gehoben;
Er schwebt in den Lüften fürchterlich.

Denn entschlossen ist der Jüngling,
Den Gefahren trotzt sein Muth;
Zwar er findet nicht, wo drüben
Nach dem Sprung die Ferse ruht;
Breiter noch, als er gesprungen,
Gähnt der ungeheure Spalt,
Hat den Strom in sich geschlungen,
Der von unten donnernd hallt.
Da fleht er zu Gott, daß er rette und schütze,
Es hebt sich der Fuß von der einigen Stütze,
Und er stürzt sich hinüber mit wilder Gewalt.

Und die Hirtin blicket schaudernd
Zu dem Felsen himmelwärts,
Und der Odem stockt, die Pulse
Fliegen, ängstlich bebt das Herz;
Doch als mächtig jetzt hinüber
Sich der kühne Jäger schwingt,
Wird das dunkle Auge trüber;
Sie von Todesangst umringt.
Und eh' sie noch sieht, ob das Wagniß gelungen,
Da hält schon die Ohnmacht sie angstvoll umschlungen,
Das Schrecken ihr tödtend zum Herzen dringt. —

Furchtbar thürmen sich die Alpen
In erhab'ner Majestät;
Der Coloß ruht auf Colossen
Ueber Wolken hoch erhöht.
Finster starren rauhe Felsen,
Blendend strahlt des Gletschers Licht,
Sonnen, durch Aeonen*), schmelzen
Seine kalten Seiten nicht.
Dort rollt die Lavin' ihre Todten hernieder;
Da stürzt in die Tiefe der Jüngling, so bieder,
Wenn die trügende Decke verrätherisch bricht.

Aber wo die Heerden weiden
An der Alpe grünem Hang,
Tönen heimathstraute Reigen,
Schallet fröhlicher Gesang;
Vor der niedern Sennenhütte
Streckt die Au' sich freundlich hin,
Und bei treuer Schweizersitte
Wohnet sanfte Ruh' darin;
Und rosig erblühen dem Mädchen die Wangen,
Und kräftig die Söhne, die muthigen, prangen,
Und still und heiter ist der Alten Sinn. —

Nun, erwacht aus langer Ohnmacht,
Blickt das Mädchen wieder auf,
Blicket fürchtend, hoffend, zagend
Zu dem Felsen hoch hinauf.
Aber keinem ihrer Blicke
Wird des Jünglings Leben kund;
Retteten ihn die Geschicke,
Oder — stürzt' er in den Schlund? —
Mit Thränen beginnt sie zur Heimath die Schritte;
Sie tritt in der Ihrigen fröhliche Mitte,
Das Herz ihr so blutend, ihr Leben wund.

Horch! da tönt Gesang von ferne
Durch der Abendröthe Schein;
Näher kommt's, klopft an die Thüre,
Und ein Jüngling tritt herein,

*) Aeonen, Ewigkeiten.

Grüßet freundlich in dem Kreise,
Der ihm Gegengruß gebracht,
Bittet nach der Schweizer Weise
Um ein Lager für die Nacht.
Zur Wonne sich wandelt des Mädchens Empfinden,
Er ist es, er lebt noch; sie sollten sich finden,
Verklärung im liebenden Auge ihr lacht. —

Da erzählt der kühne Jüngling,
Von der Alpenjagd Gefahr,
Wie er bei dem kühnen Sprunge
Nah' dem grausen Tode war;
Doch des Himmels treues Walten,
Das aus Felsen Quellen schlägt,
Hatte schützend ihn erhalten,
Und die Gems' hat er erlegt.
Das Mädchen verhehlt' es nun jubelnd nicht länger:
Sie hat es gesehen, und bänger und bänger
Den Sturm es im Busen ihr hat erregt.

Da begegnen sich die Blicke,
Beider Augen sieht man glühn,
Und aus einem Herz ins andre
Süß der Liebe Wonnen ziehn.
Ohne Worte schon verstanden
Ist die Sprache der Natur;
Stumm, je mehr sie ihn empfanden,
Wechseln sie der Treue Schwur.
Und eh' sich am Morgen die Blumen entfalten,
Da hat er vom Vater das Ja! schon erhalten,
Und führt zu der Mutter erröthend die Schnur.*)

Und der glücklich frohe Gatte
Nun mit kühnerem Muthe wagt,
Ob die weiche sanfte Gattin
Auch wohl furchtsam bebend klagt;
Denn ein Spiel sind ihm Gefahren
Seit ihn Liebe hoch erhebt,
Ihn mit ihrem wunderbaren
Mächtigen Gefühl belebt.

---

*) Schnur, Schwiegertochter.

Es waltet das Weib wohl mit liebenden Sorgen,
Und wünscht den Geliebten des Herzens geborgen,
Doch der Mann nach dem Kühnsten ewig strebt!

Hände- und Geisteswerke.

Baut immerhin Paläste auf,
Laßt Säulen sich zum Himmel strecken,
Mit Brücken hemmt der Ströme Lauf,
Laßt Schachten tief den Abgrund wecken:
Ist's doch nur Händewerk, und nicht
Der Geist, der Hohn den Zeiten spricht.

Es speit der Berg den Lavastrom,
Und Herculanum ist begraben;
Barbaren ziehen ein in Rom,
Die Tempel sind ein Nest der Raben;
Das Meer schwillt an in wilder Wuth,
Und Bajä stürzt in seine Fluth.

Was sie gebahr aus ihrem Schooß,
Verschlingt auch wiederum die Erde,
Daß Nichts von Menschenwerk zu groß
Dem Ew'gen gegenüber werde;
Daß Alles die Vernichtung trifft,
Beweist sie mit Ruinenschrift.

Nur Geisteskraft bleibt ewig stehn,
Ist höher als der Hände Werke.
Mag auch das Aeuß're untergehn:
Das Inn're bleibt in gleicher Stärke,
Ist nicht gebannt an Zeit und Ort,
Lebt endlos im Gemüthe fort.

Die Stätte Troja's stehet leer;
Zerstreut sind von Athen die Trümmer;
Doch ewig leben wird Homer;
Was er gesungen, altert nimmer.
Ob Epheu auch sein Grab umzieht,
Lebt noch Virgil in Sang und Lied.

Und gleicher Ewigkeit Gewinn
Wird stets die hohe That begleiten.
Noch labt uns Cocles Heldensinn;
Die Brücke ward ein Raub der Zeiten.

Die Hermanns-Eichen sind gefällt;
Doch Hermanns Ruhm durchfliegt die Welt.

Wer von Gebäuden rühmend spricht,
Die Staunen jeder Zeit erregten,
Lobt doch der Sclaven Arbeit nicht,
Die Steine nur auf Steine legten.
Der Geist, der sie regiert, allein
Lebt fort, beseelend selbst den Stein.

So ist's für Jeden aufgethan,
Das Höchste rühmlich zu erringen.
Der Geist nur strebe kräftig an;
Mit Händewerk kann's nicht gelingen.
Das ist des Menschen schönstes Theil:
Der Geist ist frei, die Hand nur feil!

Trost.

Der Mensch.

In die Felsenritzen flieht die Taube,
Wann der Geier ihrem Leben droht;
Doch die Seele, wildem Schmerz zum Raube,
Findet keine Zuflucht in der Noth.
Wohin, Rettung flehend, eilen?
Wer will Schutz mir vor mir selbst ertheilen?

Die Religion.

Komm in meine Arme,
Wild umhergetrieben,
Daß ich mich erbarme.
Lerne leben, lieben!
Frieden bietet dir mein Schooß,
Kettet von der Qual dich los.

Der Mensch.

Ach! mir ist so plötzlich wohl geworden;
Ruhe hat gestärkt mein ganzes Seyn!
Um mich tönt's in freundlichen Accorden,
Und der Widerklang in mir ist rein.
O daß doch für diese Erde
Nie dein Busen mir verschlossen werde!

Die Religion.

Wen ich aufgenommen,
Halt ich fest auf immer.
Herz, sey unbeklommen;
Denn ich laß dich nimmer.
Gieb dich hin der Seligkeit
Deine ganze Lebenszeit.

Der Mensch.

Aber wann des Körpers Bande reißen,
Wann verlischt der Strahl des Lebenslichts,
Wirst du dann nicht hart mich von dir weisen,
Mich verstoßen in das Graun des Nichts?
Hoher Wonne jetzo trunken,
Wär' ich doppelt schmerzlich dann versunken.

Die Religion.

Laß dich dies nicht quälen.
Ewig ist mein Walten;
Ewig sind die Seelen;
Fliehn laß die Gestalten.
Zu dem unermess'nen Glück
Bring' ich dich, zu Gott, zurück.

Hinübergehen.

Ein Bote Gottes kam, sie abzurufen
Zu der Vollendung lichtbekränzten Höh'n,
„O Gott! das Leben ist ja doch so schön!
„Die Freuden, die mir Lieb' und Freundschaft schufen,
„Sie glänzen reich und herrlich meinen Stunden;
„Ich halt' im Arme den geliebten Mann!
„Und Eltern hat die Tochter eng umwunden."

Doch näher trat, und näher, strahlensendend,
Der Engel, der die Hand ihr liebend bot.
„Ist dies denn Sterben? diese Freiheit Tod?
„Welch eine Aussicht! Wonne nimmer endend,
„Und unter mir im dichten, dunkeln Schatten
„Die Erde und die Spanne Lebenslauf!
„Komm, holder Engel, flügle mich hinauf,
„Im Geiste trag' ich Eltern, Kinder, Gatten!"

Und Erdenfesseln sanken seinem Wehen,
Und die befreite Seele stieg empor.
„O Gott! der mich so früh schon auserkor.
„Dich ganz und deinen Willen zu verstehen,
„Senk' einen Strahl des Trost's auf ihre Schmerzen,
„Daß sie hinauf wohl liebend, sehnend schaun,
„Doch dir in Demuth hoffnungsvoll vertraun!" —
Da war sie schon an Gottes Vaterherzen.

Gries,

geb. 1775, lebte sonst in Jena, jetzt in Heidelberg, und übersetzte Torquato Tasso's befreites Jerusalem und Ariost's rasender Roland.

Der Wandrer.

I.

Der Mittag naht; aus wolkenlosen Höhen
Schießt senkrecht schon herab der Sonne Strahl.
Der Wandrer schaut umher mit stillem Flehen,
Um irgendwo zur Lindrung seiner Qual
Ein Laubdach, eine Quelle zu erspähen;
Da schimmert ihm aus einem fernen Thal
Ein dichter Hain in sanfter Hügel Mitte.
Er siehts entzückt, und spornt die matten Schritte.

Und wie er strebt, die Labung zu ereilen,
Die aus dem Schatten ihm entgegen lacht,
Enthüllet sich, gestützt auf hohe Säulen,
Ein hehrer Tempel aus des Haines Nacht.
Er läßt auf ihm die frohen Blicke weilen;
Sein Aug' ergötzt sich an der edlen Pracht;
Und näher kommend hört er, leisen Klanges,
Den Wiederhall vielstimmigen Gesanges.

Ein heil'ger Schauer bebt durch seine Glieder
Mit jedem Ton, der aus dem Innern dringt.
Bald wächst der Schall, bald mindert er sich wieder,
Wie sich ein Hauch durch Aeolsharfen schwingt.
Der Wandrer horcht dem Klang der hohen Lieder,
Die, wie es scheint, ein Chor im Tempel singt,
Und fühlt von des Gesanges mächt'gen Wogen
Unwiderstehlich sich herangezogen.

Jetzt scheinet heller den entzückten Ohren,
Allmälig wachsend, der Gesang zu schallen.
Der Wandrer nahet sich des Tempels Thoren,
Sie springen auf — er sieht den weiten Hallen,
In welchen fern die Blicke sich verloren,
Von hohen Männern eine Schaar entwallen.
Er tritt zurück mit ehrfurchtsvollem Beben,
Und wagt es kaum, das Auge zu erheben.

Und langsam schweben sie die Marmortritte
Herab mit ernstem Gange, Paar und Paar.
Mit Festgesang begleiten sie die Schritte;
Von ihren Schultern wallet ein Talar,
Geheimnißvoll verziert nach alter Sitte;
Ein Lorbeerkranz umgiebt ihr fliegend Haar.
Kaum athmend horcht der Wandrer dem Gesange;
Sein Auge glänzt, es glühet seine Wange.

Er wähnt sich schon der Sterblichkeit entnommen
Und von Bewohnern des Olymps umschwebt.
Kaum weiß er noch, warum er hergekommen,
Und daß die Zung' am dürren Gaumen klebt;
Denn was er jetzt gesehn, was er vernommen,
Hat ihn mit überird'scher Kraft belebt.
Und ob er wache zweifelnd, ob er träume,
Steht er gelehnt im Schatten hoher Bäume.

Ihn dünkt', es schweb' ein Jugendtraum hernieder,
Der oftmals ihn in frührer Zeit umspielt,
Und ahnungsvoll mit himmlischem Gefieder
Dem Sehnenden die heiße Stirn gekühlt.
Er kennt den Hain, er kennt den Tempel wieder,
Und fühlt entzückt, was er schon oft gefühlt,
Wenn magisch ihn ein stiller Gott umschwebte,
Und hohe Bilder sinnreich um ihn webte.

Und jetzt erscheint — soll er den Sinnen trauen? —
Vor ihm ein Mann von göttlicher Gestalt,
Er wähnt auf's neu des Traumes Bild zu schauen,
Es trifft ihn mit lebendiger Gewalt,
Und durch sein Innres zuckt ein heilig Grauen,
Da, hoch und hehr, der Mann vorüberwallt.
Doch reißt es ihn zu des Erhabnen Füßen;
Er muß, er muß sein volles Herz ergießen.

„O," ruft er, „du, den meine Seele kennet,
„Doch den verzagt mein ehrfurchtscheuer Mund
„Mit ungeweihten Lippen nimmer nennet;
„Du, dem die Gottheit selbst sich machte kund,
„Der, was seit Ewigkeiten war getrennet,
„Zuerst vereint' im segensreichen Bund —
„O höre du des Jünglings heißes Flehen,
„Und laß mich Trost in deinem Auge sehen!

„Mich bannte früh zu peinlichen Geschäften,
„Dem Geiste fremd, ein feindliches Geschick.
„Mit ehr'nen Banden schien es mich zu heften
„An Mauern, sie durchbrach kein Sonnenblick,
„Bis kühn ich einst, gestärkt von höhern Kräften,
„Die Fesseln brach; mir lächelte das Glück,
„Und meines Kerkers engem Raum entronnen,
„Konnt' ich zuerst an Phöbos Strahl mich sonnen.

„Wie freut' ich mich des ungewohnten Lebens!
„Wie schwoll die Brust von innerm, heißen Drang!
„Hat dich ein Gott, so rief ich, nur vergebens
„Befreit von deiner Fesseln hartem Zwang?
„Er hat es nicht! Hinaus, wohin des Strebens
„Gewalt dich drängt, hinaus mit rüst'gem Gang!
„Nicht ziemt der jungen Kraft die träge Ruhe;
„Wohlan, was dir das Herz gebeut, das thue!

„Ich folgt' und ging. Da that sich auf ins Weite
„Vor meinem Blick die unermeß'ne Bahn.
„Mein Streben nur, sonst nichts, war mein Geleite;
„Kein Führer nahm sich meines Weges an.
„Doch glaube nicht, daß mich mein Thun gereute;
„Was ich für recht erkannt', hatt' ich gethan.
„Ich mußte Freund und Vaterland verlassen,
„Doch zagt' ich nicht, den kühnen Schluß zu fassen.

„So ging ich fort — da schwand der kühle Morgen,
„Kein frischer Zephyr fächelte mich mehr.
„Kein Baum, kein Strauch, der schattend mich geborgen,
„Kein wirthlich Dach erblickt' ich weit umher.
„Der Mittag kam, mit ihm des Mittags Sorgen;
„Wohin ich sah, war alles öd' und leer.
„Nicht Stärkung ward, nicht Labsal mir zu Theile,
„Und unerbittlich glühten Phöbos Pfeile.

„Nicht war der Muth, doch fast die Kraft gewichen,
„Und mühsam schleppt' ich nur die Glieder fort.
„Fast war der letzte Hoffnungsstrahl verblichen,
„Ich späht' umsonst nach einem Labungsort.
„Doch als nur langsam noch die Füße schlichen,
„Sah' ich entzückt den langersehnten Port,
„Sah aus des Haines Nacht den Tempel ragen —
„Doch darf ich wohl mich ihm zu nähern wagen?

„Das ist der Ort, wonach mit frühem Sehnen
„Des Jünglings erster, höchster Wunsch geschmachtet.
„Ihm flossen glühend seine stillen Thränen,
„Als ihn des Schicksals hartes Dräu'n umnachtet.
„Er rang mit dem Geschick; doch darf er wähnen,
„Daß er des Lohns nicht unwerth sei geachtet?
„Darf er's? — O du, der Gottheit Liebling, sage,
„Ob nicht zu viel der kühne Jüngling wage!"

Der Pilger schweigt. Da tritt mit hoher Würde
Der königliche Mann voll Ernst hervor.
Doch war sein Ernst dem Jüngling keine Bürde,
Weil, nahend ihm, er sich in Huld verlor.
Des Wandrers Busen pocht; ihm ist, als würde
Entwallen jetzt der Zukunft dunkler Flor;
Er steht und horcht, daß ja kein Wort ihm fehle;
Aus seinem Auge spricht die ganze Seele.

„Du nahst" — spricht Jener — „der geweihten Schwelle,
„O Jüngling, kennst du auch den kühnen Schritt?
„Kein Sterblicher betrat die heil'ge Stelle,
„Bracht er nicht Muth und hohe Stärke mit;
„Und Keinem strahlt durch Nacht und Graun die Helle,
„Der siegend nicht mit mächt'gen Feinden stritt.
„Hier gilt es Kraft, dem Liebsten zu entsagen,
„Mit reiner Lust den schweren Kampf zu wagen.

„Du drangest vor, Muth scheint dich zu beleben;
„Doch, Jüngling, sprich, was brachte dich hierher?
„War's inn'rer Drang und jenes reine Streben,
„Das nie erliegt, und wächst, je mehr und mehr
„Gefahr und Mühsal dräuend sich erheben,
„Und blieb dein Herz von eitler Ruhmsucht leer?
„O prüfe, Sohn, des eignen Busens Tiefen,
„Ob nicht in ihm verborgne Feinde schliefen!

„Doch wenn dein Herz von Frevel rein geblieben,
„Wenn wahre Kraft dem Muthe sich vermählt,
„So folge kühn der Sehnsucht edlen Trieben
„Auf hohem Pfade, den dein Aug' erwählt.
„Denn wen vor Vielen hoch die Götter lieben,
„Dem haben sie den Eingang nicht verhehlt.
„Nie finden ihn Verworfne — drum Vertrauen!
„Dir ward vergönnt, das Heiligthum zu schauen."

So redet er, und blickt mit hoher Milde
Noch einmal scheidend auf den Jüngling hin.
Der Wandrer steht, gleich einem Marmorbilde,
Und lauschet noch mit angestrengtem Sinn,
Ob nicht ein Ton sich auf den Lippen bilde;
Doch seines Horchens hat er nicht Gewinn.
Schon ist im Walde längst die Schaar verschwunden,
Da wird er seines Staunens erst entbunden.

Nur noch vom Weiten schallen die Gesänge
In leisen Tönen zu des Wandrers Ohr.
Noch folgt sein Blick der Spur der heil'gen Menge,
Bis schwindelnd sich der kleinste Laut verlor.
Er eilt hinweg; es schwebet ein Gedränge
Von hohen Bildern seinem Geiste vor;
Und forschend nach dem Sinn der theuern Worte —
Er hört sie noch — tritt er zur Tempelpforte.

Da steht der hehre Bau! Die Blicke weilen
Bewundrungsvoll auf dieser edlen Pracht.
Kühn strebt empor der schlanke Schaft der Säulen,
Und trägt die Last mit Anmuth und mit Macht.
Das schönste Gleichmaaß herrscht in allen Theilen:
Von Götterhänden scheint das Werk gemacht,
So reich geschmückt. Doch keine Zier ist müssig,
Nichts wird vermißt und nichts ist überflüssig.

Allein ein Paar von ehrnen Thoren schließet
Das Heiligthum vor ungeweihtem Blick.
Des hohen Anblicks einmal noch genießet
Der Wandersmann, und wendet sich zurück.
Zum Quell, der murmelnd durch Gebüsche fließet,
Geleitet ihn ein günstiges Geschick.
Er naht sich, trinkt, und netzt die matten Glieder,
Und fühlt erfrischt voll neuer Kraft sich wieder.

Mit jedem Tropfen fließt ein neues Leben,
Ein ungewohntes, in die heiße Bruſt;
Er fühlt, wie raſcher ſich die Pulſe heben,
So ſüßen Drang, ſo ahnungsvolle Luſt.
Ein ſanft Vergeſſen ſcheint ihn zu umſchweben,
Der vor'gen Sorg' iſt er ſich nicht bewußt;
Und tief verſenkt in wunderbare Träume,
Irrt er umher im Schatten hoher Bäume.

Bis endlich ſich ein liebliches Ermatten
Allmälig ihm durch alle Glieder ſchleichte.
Es winket ihm des Haines dichtrer Schatten,
Der Quelle Rieſeln macht den Schlummer leicht.
Sanft ſchwellend locken ihn die weichen Matten,
Er ſinket hin, und ſein Beſinnen weicht;
Denn leiſe ſchüttelt Morpheus ſeine Mohne;
Dem Müden wird ein ſanfter Schlaf zum Lohne.

Und wie er ſchlummert, ſo erſcheint ihm wieder
Ein Jugendtraum, der ihn ſchon oft umſpielt
Und ahnungsvoll mit himmliſchem Gefieder
Dem Sehnenden die heiße Stirn gekühlt.
Er ſieht den Tempel, hört die hohen Lieder,
Und fühlt entzückt, was er erſt kaum gefühlt;
Und wie von einem Aetherglanz umgeben,
Scheint jener Mann vor ſeinem Blick zu ſchweben.

„Geſegnet du" — ſo hört er leiſe Töne —
„Geſegnet du, den mir ein Gott geſandt!
„Vergeſſen ſei die Qual der Erdenſöhne;
„Gelöſet iſt, was ſonſt an ſie dich band.
„Dein harrt ein neues Land in ew'ger Schöne;
„Doch ſäume nicht" — er reichet ihm die Hand.
Der Jüngling fährt empor, die Träume ſinken;
Nur fern noch ſieht er die Geſtalt ihm winken.

Und wie mit leichtem Geiſterſchweben windet,
Fern dämmernd, die Geſtalt ſich durch's Gebüſch.
Kaum daß der Jüngling ihre Spur noch findet;
Doch eilt er nach. Ein wunderbar Gemiſch
Von ahnendem Gefühl, das kommt und ſchwindet,
Erhält den Muth in ſeinem Buſen friſch.
Des Waldes Ausgang hat er nun gefunden,
Er blickt umher — der Führer iſt verſchwunden.

Der Jüngling steht bestürzt, dicht vor dem Orte
Des Heiligthumes sieht er sich allein!
Er sah den Wink, er hörte jene Worte;
Doch war es wirklich? Mocht's ein Traumbild sein?
Da öffnet leise sich des Tempels Pforte,
Unwiderstehlich lockt es ihn hinein;
Und eh' er sich besinnt, wie ihm geschehen,
Sieht er erstaunt sich in dem Innern stehen.

II.

Ein magisch dunkelheller Schein erfüllet
Mit zweifelhaftem Licht den weiten Raum.
Mit einem zarten Schleier wie umhüllet,
Ahnt wohl das Auge, doch erkennt es kaum.
Von sanft'gen, geist'gen Wohlgerüchen schwillet
Die Luft, und wiegt die Seel' in süßen Traum;
Und leise, heil'ge Melodien wallen,
Den Geist erhebend, durch die hohen Hallen.

Von nie empfundnen Regungen getrieben,
Durchirrt der Jüngling den geweihten Ort.
Kaum ist er still und sinnend stehn geblieben,
So reißt ein inn'rer Drang ihn weiter fort.
Des Staubes Hülle wähnt er fast zerstieben,
Und schon den Geist, befreit durch Götterwort,
Sich aus des Stoffes Banden rein erheben,
Und fesselos im leichten Aether schweben.

So ist er unvermerkt dahin gekommen,
Wo in des Tempels dunkelm Hintergrunde
Das sanfte Tönen heller wird vernommen.
Es widerhallt's die herrliche Rotunde.
Hier scheint dem Aug' ein Heiliges entnommen,
Das nur des Eingeweihten Blick erkunde;
Ein Purpurteppich wallt an Marmorsäulen
Herab, und scheint das Heiligthum zu theilen.

Er steht und sinnt mit stillem Ueberlegen,
Welch ein Geheimniß dieser Ort verschließt;
Und fühlt ein heilig Graun in ihm sich regen,
Das Götterahnung durch die Seel' ergießt.
Da wallt der Vorhang auf, und ihm entgegen
Strahlt Aetherglanz, der aus dem Innern fließt;

Und er, geblendet von dem heil'gen Lichte,
Stürzt nieder mit verhülltem Angesichte.

Wie nun durchströmet ihn in mächt'ger Fülle
Von wechselndem Gefühl ein wogend Meer!
So nah dem Heiligsten, entfernt die Hülle —
Doch auch von Sorgen bleibt sein Geist nicht leer.
Jetzt aber schallt ein Wort ihm durch die Stille,
Das ihm gebeut: „Steh' auf und blick' umher!" —
Er richtet sich empor mit innerm Beben,
Und wagt noch kaum, das Auge zu erheben.

Welch eine Welt des Göttlichen und Hohen,
Die hier des Jünglings sel'ges Aug' erblickt!
Ein stolzer Kreis von Göttern und Heroen,
Der rings umher die goldnen Wände schmückt.
Die Erd' ist unter seinem Fuß entflohen,
Er sieht sich schon in den Olymp entzückt.
Er zweifelt nicht, dies ist Kronions Halle;
Sie winken ihm, er sieht die Götter alle!

„Ihr hohen Mächte des Olymp, o gönnet
„Dem Jüngling, der, von eurer Gottheit Strahl
„Ins Innerste getroffen, euch entbrennet,
„Der hier mit klarem Schau'n das Ideal,
„Das er im tiefsten Herzen trug, erkennet —
„O gönnt ihm eure Gunst, nehmt in die Zahl
„Der Diener eurer Macht ihn auf; denn Keiner
„Erglüht euch liebender, getreuer, reiner!"

So flehet er; da tritt, erst jetzt gesehen,
Zu ihm des Führers heilige Gestalt:
„Die Götter schau'n auf dich aus ihren Höhen,
„O Jüngling, und dir offenbart sich's bald.
„Mit Huld vernehmen sie dein kindlich Flehen,
„Das fromm und rein empor zum Himmel wallt.
„Wer treuen Herzens, lautern Sinns sie ehret,
„Dem ward noch nie ihr Heiligthum verwehret.

„Zwar darf ich nicht die Weihe dir verkünden;
„Dem tönt sie nicht, der sie nicht in sich trägt.
„Du mußt sie tief im eignen Busen finden,
„Wann schöpferisch der Geist in dir sich regt,
„Dann wird sich sichtbar dir der Gott verbinden;
„Er lebt in dem, was noch dein Inneres hegt.

„Auf! nahe dich mit Andacht und Vertrauen;
„Das Göttliche sollst du im Bilde schauen.“

Der Jüngling tritt hinzu; fürwahr, sie leben,
Die herrlichen Gebild', obwohl nur Stein;
Als hätten sie des Wandelns sich begeben,
Unsterbliche, nicht Ird'schen gleich zu seyn.
Der Gottheit Glanz scheint auf der Stirn zu schweben,
Ihr Anblick flößet Ruh' und Ehrfurcht ein.
Nichts Unvollkommnes zeiget sich dem Späher;
Sich selber fühlt er dem Vollkommnen näher.

Und wie der Jüngling länger sie betrachtet,
Nimmt er in Allen gleiche Züge wahr;
Die er verschieden erst und fremd geachtet,
Sie stellen fast als Eines Bild sich dar
In wechselnder Umgebung. Doch er trachtet
Vergebens sie zu deuten; wunderbar
Verwandeln sich die göttlichen Gestalten,
Scheint auch in allen nur Ein Geist zu walten. —

„Was noch dich irrt, du wirst es bald erkunden“ —
Der Führer spricht's, sie treten näher hin. —
„Sieh hier den jungen Gott *); erst kaum entwunden
„Dem bangen Schooße der Gebärerin,
„Zersprengt er schon, womit man ihn umbunden,
„Das goldne Band mit hohem Göttersinn.
„Nicht Muttermilch, nach Menschenkinder-Weise,
„Ambrosia und Nektar sind ihm Speise.

„So sprenget früh die Fesseln, die ihn halten,
„Wem höh're Kräfte die Natur verlieh,
„Läßt um sich her die Menschen thun und schalten,
„Und achtet wenig ihre Sorg' und Müh'.
„Er schaut empor, wo hoch die Götter walten,
„Und strebt nach ihres Wesens Harmonie;
„Und kühn entsagt er aller Lust der Erde,
„Daß sie nicht Fessel seinem Geiste werde. —

„Sieh hier den Götterknaben, kaum der Wiege
„Entschlüpft, wie er voll Kraft den Bogen spannt,
„Und schon mit dem Verderblichen im Kriege,
„Das Ungethüm **) erlegt mit sichrer Hand.
„Da reift sein erster Kampf zum ersten Siege.
„So lebe, wer zu ihm sein Herz gewandt,

*) Apollon. S. mein Lehrb. der Mythologie für Töchterschulen, S. 183.
**) Den Drachen Python. S. ebenda, S. 185.

„Im Kampf mit dem, was unrein ist und böse,
„Daß er der hohen Sendung Zeugniß löse. —

„Doch schöner, wenn auch göttlichen Naturen
„Der schönste Trieb noch Göttlichers verleiht.
„Als einst auf Kastor Todespfeile fuhren,
„Und schon sein Geist dem dunkeln Strom sich weiht,
„Da theilte mit dem theuern Dioskuren
„Der Freund sein höchstes Gut, Unsterblichkeit*).
„Die Fackel sinkt, entflammt sich wechselnd wieder;
„So edle That bringt Freundschaft nur hernieder.

„Wie wenig ist der Mensch im Ring der Wesen,
„Steht in dem All der Schöpfung er allein!
„Und hätte die Natur ihn auserlesen,
„Ein Herold ihrer höchsten Kraft zu seyn.
„Von tausend Banden kann nicht Er sich lösen;
„Der Freundschaft treue Hand muß ihn befrei'n.
„Durch sie allein, mit ihr nur kann auf Erden
„Der Mensch ein Mensch, werth seines Urbilds werden.

„Dann aber sinkt die nebelgleiche Hülle,
„Die bis dahin den Sterblichen umschloß;
„Dann dringt in seines Innern tiefste Stille
„Der Funken, der aus Götterhauch entsproß;
„Dann strömt auch ihm in ihrer ganzen Fülle
„Die Himmelskraft, die noch ihn nicht durchfloß;
„Und so zur höchsten Geisterwürd' erhoben,
„Bewahrt er dann sie durch die höchsten Proben. —

„Doch auch der Liebe süßem Drang ist offen
„Des Gottes Brust, die reiner nur erglüht.
„Von eines mächt'gern Gottes Pfeil getroffen,
„Seufzt er um sie, die schüchtern ihm entflieht,
„Und, wie er schon gekrönet glaubt sein Hoffen,
„Zum Lorbeer in getäuschten Arm erblüht.
„Mit ihrem Laube kränzt er da die Leier,
„Und singt sein schönstes Lied — der Liebe Feier.**).

„O wag' es nicht, der Liebe Glut zu singen,
„Wenn ihre Glut noch nie dein Herz durchdrang!
„Vergebens spannst du deines Geistes Schwingen,
„Und wenn dir sonst auch mancher Flug gelang;
„Kein Gott kann dich zu jenen Höhen bringen,
„Als der allein, der Phöbos selbst bezwang.

*) S. mein Lehrb. d. Mythologie für Töchterschulen, S. 45.
**) Ebenda S. 197.

„Was du nicht fühlst, kann keine Kunst ermeistern;
„Zum Liebessang kann Liebe nur begeistern.

„Doch wenn auch dich der Liebe Macht bezwungen,
„Wenn einst auch dich Cytherens holder Sohn
„Mit süßem Schmerz, mit herber Lust durchdrungen,
„Dann suche Trost bei deiner Leier Ton,
„Und wag' ein Lied, wie du noch keins gesungen;
„Im Aug' der Liebe glänzt des Sängers Lohn.
„Dann magst du dich an süßen Thränen weiden;
„Das ist der Lohn, den Götter dir beneiden. —"

So fährt er fort, die Bilder zu erklären,
Daß er mit Sprüchen ihre Deutung mengt,
Geschickt des Jünglings treuen Geist zu nähren,
Der sehnsuchtsvoll an seinen Lippen hängt.
Auf ewig horchen möcht' er solchen Lehren;
Doch schließt sich schon der Kreis, und ihn empfängt,
Des Ganzen Eindruck mächtig zu erhöhen,
Ein hehres Bild — er kann nicht satt sich sehen. —

„O Jüngling, sieh den göttlichen Heroen,
„Der triumphirend sich der Erd' entschwingt!
„Vereitelt ist der Ungeheuer Drohen,
„Vollbracht die Arbeit, die ihn hier umringt;
„Versöhnt empfangen ihn die ewig Hohen,
„Und Hebe, seine Thaten lohnend, bringt
„Entgegen ihm beim hohen Göttermahle
„Unsterblichkeit in goldner Nektarschale.*)

„Das ist der Lohn, der oft den Blick erheitert,
„Mit hellem Strahl dem kühnen Pilger winkt,
„Bis, von der nie vermiednen Glut geläutert,
„Der Geist entschwebt, der Stoff zu Boden sinkt,
„An keinen Schranken mehr die Urkraft scheitert,
„Und, selbst ein Gott, er Götterwonne trinkt.
„Dann wird der Kranz — er sah ihn ferne glänzen —
„Der Lorbeer der Unsterblichkeit ihn kränzen."

Er schweigt — und hoher Ahnung Ström' ergießen
Sich durch des Jünglings gluterfüllte Brust;
Er wirft entzückt sich zu des Mannes Füßen;
Will reden — und kein Wort ist ihm bewußt.
Doch Jener, froh, des Anblicks zu genießen,
Giebt ihm den Weihekuß mit inn'rer Lust,

*) Herkules. S. ebendaselbst S. 289.

Und hebt ihn auf, und öffnet still die Pforte,
Und führt den Jüngling aus dem heil'gen Orte.

Er tritt hinaus. In hehrer, stiller Feier
Ruht die Natur; die duftenden Gefilde
Verhüllt die Nacht mit ihrem Sternenschleier,
Selene blickt herab mit Göttermilde.
Des Jünglings Busen hebt sich mächt'ger, freier;
Es hängt sein Blick an dem erhabnen Bilde.
Er steht von nie empfundner Wonne trunken,
Ganz in des Anschauns Seligkeit versunken.

Und sanft gedämpfte Melodieen hallen
Aus weiter Ferne zum entzückten Ohr;
Und stille, geistige Gestalten wallen,
Wie in Elysium der Sel'gen Chor.
Er fühlt des Stoffes leichte Bande fallen,
Und zu den Göttern schwebt der Geist empor.
Ihm schwinden Raum und Zeit — da locket wieder
Ein neues Wunder ihn zur Erde nieder.

Des Führers heilige Gestalt umschwebet
Von reinem Licht ein wunderbarer Glanz,
Der von der Scheitel strahlend niederbebet;
Am hellsten glänzt der schöne Lorbeerkranz,
Wie aus dem klarsten Aetherlicht gewebet,
Verdunkelt schier den hellen Sphärentanz.
Der Jüngling wird vom Schimmer fast geblendet,
Als der verklärte Mann sich zu ihm wendet:

„Sieh hier die Welt, der du hinfort gehöreſt;
„Der Erdenwelt entsagte deine Wahl.
„Doch fürchte nicht, daß du beim Tausch verlöreſt;
„Mit ihrer Lust entsagst du ihrer Qual.
„Und was du als ihr Höchstes nur verehreſt,
„Du findest schöner es in diesem Thal.
„Dich fesselt nun in diesen Schattenlanden
„Ein hohes Wort mit unsichtbaren Banden.

„O selig, wer in diesen stillen Thalen,
„Im heil'gen Schatten der beglückten Flur,
„Wo nie des Tages wilde Gluten strahlen,
„Beharrlich folgt der schwer erreichten Spur!
„Er strebt empor zu hohen Idealen
„Auf treuem, sicherm Pfade der Natur;
„Und ohn' ins Weltgewirr sich zu verstricken,
„Durchschaut er's tief mit ewig heitern Blicken.

„Was in der Brust des Helden sonder Wanken
„Zu hoher That, der Nachwelt Staunen, strebt;
„Was in des Weisen Geiste die Gedanken
„Zu nie gewagtem Fluge kühn belebt;
„Was über dürft'ger Elemente Schranken
„Empor die zarte Künstlerseele hebt —
„Verschönert strahlt's aus seiner Seele Spiegel,
„Wie aus des See's Krystall bekränzte Hügel.

„Von allem Niedern völlig abgeschieden,
„Entfliehet er der Menschheit bangem Loos.
„Hier störet nichts des Geistes hohen Frieden,
„Nichts Irdisches dünkt dem Befreiten groß.
„Er hat den dunkeln Strom der Nacht gemieden,
„Und schwebet ruhig in der Gottheit Schooß;
„Und brüderlich empfangen ihn die Hohen,
„Der edlen Vorwelt herrliche Heroen.

„Doch eh' ich scheide, will ich dir verkünden
„Ein hohes Wort, das Wenigen bewußt.
„Der Vorwitz strebt umsonst, es zu ergründen,
„Den Seinen offenbart's der Gott mit Lust.
„Wo Muth und Kraft und Streben sich verbünden,
„Da pflanzt er sich in eine stille Brust,
„Und wächst empor, und treibt die schönsten Blüthen,
„Und wird die Pflege herrlich einst vergüten.

„Zwei Pfade sind's, die oft den Sinn verführen:
„Der eine lockt in ebne Blumenau'n;
„Verborgne Tiefen sind oft schwer zu spüren,
„Der Wandrer stürzt in thörichtem Vertrau'n.
„Der andre scheint die Wolken zu berühren,
„Und plötzlich überfällt dich Nacht und Grau'n.
„Beglückt der Wandrer, der, in sichrer Mitte,
„Den rechten Pfad erwählt mit weisem Schritte!

„Doch nur zu oft verwirrt mit falschem Zuge
„Ein irrer Schein des Wandrers gute Bahn.
„Geblendet oft vom leichten Sinnentruge,
„Wähnt er den Kranz am Wege zu empfahn.
„Unendlich ist das Ziel; mit raschem Fluge
„Vermagst du nur ihm fort und fort zu nahn.
„Zieh hin! Dein Pfad kann dich zum Höchsten führen;
„Doch bebe, Jüngling, beb' ihn zu verlieren! —"

Er nimmt den Kranz herab mit heil'gen Händen,
Der strahlend seine duft'gen Locken schmückt,
Und wirft ihn hoch empor; bis zu den Enden
Des Horizonts wird er im Flug' entrückt.
Zum Führer will der Jüngling jetzt sich wenden;
Doch der Erhabne wird nicht mehr erblickt.
Der Jüngling sieht schon fern das heil'ge Zeichen,
Und eilt ihm nach — und kann es nicht erreichen.

Rückkehr.

Wo bin ich? Welche magische Gewalt
Zieht mich zurück in die geweihten Kreise?
In deinen Schooß, du stiller Aufenthalt,
Führt mich aufs neu die rasche Lebensreise!

Ich grüße dich mit froh erstauntem Blick,
Wie einen Freund nach langer Jahre Trennen,
Und rufe mir dein altes Bild zurück,
Und freue mich, noch ganz dich zu erkennen.

Noch hebt der Fels so kühn sein Haupt empor,
Noch schweigt so ernst der Tannen düstrer Schatten,
Noch drängt so wild der Waldstrom sich hervor,
Und schlingt sich rauschend um die grünen Matten.

Noch winkt uns, Freund, das Hüttchen dort im Hain:
Komm, laß uns froh des Augenblicks genießen!
Geuß' auf die Schwelle diesen heil'gen Wein!
Der Freundschaft soll das Erstlingsopfer fließen.

Minuten schweben zwischen Wieg' und Grab,
Zwei Augenblicke nur sind unser eigen.
Komm, muthig wirf die finstern Sorgen ab,
Und laß der Zukunft bange Zweifel schweigen.

Hier naht sich, feindlich störend, kein Geschick;
Es ließ uns frei an der geweihten Schwelle.
Der Jugend heitrer Friede kehrt zurück;
Ein Lethe, rauscht des Baches muntre Welle.

Der frommen Götter stilles Heiligthum
Wagt die Erinnys nimmer zu betreten;
Froh, wie die Sel'gen in Elysium,
Durchwandeln wir die alten Weihestäten.

Wohl uns! Noch konnte nicht den raschen Muth
Der Wirklichkeit zwangvolle Fessel lähmen.
Ich fühle neue heil'ge Lebensglut
Mit leichtem Schlag durch alle Pulse strömen.

Die Zukunft sieht mein Aug' in Heiterkeit;
Hinab denn in die Fluthen sonder Zagen!
Noch fühl' ich Kraft, wie es ein Gott gebeut,
Des Lebens Schmerz, des Lebens Lust zu tragen.

Ach, wie so manche Lust, so mancher Schmerz
Ist wunderbar durch diese Brust gezogen!
Unendlich wechselnd schlägt ein Menschenherz;
Uns heben, stürzen bald des Schicksals Wogen.

Nur du, du bleibest wie du bist, Natur!
Siehst wandellos der Menschen wandelnd Treiben.
Und Dauer giebt auch uns das Eine nur:
In allem Wechsel dir getreu zu bleiben.

Amalie v. Helwig, geborne v. Imhof.

geb. 1776 in Weimar, erzogen auf dem väterlichen Gute bei Nürnberg, und auf Reisen in Frankreich, England und Holland, zuletzt in Erlangen, kam mit 15 Jahren nach Weimar. Ihr erstes Werk war: die Schwestern v. Lesbos. Sie wurde weimarsche Hofdame, vermählte sich mit dem schwedischen Oberst v. Helwig, lebte 7 Jahre in Schweden, dann in Heidelberg. Zuletzt lebte sie mit ihrem Gatten in Berlin, wo sie 1831 starb.

Die Freuden der Gegenwart.

Lasset die rosenumkränzeten Stunden
Bei den ätherischen Schwingen uns fassen;
Schnell wie vorüber die Eilenden fliehn;
Wenn wir sie lässig entschlüpfen uns lassen,
Sind auch auf immer die Holden verschwunden,
Welche sich zürnend dem Trägen entziehn.
Haschet im Fluge den Augenblick,
Freunde! er kehret euch nimmer zurück.

Laßt in die jugendlich flatternden Haare
Blühende Zweige der Myrthe uns schlingen!
Fesselt die Locken mit sanfter Gewalt,
Eh' von der Scheitel mit sparsamen Ringen
Endlich gebleichet vom Hauche der Jahre
Silbernes Haar in dem Nacken uns wallt.

Haschet im Fluge den Augenblick,
Freunde! er kehret euch nimmer zurück.

Lasset, vergönnet uns Phöbus die Leier,
Heiter sie immer und fröhlich ertönen;
Freude der Gegenwart singe sie nur;
Diese nur kann mit dem Schicksal versöhnen.
Denn um das künftige wallet ein Schleier,
Und es verweht der Vergangenheit Spur.
Haschet im Fluge den Augenblick,
Freunde! er kehret euch nimmer zurück.

Lasset den Leidenden tröstend sich sagen:
„Zukunft, die ferne, nur krönet mein Hoffen,
„Heitere Hoffnung betrüget den Schmerz.“ —
Jedem Geschenke der Gegenwart offen,
Jeglicher Freude mit zitterndem Schlagen
Bebe das leise bewegliche Herz.
Haschet im Fluge den Augenblick,
Freunde! er kehret euch nimmer zurück.

Aber, o laßt uns den Becher der Freuden
Immer mit mäßiger Lippe berühren,
Wenn ihn die Hore, die freundliche, reicht!
Nie im Genusse sich selbst zu verlieren,
Und in dem Arme des Glückes bescheiden,
Weise zu bleiben, ist weniger leicht.
Bringe den fliehenden Augenblick
Nimmer die quälende Reue zurück.

Heinrich v. Kleist,

geboren 1776 in Berlin. Er starb freiwillig 1811 bei Berlin. Er ist als Novellen- und dramatischer Dichter ausgezeichnet. Am berühmtesten ist sein Schauspiel: das Käthchen von Heilbronn.

Louise Brachmann,

geboren 1777 in Rochlitz, lebte meist in Weißenfels, zuweilen auch bei ihrer mütterlichen Freundin Benedicte Naubert in Naumburg, und starb 1822 freiwillig in der Saale bei Halle.

Abschied vom Vaterlande.

Ach, noch einmal hellt der Mond die Gänge
Durch der Buchen dunkles Labyrinth!

Blickt auf jenen Weiher, und ins enge
Thal, und auf den Moor, von Schilf umgrünt;

Gießt noch einmal seine bleichen Schimmer
Dämmernd auf die Gegend fern und nah,
Auf den Hain dort um des Klosters Trümmer,
Den er mich so oft durchwandeln sah.

Ja, dort irrt' ich oft im Abendscheine
An der Liebe Hand durch's schöne Thal —
Ich Beglückte! war nicht Er der Meine?
War der Edelste nicht mein Gemahl?

Hohes Schloß, du Wohnsitz sel'ger Tage —
Dort vom Felsen blickt's im Mondenlicht
Scheidend noch herüber, und ich wage
Hin den Blick, der matt in Thränen bricht.

Sanft bescheint der Mond die weißen Mauern,
Und die Fenster blicken licht herab;
Ach, es glänzt in meiner Seele Trauern,
Wie ein Denkmal auf geliebtem Grab!

Dort, dort führte mich die reinste Liebe
In den Wohnsitz hoher Ahnen ein;
Freundlich hellend meines Schicksals Trübe,
Führt er mich vom fernen Vaterhain,

Wo kein Vater mehr mit treuen Sorgen
Mich Verwaiste schloß ans warme Herz,
Wo der Mutter Tod am Kindheitsmorgen
Schon umwölkte mein Gemüth mit Schmerz.

Und die Fremd' empfing am Hochaltare
Ihres edlen, schönen Retters Hand —
Süßer Wonnetraum vom schönsten Jahre,
Weh' mir, daß dein Glück so bald entschwand!

Zwar ich bot mit aller Kraft des Lebens
Meinem großmuthsvollen Schützer Dank;
Doch mein liebend Ringen hielt vergebens
Ihn zurück, als früh zur Gruft er sank.

O mein Guido! ach, die holden Glieder
Wiegt statt meines Arms der kalte Stein;
Und nun zogen seine stolzen Brüder
In verlorner Wonnen Schauplatz ein.

Nicht erkannte unsre heil'gen Bande
Ihres Stolzes herrschende Gewalt;
Kehren soll ich nun zu fernem Lande
Mit der Wittwe bangem Jahrgehalt.

Und das Schiff, es harrt schon an den Küsten,
Das mich führen soll zum Heimathstrand,
Einsam durch die weiten Wasserwüsten —
Und was nennt ein Weib ihr Vaterland?

Wo ist Heimath dem getheilten Herzen,
Wo, ach wo, als an des Gatten Brust?
Da ist Freistatt vor den herbsten Schmerzen,
Da ist sel'ge Heimath ihrer Lust!

Ward es nicht auch mir zum Vaterlande,
Dieses Land, wo seine Sprache klang?
Hier, wo tausend süße, zarte Bande
Seine Liebe um mein Dasein schlang?

Wo erst meines Lebens schwache Pflanze
Wurzel schlug, mit eignen Herzens Kraft
Nährt er sie am warmen Sonnenglanze,
Ach, die jetzt der Sturm hinweggerafft!

Eine Sprache möcht' ich neu erfinden,
Auszudrücken all das tiefe Weh,
Das sich regt in meines Herzens Gründen,
Wenn ich vor und wenn ich rückwärts seh'!

Was die kränkt, die von der Heimath scheiden,
Fühl' ich doppelt mit geschärfter Qual;
Den Geliebten und des Daseins Freuden,
Ich verlier sie heut' zum zweiten Mal.

Doch Gesetz ist mir der Hohen Wille,
Die Natur mit Guido eng' verband;
Opfer ihm ist meiner Demuth Stille,
Mein Gehorsam tiefster Liebe Pfand.

Ha! schon seh' ich bleiche Schimmer rinnen,
Bleich und röthlich aus des Osten Thor;
Matt schon röthen sich des Schlosses Zinnen,
Und es weicht des Mondes Silberflor,

Und des Schiffes Segel wehn im Schimmer,
Das mich trägt, zu welchem fernen Pol'? —
O mein Vaterland, leb' wohl auf immer!
Land der Lieb' und Sehnsucht, lebe wohl!

Baron de La Motte Fouqué.

geboren 1777, preußischer Major, dann privatisirend auf seinem Gute Nennhausen bei Rathenau, ein Anhänger der romantischen Schule. Alle seine romantischen Heldengedichte, seine Romane, Novellen und Mährchen bewegen sich im deutschen Mittelalter.

Kriegslied für die freiwilligen Jäger (1813).

Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist nun an der Zeit;
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit!
Auf! Laßt die Faulen liegen,
Laßt sie in ihrer Ruh!
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu.

Der König hat gesprochen:
„Wo sind meine Jäger nun?“
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all' das deutsche Land
Im frohen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand.

Schlaft ruhig nur, ihr Lieben,
Am väterlichen Heerd,
Derweil mit Feindeshieben
Wir ringen keck bewehrt.
O Wonne, die zu schützen,
Die uns das Liebste sind!
Heut' laßt Kanonen blitzen;
Ein frommer Muth gewinnt.

Die mehrsten ziehn einst wieder
Zurück in Sieger Reihn;
Dann tönen Jubellieder;
Das wird 'ne Freude seyn!
Wie glühn davor die Herzen
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen;
Der hat das Himmelreich.

Ins Feld, ins Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohlgewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger, all zusammen
Dringt lustig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint!

Marie Mnioch,

geboren 1777 in Neu Schottland bei Danzig, erzogen in Neufahrwasser, Gattin des Rectors, nachherigen Lotterie-Assessors Mnioch in Warschau, starb daselbst 1797.

Thränen und Lachen.

Thränen, ihr Menschen, vereinen uns höher,
Edler, denn Lachen und Scherzen der Freude!
Lachen gehöret der Erde,
Und vereinet für die Erde nur!

Aber wenn im schönsten Blumenthale
Eines stillen heitern Erdenlebens,
Unter Bäumen, die mit Früchten prangen,
Freund und Freund sich einsam finden,
Und hinweg von Blumen und von Früchten
Sehnend blicken nach dem Sternenhimmel,
Und der Strahl der weit entlegnen Sterne
Niederkömmt, und in den Thränen glänzet,
Die im offnen Auge schweigend stehn:

Dann umarmen wir uns mit Aether-Armen,
Und im seligen Schmerze hoher Sehnsucht
Grüßet sich Seel' und Seel', in Thränen-Düfte
Löset sich auf das Herz, und schwebt zum Himmel;
Und die Geister schließen ein heilig Bündniß,
Dort sich wieder zu finden, so fest und sicher,
Wie man sich hier bei einem kurzen Ausgang
Wiederkommen verspricht nach Einer Stunde.
Aber dennoch werden wir nicht ruhig,
Und der Himmel macht die Welt beklommen!

Sey uns wieder gegrüßt, du Thal der irdischen Freuden,
Und du Gärtchen darin, welches man Häuslichkeit nennt! —

Feierlich groß war der Abend, die Erde versank uns in Schatten;
Diese Dunkelheit hob uns zu den Sternen empor!
Lachende Morgenstunde, du hast die trauliche Erde
Schön verkläret, und gern weilen wir noch auf der Welt! —

O ihr Spiele
Der geliebten Kinder
Unter den Blumen des Lebens,
Haltet den Sehnenden Geist
Mit unschmerzenden Banden
Unter den Blumen zurück!
Du Fruchtbaum, den wir gepflanzet,
Ruf' uns zu neuer Pfleg', und gieb uns fröhliche Arbeit!

Thränen, ihr Menschen, vereinen uns höher,
Edler, als Lachen und Scherzen der Freude;
Aber wir leben auf Erden,
Und dies Leben will frohen Muth! —

Meinem Fenster gegenüber
Steigt die Morgensonn' empor;
Immer neu ist mir das Schauspiel,
Sah ich's gleich von Kindheit auf.

Leiser Wind bewegt die Wogen.
Auf des Meeres dunkelm Blau
Sind Aurorens Purpurrosen
Wie am Himmel ausgestreut.

Sieh, da kömmt die goldne Sonne;
Und der Schmuck, der ihrer harrt,
Ist verschwunden vor dem Glanze
Ihres Strahlenangesichts.

Fürstin unter den Gestirnen,
Die erleuchten unsre Welt,
Dich verehren alle Zonen,
Alles, was da blüht und lebt.

Wie du einst geboren wurdest,
Weiß das Chor der Sterne nur;
Niemand sah dich in der Wiege,
Niemand sieht dich einst im Grab.

Dein Geschäft ist groß und herrlich.
Allbeschäftigt schreitest du
Deinen hohen Weg, und spendest
Allen Landen Segen aus.

Dennoch, Königin des Himmels,
Bist du nicht vor Hoheit stolz;
Freundlich giebst du deine Gaben,
Freundlich kommst und gehest du.

Auch in diese Kammer blickst du
Hold und traulich zu mir her,
Und bescheinst mit mildem Lichte
Meine Arbeit, mein Geräth.

Und mir wird die Arbeit lieber,
Und sie geht mir leicht von Hand;
Dieser reine Strahl der Frühe
Macht mich heiter für den Tag.

Wann ich längst hier nicht mehr weile,
Und hier alles anders ist,
Wann so manches mich verlassen,
Was mir lieb und theuer war.

Ich dann einsam meine Wege
Unter fremden Menschen geh';
Soll das Bild von diesem Morgen
Mich erquicken und erfreun.

Wo ich dann dich wieder sehe
Grüß' ich, Jugendfreundin, dich!
Klage dir geheimen Kummer,
Und verkünde dir mein Glück.

Und du denkst der Morgenstunden,
Da du mich als Kind besucht,
Und dein Strahl wird mich begleiten
Freundlich bis ans dunkle Grab.

Carl Contessa,

geb. 1777 in Hirschberg, lebte abwechselnd in Berlin und in Sellendorf, dem Gute seines Freundes Houwald in der Lausitz. Er starb 1825. Er hat kleine Lustspiele, Novellen und Mährchen geschrieben.

Wo hinaus?

Wo hinaus? — Zum grünen Hirten! *)
Dort hinauf, du werther Gast.
Laß das Beste dich bewirthen,
Was die kleine Hütte faßt.

*) Zur Erklärung wisse man: bei dem Badeorte Flinsberg in Schlesien liegt am Abhange eines Berges eine Hütte, nach welcher die Brunnen-

Droben dort an Berges Mitte
Aus den Bäumen ragt ihr Dach.
Unten rasch mit flinkem Schritte
Durch die Felsen springt der Bach.

Freilich einsam und verborgen,
Abgeschieden liegt das Haus,
Und fast möchte man wohl sorgen
Aus den Bergen: Wo hinaus?

Dennoch freundlich ist's im Grünen,
Wird die muntre Cither laut,
Und vom Abendroth beschienen,
Prangt das Thal, wie eine Braut.

Selbst die alten Berge winken
Recht vertraut von oben her,
Und oft will mich's hier bedünken,
Daß der Himmel näher wär'.

Wenn die Wolken uns verhüllen
Und der Sturm hält seinen Strauß,
Denkt man freilich oft im Stillen
Aus den Wolken: Wo hinaus?

Und wenn von dem Berggehänge
In dem Panzer ganz von Eis
König Winter, der gestrenge,
Niedersteiget, starr und weiß,

Und die schweren Riesenglieder
Streckt auf Wald und Feld und Haus,
Ja, dann fragt man freilich wieder,
Und mit Recht oft: Wo hinaus?

Doch der Sturm geht bald vorüber
Winter weicht der Sommerzeit,
Und — hat man sich denn nicht lieber
In des Winters Einsamkeit?

---

gäste, um Milch oder Forellen zu genießen, oft zu spatzieren pflegen. Sie gehört dem sogenannten grünen Hirten, der zwar weder grün noch ein Hirte ist, aber Hirt heißt, und sonst unter den grünen Husaren gedient hat, und darum jenen Namen führt. Er ist nun — 1832 — 87 J. alt; bei ihm findet Jeder herzliche Aufnahme, und es ist rührend, wenn der ehrliche Alte auf der Cither dieses oder das bald folgende Lied von Houwald: „Ich hab' meine Sachen all' bestellt" spielt, und seine Frau den Text dazu singt. Jedem, der in Flinsberg war, ist der gute grüne Hirte und sein braves Weib bekannt.

Mag er draußen alles zwingen,
Drin bleibt unser Lied doch frei,
Und so spinnen wir und singen
Uns die gute Zeit herbei. —

Bis mit lustigem Getümmel
Jeder Quell nimmt vollen Lauf,
Und der milde Frühlingshimmel
Schlägt die blauen Augen auf.

Und bis endlich liebe Gäste
Wiederziehn durch unser Thal!
Nun sind nochmal auf das Beste
Wir willkommen allzumal!

Wünsch' Euch Himmels reichen Segen,
Heil auf Euch und Euer Haus,
Und daß auf des Lebens Wegen
Ihr stets wisset: Wo hinaus?

Und will 's gar zu heftig toben,
Wird's um Euch zu bunt und kraus?
Nun so schaut nur fest nach oben,
Und denkt fröhlich: dort hinaus!

So auch denk' ich; denn nicht ferne
Seh' ich meinen Winter stehn.
Drum beim Hirten ew'ger Sterne,
Liebe Gäst' — auf Wiedersehn! —

Ernst v. Houwald,

geb. 1778 in Straupitz in der Niederlausitz, lebt in Niederselendorf in der Niederlausitz oder in Lübben als Landsyndikus, hat Jugendschriften, dramatische Dichtungen, Erzählungen u. s. w. geliefert.

Die Wolken.

Wohin, ihr Wolken, mit verhängten Zügeln?
Wohin, auf eurer unsichtbaren Bahn? —
Zieht euch mein Paradies, dies Thal, nicht an,
Mit seinen Auen, Hainen, Blumenhügeln!

Wollt ihr euch in dem klaren See nicht spiegeln?
Nicht mit dem Sänger kosen, mit dem Schwan?
O weilt, es wird sich bald der Abend nahn,
Und Rosen spenden euren Aetherflügeln! —

„Als Segensboten sind wir ausgesendet;
„Für unsern Reichthum ist dein Thal zu klein.
„Er wird für Millionen ausgespendet,

„Und schließt Gerecht' und Ungerechte ein. —
„Nur Segen ist der Zweck von unserm Seyn,
„Und wir vergehn, ist unser Werk vollendet!"

Charade.

Kannst du im wahren, ächten Sinn
Dich mit der ersten Sylbe nennen,
So geh' getrost durchs Leben hin,
Du wirst die rechte Bahn erkennen.
Kein Schicksal kann den Muth dir rauben,
Du bleibst im Glück und Unglück Held,
Und, wo du bist, wallst du im Glauben,
Du seist für eine beß're Welt.

Den schlanken Sohn der alten Erde
Wirst in der zweiten Sylbe du gewahr;
Er reicht oft Kühlung nach Beschwerde,
Und findet doch an deinem Heerde
Sein heißes Grab fast immerdar.

Willst du nun nach dem Ganzen fragen?
Oft hast du es entzückt geschaut,
Wenn in der Kindheit goldnen Tagen
Der schönste Abend dir gegraut;
Die goldne Frucht der Hesperiden
Kommt seinen Früchten nimmer gleich,
Und doch sind jedem sie beschieden,
Er mag nun arm sein oder reich.

Christian.

Die Begeisterung.

Es weint ein armer Knabe
Wohl manchen Tag und Nacht,
Seit er so früh zu Grabe
Die Mutter hat gebracht.
Und Vater war geritten,
Und als er kühn gestritten,
Gefallen in der Schlacht.

Wohl ziehn die Kinder im Lenze
Zu Baches Blumenrand,
Und winden fröhlich Kränze
Für Mutters liebe Hand.
Doch wem soll er sie winden?
Wird keine Mutter finden.
Tief ruht sie unterm Sand!

Und zu des Schlosses Hallen,
Die auf den Felsen stehn,
Und, halb in Schutt zerfallen,
So ernst hernieder sehn,
Und ihn zur Wehmuth laden,
Eilt er auf steilen Pfaden
Still trauernd hinzugehn.

Und als er weilt und sinnet,
Und in die Ferne sieht,
Wie dort die Nacht beginnet
Und hier der Tag entflieht,
Und auf die große Weide
Der Hirt im Strahlenkleide
Mit seiner goldnen Heerde zieht;

Da schlägt das Herz ihm lauter,
Und bebt so wonniglich,
Und inniger vertrauter
Fühlt er dem Weltgeist sich.
„Nein, ich bin nicht verlassen!“
Ruft er: „Dich will ich fassen,
„Und halten mich an dich!“

Da kommt am Himmelsbogen,
Wie aus der Engel Chor,
Ein holdes Weib gezogen
Im leichten Wolkenflor.
Die Palme in der Linken,
Und aus den Locken blinken,
Wie Sterne, Flammen leicht empor.

Sie lächelt zu ihm nieder,
Sie winkt ihm mit sich fort.
Da wird 's dem Knaben wieder,
Als sei die Mutter dort.
Er ruft mit offnen Armen:
„O Mutter! hab' Erbarmen,
„Und gieb ein freundlich Wort!“ —

„Hinaus, hinaus ins Leben!
„Beherrsche deinen Schmerz!
„Viel giebt es zu erstreben,
„Viel für ein reines Herz.
„Wirst du im Kampf bestehen,
„Sollst oft mich wiedersehen!“
So spricht sie und flieht himmelwärts.

Da spüret der Verwaiste
Im Herzen Muth und Kraft;
Er eilt mit heiterm Geiste
Ins Reich der Wissenschaft,
Und will 's ihm auch bedünken,
Daß oft ihm Laster winken,
Doch bleibt er fromm und tugendhaft.

Und hält der Muth nicht immer,
Wird ihm das Herz wohl schwer,
Dann eilt er zu der Trümmer
Des alten Schlosses her.
Zwei Freund' aus grauen Zeiten,
Die müssen ihn begleiten,
Der Ossian und Homer.

Und liest er ihre Lieder,
So naht ihm auch geschwind
Das Engelsbild sich wieder,
Und zeigt ihm, ernst gesinnt,
In der zerfallnen Halle
Die alten Helden alle,
Und spricht: „So werde auch, mein Kind!“

Zum Jüngling wird der Knabe,
Die Brust von Sehnsucht schwillt,
Und neue reiche Gabe
Schenkt ihm das Engels-Bild.
Er reicht ihm eine Laute,
Daß er dem Lied vertraute,
Was ihm das Herz erfüllt.

Und als er Mann geworden,
Und als gestählt die Hand,
Da brach mit Räuberhorden
Der Feind ins Vaterland.
Manch Edler war gefallen. —
Da wurde denn von allen
Zum Feldherrn er ernannt.

Und als der Morgen graute
Am Tag der blut'gen Schlacht,
Da zeigt ihm die Vertraute
Den Lorbeer durch die Nacht.
Er ließ die Fahnen fliegen,
Rief: „sterben oder siegen!"
Und er gewann die Schlacht.

Wie auch die Jahre flogen
Am Arm der Zeit vorbei,
Sie ist nicht fortgezogen,
Sie blieb ihm ewig treu.
Und wen sie liebt auf immer,
Den welkt das Herz wol nimmer,
Wie grau das Haupt auch sei.

Wer bist Du? die den Busen
Erhält so frisch und jung?
Die, du uns rufst die Musen?
Uns trägst auf Adlerschwung? — —
„Nur eine reine Seele
„Ich mir zur Freistatt wähle:
„Ich bin Begeisterung!"

Gesang des grünen Hirten.

Ich hab' meine Sachen all' bestellt,
Um in dies Thal zu gehn!
Die Berge decken hier die Welt,
Ich mag sie nicht mehr sehn!
Denn wer sie in und außen kennt,
Dreht ihr den Rücken und ruft am End':
Ade! Ade! Ade!

Ich war ein rüstiger Husar
Und wie dazu geboren.
Ich hab' in vier und dreißig Jahr
Drei Königen geschworen,
Mein Säbel und mein muth'ges Pferd,
Sie waren mir mehr als eigner Heerd.
Hurrah! Hurrah! Hurrah!

Denn ist man jung und kühn dabei,
So braucht man Raum zum Leben,
Und denkt, die Welt, so groß und frei,
Soll dazu Platz uns geben;

Und jeder Ort, dem Raum gebricht,
Gefällt dem wilden Herzen nicht.
Weit aus! Weit aus! Weit aus!

So bin ich manches liebe Jahr
Flugs durch die Welt gegangen,
Bis dieses Thal, das mich gebar,
Mich wieder hat empfangen.
Dem Wildfang zwar gefiel es kaum;
Doch hat's für Glück und Frieden Raum.
Glück auf! Glück auf! Glück auf!

Und Glück und Liebe fand ich hier
In einer stillen Hütte:
Da sitz' ich vor der kleinen Thür'
In Weib und Kindes Mitte,
Und sing' ein Lied bei süßer Ruh,
Und Berg und Wolken hören zu;
Vallera! Vallera! Vallerum!

Und mancher Fremde naht mit Lust,
Und weilt an meiner Pforte;
Und hört mit tiefbewegter Brust
Auf meine schlichten Worte:
Und jedem wünscht der grüne Hirt,
Daß er, wie er, zufrieden wird.
Ade! Ade! Ade!

Wer weiß, wie lang des Lebens Tag
Mir noch hienieden blühet! —
Der Greis ja wohl bedenken mag,
Wie schnell die Stunde fliehet.
Wenn schon das Haupthaar silbern bleicht,
Dann ist das Ziel gar bald erreicht!
Hinauf! Hinauf! Hinauf!

Herr, wie du willst, ich bin bereit,
Will gerne zu dir kommen;
Du hast mit Segen mich erfreut,
Mich mancher Noth entnommen!
Und schickst du deinen Engel mir,
So komm' ich selig ja zu dir!
Hinauf! Hinauf! Hinauf!

Freiherr v. Sonnenberg,

geb. 1779 in Münster, starb 1805 freiwillig in Jena. Am ausgezeichnetsten ist sein Heldengedicht Donato.

Streckfuß,

geb. 1779 in Gera, Regierungsrath in Merseburg, jetzt Geheimer Rath in Berlin. Er dichtete meist poetische Erzählungen, Novellen und Sonette, und übersetzte Ariost's rasenden Roland und Dante's göttliche Comödie.

Der heilige Dominik.

Legende.

Im rauhen härenen Gewande,
Ein Jüngling herrlich, hoch und schön,
Wallt einsam Dominik am Strande,
Ins weite Meer hinaus zu sehn.
Da liegt es vor ihm ohne Gränzen,
Bestrahlet von des Abends Gluth,
Und goldne Wolkenschaaren glänzen
Hell aus der weiten Purpurfluth.

Und ihn ergreift ein hohes Sehnen,
Unendlich, wie des Meeres Raum;
In seinem Auge zittern Thränen,
Der volle Busen athmet kaum.
Ein süßes, himmlisches Verlangen
Hat seine reiche Brust erfüllt,
Mit Liebe mächtig zu umfangen,
Was gränzenlos sich ihm enthüllt.

Er wirft sich hin in brünst'gem Flehen,
Zum Himmel Blick und Hand gekehrt:
„Laß Herr, mein Gott, o laß geschehen,
„Daß leidend sich mein Herz bewährt.
„In deiner Furcht für meine Brüder
„Ertrag' ich alles mit Geduld.
„O sende mir Gewährung nieder
„Zum Zeichen deiner Vaterhuld."

So betet er, und plötzlich schallet
Ein Klageton zu seinem Ohr —
Von tausend Ahnungen durchwallet,
Rafft sich der Jüngling schnell empor,

Und sieht ein Weib in herben Thränen,
Die Hand auf ihre Brust gedrückt,
Die starr, mit wehmuthsvollem Sehnen
Hinaus in weite Fernen blickt.

Da naht er ihr mit sanfter Frage:
„Verkünde, Dulderin, dein Leid,
„Und hemme nun den Strom der Klage;
„Denn Hülf' und Rettung ist nicht weit.
„Was dich beschwert, ich will es theilen,
„Will dir mit treuer Freundes Hand
„Des Herzens tiefste Wunden heilen;
„Denn Gott der Herr hat mich gesandt."

Er sprichts mit Kraft und mit Vertrauen;
Sein Auge glänzet göttlich mild,
Und herrlich ist er anzuschauen,
Als wie ein überirdisch Bild.
Auch senkt ein wunderbares Hoffen
Sich heilend in der Armen Herz;
Ihr liegt ein neues Leben offen,
Und ihr im Busen schweigt der Schmerz.

„Mein Gatte," spricht sie, „zog von hinnen,
„Von Weib und Kind und Vaterland,
„Um Glück und Reichthum zu gewinnen,
„Nach der Levante fernem Strand.
„Was acht' ich, sprach er, die Gefahren?
„Für die Geliebten zieh' ich aus;
„Drum wird mich Gottes Hand bewahren;
„Sie führt mich froh zurück ins Haus.

„Er zog — auf allen seinen Wegen
„Begleitet traulich ihn das Glück;
„Auch schifft er bald mit reichem Segen
„Zum theuern Vaterland zurück.
„Schon dämmern die bekannten Hügel
„Der Heimath an des Himmels Saum,
„Der Wind ist günstig — glatt wie Spiegel
„Ist rings umher des Meeres Raum.

„Da segelt der Corsaren Horde
„Herbey — ihr scharfer Säbel blinkt
„Beim Widerstand gezückt zum Morde —
„Und keine, keine Hoffnung winkt!

„Nichts kann die Waffenlosen retten,
„Sie fallen in der Räuber Hand;
„Beschwert mit harten Sklavenketten
„Gelangen sie zu Tunis Strand.

„Dort schmachtet er — mit Qual und Harme
„Schmacht' ich im traurig öden Haus,
„Und breite lang die leeren Arme
„Nach seinem fernen Kerker aus.
„Nichts hab' ich ach! ihn zu befreien;
„Mich fesselt hier der Mutter Pflicht —
„Ich kann nur mein Gebet ihm weihen,
„Und Gott im Himmel hört es nicht." —

„Er hört es!" ruft mit heil'gem Beben
Der Jüngling aus, „er ist dir hold!
„Zwar dir den Gatten neu zu geben,
„Besitz' ich weder Gut noch Gold;
„Doch brech' ich sicher seine Ketten,
„Nicht Leiden schreckt mich, noch Gefahr;
„Um die Gefangnen zu erretten,
„Biet' ich mich selber dem Corsar."

Er spricht's, und eilt von Hast ergriffen
Zum Hafen in der Schiffer Kreis.
„Wer will mich hin nach Tunis schiffen?
„Mein letztes Gut, es sei der Preis!"
Er ruft's, und aus der Schiffer Kreise
Tritt einer vor, und spricht dies Wort:
„Bereitet, Herr, euch zu der Reise;
„Denn morgen zeitig schiff' ich fort!" —

Und sieh, da kommt aus fernen Weiten
Ein Schiff' im stillen Hafen an,
Und aus dem schwanken Kerker gleiten
Die Schiffer in den leichten Kahn,
Und rudern emsig hin zum Strande,
Und fühlen nun, auf festem Grund,
Im heiß ersehnten Vaterlande
Sich froh und glücklich und gesund.

Doch als das Weib sie kaum erblicket,
Schreit sie empor mit Jubellaut.
Ein Blitz der Wonne sie durchzücket —
Es ist ihr Gatte, den sie schaut.

Sie fliegt ihm in die offnen Arme;
Sie drückt ihn an die heiße Brust,
Sie ist entrückt dem langen Harme,
Und lacht und weint im Rausch der Lust.

Doch Dominik ersieht's, und hebet
Zum Himmel auf den frommen Blick.
„O Herr, was sehnend ich erstrebet,
„Zu dulden für der Brüder Glück,
„Es ward mir nicht von dir erfüllet;
„Doch ihr Gebet hast du gehört,
„Hast ihres Herzens Angst gestillet,
„Drum sei dein Name hoch geehrt."

So betet er, und blickt mit Zähren
Der Lust auf das beglückte Paar,
Das in des Himmels lichte Sphären
Entrückt durch süße Liebe war.
Und als sie sich dem Rausch entwunden;
Als ihre Blicke nach ihm spähn,
War in der Dämm'rung er verschwunden,
Und ward am Strand nicht mehr gesehn.

Helmine v. Chezy, geb. v. Klencke,

eine Enkelin der Dichterin Karsch, geb. 1783 in Berlin, wurde mit einem Freiherrn von Hastfer vermählt, aber bald wieder geschieden, lebte eine Zeit lang in Paris, von Frau von Genlis dazu aufgefordert, und verheirathete sich hier mit dem königlichen Bibliothekar und Professor v. Chezy. Ihre Sehnsucht trieb sie nach siebenjähriger Ehe nach Deutschland zurück, wo sie nach einander in Darmstadt, Heidelberg, Cöln, und Dresden lebte, jetzt abwechselnd in Wien und Wienerisch-Baden. Sie hat prosaische und poetische Arbeiten geliefert, Erzählungen, Novellen, auch die Oper Euryanthe.

Der frühverklärten Prinzessin von Bayern.

Februar 1821 gesungen.

Blüthe, die vom Königstamm gefallen
In der dunkeln Erde Mutterschooß,
Holde, Liebe, süß und zart vor Allen,
Birgt nun Dich des Winters falbes Moos?

Ach! Du warst der Deinen höchste Wonne,
Ihrer Sorg' und Hoffnung zarter Hort,
Deiner Blicke Licht war Frühlingswonne;
Frühlingsmelodie Dein Wort!

Schau' herab, wo ew'ger Frühling thronet,
Mit den Engelsblicken schau herab!
Sieh', der Schmerz, der nun hienieden wohnet,
Netzt mit Herzensthau Dein frühes Grab.
Keine Glocke tönte Deiner Hülle
Auf dem Wege zum geweihten Land,
Und des tiefsten Leides fromme Stille
Jedes Mutterherz verstand!

Du, vor jedem Weh geborgne Holde,
Kanntest noch der Liebe Lust allein;
Liebe weckte Dich beim Morgengolde,
Liebe koste Dich in Schlummer ein,
Liebe nahm Dich auf mit frommen Sehnen,
Als dein erster Blick das Leben grüßt',
Liebe hat mit heil'gen Mutterthränen
Deines Todes Weh versüßt.

Hier und dort von Lieb' und Licht empfangen,
Von der Blumenflur zur Sternenflur
Ueber Blumen nun dahin gegangen,
Engel, tauschtest Du die Himmel nur.
Blicke dann aus reiner Himmelsbläue,
Stern der Lieb' und Anmuth, erdenwärts —
Leuchte mild in Thränen heil'ger Treue,
Leuchte Trost ins Mutterherz.

Wenn des Nordes Stürme nicht mehr wüthen,
Frühlingshauch vom Himmel Grüße bringt,
Säus'le Melodie durch Fluth und Blüthen,
Engelsgruß, der tief im Busen klingt.
Denn der Schmerz nur kann den Lenz verstehen,
Himmlischer Verheißung Liebespfand;
Jede Blume spricht von Wiedersehen,
Jede grüßt vom Heimathland!

Lied.

Ist wandelbar der Menschen Herz,
Wie Wind und Welle sind,
Was hegst du nur so treu den Schmerz,
Was weinst du, thöricht Kind?
Ist alles treulos, ohne Scheu,
So freu' dich nur, daß du so treu!

Bleibt unverstanden ganz dein Herz,
Wo es ganz hin sich gab,
So denk', es ist ein kurzer Schmerz;
Mit dir ja welkt er ab.
Wer weiß, wie bald, so kommt die Reu',
Sie liegt ja in gebroch'ner Treu'!

Und hoffst du noch, du thöricht Herz,
Wo gar kein Hoffen blieb,
Und ist dir noch dein bittrer Schmerz
Vor allen Dingen lieb,
Denk' bitter ist jed' Arzency;
Der Arzt ist nicht stets mild dabei.

Kalt ist die Welt, warm ist das Herz,
Was suchst du in der Welt?
Laß ihr den Tand, den Glanz, den Scherz,
Der ihrem Sinn gefällt;
Bleib du dem innern Licht getreu,
Daß süßverklärt die Gruft dir sei!

Raupach,

geb. 1784 in Straupitz bei Liegnitz, war Hofrath und Professor in Petersburg, lebt jetzt in Berlin. Von ihm sind, außer mehreren Lustspielen, die Trauerspiele: Isidor und Olga, der Nibelungen Hort, die Fürsten Chawansky, und Lorenzo und Cäcilie.

Letzter Monolog aus Lorenzo und Cäcilie.

Cäcilie.

Die letzte meiner Stunden! — Warum sagen
Die Menschen doch, sie sei die schrecklichste,

Des Lebens schaudervolle Geisterstunde? —
Ich fühle nichts von ihren grausen Aengsten.
Mir scheint, sie gleicht der Stunde, wo die Braut
Hinzieht vom theuern Wohnplatz ihrer Jugend
Ins ferne Land mit dem geliebten Mann.
Wohl fließen Thränen bei den Abschiedsküssen
Verehrter Aeltern, freundlicher Gespielen;
Doch Hoffnung auf die blüthenreiche Zukunft
Küßt von den Augen ihr die bittre Thräne!

Ich fühl' es, Vater, daß ich dir gefalle,
Dein heil'ger Wille meine That erlaubt,
Denn hohe Himmelskraft füllt meinen Busen,
Und deine Engel schweben mir ums Haupt.
Vor'm Licht, womit die Holden mich umstrahlen,
Muß aller Trug der Phantasie zergehn,
Ich sehe keins der Mitternachtgespenster,
Die schreckend sonst das Todtenbett' umstehn.
Die sel'gen Geister streuen Frühlingsblumen
Der Hoffnung freundlich in mein nahes Grab,
Und ohne Zagen steig' ich, ohne Grauen,
In dieses duft'ge Schlafgemach hinab.

(Sie nimmt das Crucifix.)

Und wenn, mich weckend, einst die Morgensonne
Der Ewigkeit in meiner Kammer scheint,
So führst du mich in deines Hauses Wonne,
Mein Bräutigam, mein süßer Seelenfreund.
Du weißt es, dich umschlang mein erstes Lieben,
Dir schlug das zarte Herz des Kindes schon,
Und dieser Liebe bin ich treu geblieben,
Dir treu geblieben, schöner Jungfrausohn.
Dir, Urbild alles Großen, Ewigschönen,
Mich dir zu nähern, war mein wonnig Ziel,
Dir, dem, mit Gott die Menschheit zu versöhnen,
Der herbste Tod, der Tod am Kreuz gefiel.
O! Heldenkraft zum Opfer giebt dem Herzen
Dein heiliges, dein dorngekröntes Haupt!
Wie schreckten den noch Todeskrampf und Schmerzen,
Der dich am Kreuze bluten sieht und glaubt?
Du sprengtest, groß als Gott, der Menschheit Ketten,
Womit die list'ge Hölle sie umrankt;
Ich Sterbliche will einen Bruder retten,
Der an dem Abgrund der Verdammniß wankt.
Und so wie du mit göttlich heiterm Muth

Hingabst für Menschenheil dein schuldlos Blut,
So will auch ich mich aller Furcht erwehren,
Und fröhlich kühn den Kelch des Todes leeren.

(Sie küßt nochmals das Crucifix, und stellt es dann zurück. Nach einigem Besinnen holt sie eine Phiole mit Gift, und schüttet es in einen Becher.)

Gift! — Und was weiter? — Warum blitzt der Frost
Durch meine Glieder? — Gift! — das Wort ist schrecklich.
Denn wie ein Zaubrer lockt es aus dem Abgrund
Des Meuchelmordes scheußliche Gestalten
Vor unsre Phantasie: den Königsmord,
Den Freundes-, Bruder-, ja den Vatermord,
Die vielgeliebte Erstgeburt der Hölle. —
Doch — schrecken die Gespenster mich? — Ist Gift
Nicht auch in weiser Hand ein heilend Mittel
Für manche Erdenpein? Ich bin der Arzt,
Der eines bösen Uebels Riesenkräfte
Durch dieses Mittel bricht. —
Sie nennen's Gift. —
Ich will es einen süßen Schlaftrunk nennen:
In sanften Schlummer wird es ja mich senken,
Den sanftesten seit meiner Wiegenzeit.
Hinüber führt es mich in jenes Land,
Wo ich all' meine goldnen Jugendträume
Noch einmal träumen werd'; in jenes Land,
Wonach so oft durch den gestirnten Himmel
Mein sehnsuchtfeuchtes Auge suchend irrte,
Deß Bild ich nur, gemalt mit Morgenroth,
Tief, wie der Heimath Bild, im Herzen trage:
Wo ich die Mutter finde, schön verjüngt,
Und reicher blühend, als die ird'sche Tochter,
Und auch Angelika'n, die goldgelockte,
Holdselige Gesellin meiner Kindheit,
Als zartes Kind von mir getrennt, und nun
Zur schönen Himmelsjungfrau aufgesproßt.
Wie will ich sie umfangen! an mein Herz
Mit Ungestüm die Langvermißten drücken!
Sie zeigen mir das neue Vaterland,
Das milde Schattenthal, wo keine Blume
Verwelkt — den immer grünen Myrthenhain —
Den Hügel, den der ew'ge Palmwald kränzt —
Den Quell, den keine Sommerglut vertrocknet. —
Wie werd' ich mich der neuen Heimath freu'n,
Auf Berg und Flur, in Thal und Hain!

(Indem sie, in Nachdenken versinkend, über das Gemach hingeht.)

Ich sah sie oft und nie. —
Wie wird sie sehn? —
Wie? — Wie? —

(Sie lehnt sich in Gedanken an das offne Fenster, und betrachtet eine Weile die Rosen, die darauf stehen.)

Schöne Rosen! — schöne Rosen!
Wie ihr da so lieblich blüht!
Euch die sanften Lüfte kosen,
Euch die Abendröth' umglüht! —
Eure ältre Schwester pflücket,
Eure Pflegerin, der Tod,
Und zum letzten Mal entzücket
Heute sie ein Abendroth.
Blühet fröhlich, blühet heiter,
Frühlingstöchter bunt und schön!
Pflegen kann ich euch nicht weiter;
Ach! bald muß ich von euch gehn!
O! ihr waret gute Kinder,
Lohntet meiner Schwestertreu;
Euer Duft ward täglich linder,
Eure Schönheit täglich neu.
Sollt dafür in Gottes Garten
Meine Ruhstatt überblühn;
Dort wird euch die Liebe warten,
Weinend auf des Hügels Grün.

(Sie küßt eine Rose.)

Liebe Rose!
Liebe Rose!
Nimm der Schwester Abschiedskuß!
Blätter fallen! ach! so lose
Ist auch irdischer Genuß!

(Ein Uhr schlägts; Cäcilie macht das Fenster zu.)

Ich hab's vernommen, Zeit! du treibest mich,
Du, Unerbittliche, zum Aufbruch an.
O! ich verstehe deine ehrnen Worte.

(Sie geht rasch an den Tisch zurück, wo der Becher steht.)

Wie viel Mal rief die Glocke? — Warum hab' ich
Doch nicht gezählt? Es muß wohl früh noch sein —
Gewiß noch früh. Der Himmel trägt im Westen
Ja noch des Tages Feuermal. — Was geht

Die Zeit mich an? Für mich ist's Mitternacht,
Der Tag ist aus, — ich muß zur Ruhe gehen.
(Sie faßt den Becher, zieht aber allgemach die Hand wieder zurück.)
Vom Leben scheiden — ach! es ist doch schwerer,
Als ich gewähnt. — Jedweden meiner Nerven,
Der feinste selber ist ein mächtig Band,
Das meine Seele fest ans Leben strickt,
Und Angst und Jammer drohet mir der Riß.
(Pause.)
Muß es denn sein?
Du zweifelst, schwache Seele?
Du, der du fest die Dornenbahn vollendet,
Deß göttlich Thun kein Zweifel je geschändet,
Geuß deine Kraft mir in mein zagend Herz,
Daß es nicht zittere vor ird'schem Schmerz!
(Heftig bewegt.)
Kühn mußt du selber dich zum Opfer bringen,
Willst der Vollendung Palme dir erringen.
(Sie leert rasch den Becher. Lange Pause.)
Es ist vollbracht!
Nicht Rettung — nicht Erbarmen —
Die finst're Todesmacht
Umhalst mich schon mit ihren frost'gen Armen.
O weh! ich athme Grabesduft; —
Des Moders Dünste wollen mich ersticken —
Mich durstet — mich durstet nach Himmelsluft!
(Sie reißt das Fenster auf)
O Wonnetrank! o seliges Entzücken!
(Nach einer Weile geht sie zurück.)
Warum bebst du, thöricht Herz?
Eine kurze Stunde brennt der Schmerz;
Aber Ewigkeiten süßer Kühle
Laben dort nach frommgetragner Schwüle. —
Herr, vergieb den Schrei der Kreatur,
Die noch kränkelt an des Staubes Schwächen!
Ach! du siehst, die irdische Natur
Quält den Geist; doch kann sie ihn nicht brechen;
Rüstig schwingt er sich zu dir empor,
Schließt sich bald an deiner Engel Chor.
(Sie sinkt auf die Knie.)
Vater, ja mit diesem ird'schem Munde
Spricht mit dir zum letzten Mal dein Kind;

Denn ich bin bei dir, eh' diese Stunde
Noch in die Unendlichkeit zerrinnt.
Zürne nicht, das ich schon wiederkehre,
Ehe du mich noch gerufen hast;
Nicht mich zu befrein von seiner Schwere
Leg' ich nieder dieses Lebens Last;
Nein, der Freude noch nicht welke Krone
Fordert mir des Herzens Glauben ab;
Aus des Lebens lichter Blüthenzone
Treibt er mich ins dunkle kalte Grab.
Eine Bitte, Gütiger, gewähre,
Eine letzte mir in dieser Zeit:
Gieb, daß ich den Irrenden bekehre,
Ihn errette für die Ewigkeit.
Habe Dank für die geschenkten Freuden;
Keine störte meines Herzens Ruh'.
Habe Dank für Thränen und für Leiden;
Denn sie wiesen mich dem Himmel zu.
Liebend führtest du mich bis ans Ende;
Nimm mich liebend nun in deinen Schooß;
Glaubensvoll geb' ich in deine Hände,
Heil'ger Vater, meiner Seele Loos.

(Sie richtet sich nach einer Pause langsam und beruhigt auf.)

Der Kampf ist überstanden — und besiegt,
Die Todesfurcht zu meinen Füßen liegt;
Dank, Vater, daß du deinen Geist gesendet,
Der mir das Herz zum Himmel hat gewendet.

Süßer Abend! himmlisch süßer Abend!
Warst ja niemals so entzückend schön!
Umgewandelt sind der Erde Fluren
In ein still, ein heilig Geisterland,
Wo die Sel'gen ohne Schmerz und Sehnen
Wohnen, von des ew'gen Friedens Flügeln
Ueberschattet, und in frommer Liebe.
Süßer Abend! nie war deine Luft
So wie heute reiner Blumenduft;
Und den Brautgesang der Nachtigallen
Hört' ich nie so überirdisch schallen.
O! wie soll das Herz sich's nicht gestehn:
Gottes Erd' ist schön!

Pause.)

Du auch schimmerst mir noch, funkelndes Sternenchor?
Seid mir freundlich gegrüßt, Lichter der hehren Nacht!

Die auch leuchten dem Herzen,
Wann es tröstende Hoffnung sucht.
Mir auch wart ihr die Schrift, waret die goldne Schrift
In dem Buche der Welt, wo ich als Kind schon las,
Eines mächtigen Gottes,
Eines liebenden Vaters Seyn.
Klarheit gosset ihr mir dann auf die dunkle Bahn,
Die der strebende Geist muthig gewandelt ist
Zu der seligen Ahnung
Einer Heimath in bessrer Welt.
Wird mich auch in dem Land über des Wechsels Fluth
Euer Glanz noch erfreun? Geht ihr auch dorten auf?
Nein, dort leuchten den Frommen
Lichtgeborne Cherubim.

Ludwig, König v. Baiern,

geb. 1786, König seit 1825, dichtete Romanzen, Lieder und Sonette.

Zuruf an die Hellenen.

Hellenen! kämpft den Kampf des Todes!
Verlassen von der ganzen Welt,
Kämpft in der Glut des Abendrothes,
Das nun auf Hellas Trümmer fällt.

Da, wo die Kunst der Menschen blühte,
Des Schönen, Großen Vaterland;
Wo Weisheit wurde dem Gemüthe,
Die Wissenschaft einst dem Verstand;

Wo hell die Sonne aufgegangen:
Da soll jetzt werden ew'ge Nacht?
Es soll der Mond da blutig prangen,
Von wo das Licht zu uns gebracht?

Da, wo die frühsten Kirchen stehen,
Wo Paulus lehrte Christi Wort:
Da soll das Christenthum vergehen,
Vertilget werden jetzt durch Mord?

Was von den Vätern wir gelesen,
Vollbracht wir's durch die Söhne sehn,
Die hohen Thaten, die gewesen,
Vor unsern Augen neu ersteh'n.

Wir sehen sich es frisch gestalten,
Was die Bewunderung erregt.
Hellenen! ihr seyd noch die Alten,
Von höherm Freiheitssinn bewegt.

Verzaget nicht, ihr Heldensöhne,
Wenn euch Vernichtung jetzt auch droht!
Ihr lebet fort im Reich der Töne;
Die Freiheit lebet in dem Tod.

Die Hölle jauchzt, die Engel trauern,
Es seufzt, gehemmt, die Menschheit mit;
Es jubelt in der Schlösser Mauern,
Weil Hellas der Barbar zertritt.

Verzweifelt nicht, wenn selbst verschwunden
Der Hoffnung letzter Strahl erscheint,
Wenn Hülfe nur der Feind gefunden,
Man euch selbst Menschlichkeit verneint.

Der Deutschland half, wird Hellas retten;
Die Fürsten brachen nicht das Joch.
Zersprengen wird Er Eure Ketten;
Der Allgewalt'ge lebet noch.

Nach Ipsara's Fall.*)

Es traf der Blitz, auf Ipsara gerichtet,
Hat Hellas hohe Feste jetzt zernichtet;
Sobald jedoch der Wetterstrahl entsandt,
Erheitert sich der ew'ge Himmel wieder,
Und auf die Erde scheint die Sonne nieder;
Mit frischer Kraft ergrünet dann das Land.

Es sieht der Mensch mit wehmuthsvollem Trauern
Zertrümmern seiner Väter heil'ge Mauern,
Die Wunden, die das strenge Schicksal schlägt;
Er sieht allein die schaudervollen Farben
Derselben, aber heilend sie vernarben,
Und für's Erhab'ne ist er angeregt.

*) Ipsara ist eine Felseninsel an der Küste Klein-Asiens, von Griechen bewohnt. Diese hatte das türkische Joch abgeworfen. Da landete 1823 ein türkisches Heer. Die Griechen warfen sich nach wüthender Gegenwehr in das befestigte Kloster San Nicolo, und sprengten sich hier mit den stürmenden Türken in die Luft.

Hellenen! bleibet treu dem alten Glauben!
Laßt nicht durch's Ird'sche euch das Ew'ge rauben!
Auf Hellas Freiheit leistet nie Verzicht!
O handelt fort nach euerem Gewissen,
Ob ihr auch in die Todesflut gerissen!
Der Tod ist Uebergang, ist Ende nicht.

Ist um zu sterben alles doch gebohren.
Wenn gleich das Leben frühe euch verloren,
Dort oben geht's für ewig schöner auf.
Drum achtet nicht das kurze Erdenleben,
Wenn's gilt, des Himmels Kränze zu erstreben;
Nichts hemm' hienieden euren Heldenlauf.

Wie sich der Phönix aus der Asche hebet,
Verherrlicht, glänzender alsdann belebet,
So lebt nach ehrenvollem Untergang
Numantia*) noch fort in der Geschichte;
Sein Brand ward zum Verklärungslichte,
Da vieler Sieger Namen Zeit verschlang.

Doch, Ipsara, du ragest hoch vor allen,
Du ragst vor allen, weil du so gefallen,
Weil ihr, Bewohner, euch dem Tod geweiht;
Blutzeugen ihr der Freiheit und des Glaubens!
Nichts fanden hier die Horden werth des Raubens;
Ein Grab nur fanden sie, das tief und weit.

Habt Einigkeit, Beharrlichkeit, Hellenen!
Und Wahrheit ist es, und kein eitles Wähnen:
Das Nichtbesiegte wird durch sie besiegt.
Frisch auf, ihr muth'gen Kampfgenossen!
Nicht weiß der Mensch, was Gott beschlossen,
Doch dieses, daß der Feige unterliegt.

Für eurer Heimath lorbeerreiche Erde,
Für's Kreuz mit eurem alten, guten Schwerte,
Ihr tapfern Streiter kämpfet immerdar..
Sie gebet niemals auf, ihr edlen Schaaren,
Nur größer noch, je größer die Gefahren,
Wie Hellas Volk in hehrer Vorzeit war.

---

*) Numantia, eine Stadt in Spanien. Als die Römer 133 vor Christus sie belagerte, und eine Hungersnoth innen wüthete, verbrannten die tapfern Einwohner sich in ihren Häusern, um den Römern nicht lebendig in die Hände zu fallen.

Wie auch des Krieges Ausgang hier entschieden,
Dort sicher krönt euch Sieg, dort wird euch Frieden;
Was kümmert euch die schnell verweh'nde Zeit!
Indem der Schmach die Feinde übergeben,
Wird siegend oder sinkend herrlich leben,
Hellenen, euer Ruhm in Ewigkeit!

Und solltet, Helden, wirklich ihr erliegen,
Und sollten die Barbaren endlich siegen,
Wird euer aufgeschichtetes Gebein
Der fernen Nachwelt bringen noch die Kunde
Von dem stillschweigend allgemeinen Bunde,
Ein Denkmal von Europa's Schande seyn.

Ihr siegt! ihr siegt! wenn ihr euch nicht verlasset,
Obschon verfolgt, von Vielen schwer gehasset;
Es kommt die Hülfe nicht von Menschen her.
Die Windsbraut heult, die See ergrimmt erbebet,
In Sturmeswuth sich Wog' auf Wog' erhebet;
Doch ruhig lächelt dann das stille Meer.

Der Haunstein.

Sehet dort auf jenen Höhen,
An des Klausner's Zell vorbei,
Trümmerndes Gemäuer stehen,
Ragen in die Lüfte frei.

Gräßlich thut's dort oben hausen;
Dumpfes Stöhnen wird gehört;
Schauervoll vernimmt man's sausen,
Wo das Bergschloß liegt zerstört.

Lang in dieses Schlosses Mitte,
Hohen Muthes, ungeschwächt,
Treu der alten biedern Sitte,
War ein ritterlich Geschlecht,

Lebte froh und lebte bieder,
Bis, von Habsucht arg gefaßt,
Die zwei letzten, welche Brüder,
Mordbegierig sich gehaßt.

Unfern von den grünen Wiesen,
Die hindurch ein Bach sich schmiegt,
Sich die Brüder niederstießen,
Wo die schmale Stelle liegt.

Drum verweilet tiefe Trauer,
Wehet immer grausend da
In den Lüften Geisterschauer,
Wo die blut'ge That geschah.

Jährlich an demselben Tage
Flammen werden zwei gesehn.
Mit dem mitternächt'gen Schlage
Gräulich hört man dort es gehn.

Und die Flammen kommen wieder,
Wo geschah der Brudermord,
Bis sich gegenseitig Brüder
Einst das Leben retten dort.

Uhland,

geb. 1787 in Tübingen, Doktor der Rechte und Rechtsconsulent in Stuttgardt, seit 1829 Professor der deutschen Sprache und Literatur in Tübingen. Seine Trauerspiele, Lieder, Romanzen und Balladen zeugen von seinem reichen poetischen Gemüthe.

Das Schloß am Meere.

Hast du das Schloß gesehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und rosig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte sich niederneigen
In die spiegelklare Flut;
Es möchte streben und steigen
In der Abendwolken Glut. —

„Wohl hab' ich es gesehen,
„Das hohe Schloß am Meer,
„Und den Mond darüber stehen,
„Und Nebel weit umher. —

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben sie frischen Klang?
Vernahmst du aus hohen Hallen
Saiten und Festgesang? —

„Die Winde, die Wogen alle
„Lagen in tiefer Ruh,
„Einem Klaglied aus der Halle
„Hört' ich mit Thränen zu.

Sahest du oben gehen
Den König und sein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen?
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten sie nicht mit Wonne
Eine schöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne
Strahlend im goldnen Haar? —

„Wohl sah ich die Aeltern beide
„Ohne der Kronen Licht,
„Im schwarzen Trauerkleide;
„Die Jungfrau sah ich nicht."

Ein Abend.

Als wäre nichts geschehen, wird es stille,
Die Glocken hallen aus, die Lieder enden.
Und leichter ward mir in der Thränen Fülle,
Seit Sie versenket war von frommen Händen.
Als noch im Hause lag die bleiche Hülle,
Da wußt' ich nicht, wohin nach Ihr mich wenden;
Sie schien mir heimathlos, mit Klaggebehrde
Zu schweben zwischen Himmel hin und Erde.

Die Abendsonne strahlt', ich saß im Kühlen,
Und blickte tief ins lichte Grün der Matten;
Mir dünkte bald, zwei Kinder säh' ich spielen,
So blühend, wie einst wir geblühet hatten.
Da sank die Sonne, graue Schleier fielen;
Die Bilder fliehn, die Erde liegt im Schatten;
Ich blick' empor, und hoch in Aethers Auen
Ist Abendroth und all' mein Glück zu schauen.

Lied eines Armen.

Ich bin so gar ein armer Mann,
Und gehe ganz allein.
Ich möchte wohl nur einmal noch
Recht frohen Muthes sein.

In meiner lieben Aeltern Haus
War ich ein frohes Kind;
Der bittre Kummer ist mein Theil,
Seit sie begraben sind.

Der Reichen Gärten seh' ich blühn,
Ich seh' die goldne Saat;
Mein ist der unfruchtbare Weg,
Den Sorg' und Mühe trat.

Doch weil' ich gern mit stillem Weh
In froher Menschen Schwarm,
Und wünsche jedem guten Tag
So herzlich und so warm.

O reicher Gott! du ließest doch
Nicht ganz mich freudenleer.
Ein süßer Trost für alle Welt
Ergießt sich himmelher.

Noch steigt in jedem Dörflein ja
Dein heilig Haus empor;
Die Orgel und der Chorgesang
Ertönet jedem Ohr.

Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern
So liebevoll auch mir,
Und wann die Abendglocke hallt,
Da red' ich, Herr, mit dir.

Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal;
Dann komm' auch ich im Feierkleid,
Und setze mich ans Mahl.

Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
Schauet still ins Thal hinab;
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab'.

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichenchor:
Stille sind die frohen Lieder,
Und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe! Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Tells Tod.*)

Grün wird die Alpe werden,
Stürzt die Lawin' einmal;
Zu Bergen ziehn die Heerden,
Fuhr erst der Schnee zu Thal.
Euch stellt, ihr Alpensöhne,
Mit jedem neuen Jahr
Des Eises Bruch vom Föhne
Den Kampf der Freiheit dar.

Da braust der wilde Schächen
Hervor aus seiner Schlucht,
Und Fels und Tanne brechen
Vor seiner jähen Flucht.
Er hat den Steg begraben,
Der ob dem Falle hing,
Hat weggespühlt den Knaben,
Der auf dem Stege ging.

Und eben schritt ein Andrer
Zur Brücke, da sie brach;
Nicht stutzt der greise Wandrer,
Wirft sich dem Knaben nach,

---

*) In Bezug auf die Sage, daß Tell im wilden, angeschwollenen Schächenbache ertrunken sey, als er einen Knaben aus dem Wasser rettete.

Faßt ihn mit Windesschnelle,
Trägt ihn zum sichern Ort;
Das Kind entspringt der Welle,
Den Alten reißt sie fort.

Doch als nun ausgestoßen
Die Fluth den todten Leib,
Da steh'n um ihn, ergossen
In Jammer, Mann und Weib.
Als kracht' in seinem Grunde
Des Rothstock's Felsgestell,
Erschallt's aus einem Munde:
„Der Tell ist todt! der Tell!"

Wär' ich ein Sohn der Berge,
Ein Hirt am ew'gen Schnee,
Wär' ich ein kecker Ferge*)
Auf Uri's grünem See,
Und trät' in meinem Harme
Zum Tell, wo er verschied:
Des Todten Haupt im Arme,
Spräch' ich mein Klagelied:

Da liegst du, eine Leiche,
Der Aller Leben war;
Dir trieft noch um das bleiche
Gesicht dein greises Haar.
Hier steht, den du gerettet,
Ein Kind, wie Milch und Blut;
Das Land, das du entkettet,
Steht rings in Alpenglut.

Die Kraft derselben Liebe,
Die du dem Knaben trugst,
Ward einst in dir zum Triebe,
Daß du den Zwingherrn schlugst.
Nie schlummernd, nie erschrocken,
War Retten stets dein Brauch,
Wie in den braunen Locken,
So in den grauen auch.

---

*) Schiffer.

Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben fingst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergingst:
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm;
Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldenthum.

Dir hat dein Ohr geklungen
Vom Lob, das man dir bot;
Doch ist zu ihm gedrungen
Ein schwacher Ruf der Noth.
Der ist ein Held der Freien,
Der, wenn der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

Gesund bist du gekommen
Vom Werk des Zorns zurück;
Im hülfereichen, frommen,
Verließ dich erst dein Glück.
Der Himmel hat dein Leben
Nicht für ein Volk begehrt;
Für dieses Kind gegeben,
War ihm dein Opfer werth.

Wo du den Vogt getroffen
Mit deinem sichern Strahl,
Dort steht ein Bethaus offen,
Dem Strafgericht ein Mal.
Doch hier, wo du gestorben,
Dem Kind ein Heil zu seyn,
Hast du dir nur erworben
Ein schmucklos Kreutz von Stein.

Weithin wird Lob gesungen,
Wie du dein Land befreit;
Von großer Dichter Zungen
Vernimmts noch späte Zeit.
Doch steigt am Schächen nieder
Ein Hirt im Abendroth,
Dann hallt im Felsthal wider
Das Lied von deinem Tod.

Christian Schreiber,

geb. 1787 in Eisenach, Consistorialrath in Lengfeld bei Eisenach.

Feier der Töne.

In der Saiten Goldgewebe
  Töne sanft der Stimme Sang;
Auf in höh're Lüfte schwebe
  Leis' entlockt ihr Himmelsklang.
Denn auf milden, leisen Tönen
  Waltet der Empfindung Zug;
Und zur Harmonie des Schönen
  Hebt uns des Gesanges Flug.

Wann mit der Farben goldner Fülle
  Die Pracht des Lenzes niedersteigt,
Und in der Blumen seidner Hülle
  Sich neugeschmückt die Erde zeigt;
Wann durch des Haines Dämmerungen
  Der Weste sanfter Odem streicht,
Der Freude neuen Huldigungen
  Des Winters tiefer Ernst entweicht:

So hallt die lächelnde Flur
Vom Lobgesang der Natur;
Das süße Leben ruft Harmonie
Nun tönt der schroffe Felsenhang
Vom Hirtensang;
Den Wiederhall
Verdoppelt der Schalmeie Schall.

Was hör' ich durch die stillen Lüfte?
Was säuselt für ein Ton daher?
Der Hain verstummt,
Die Sänger lauschen,
Der Vollmond lacht,
Es schweigt die Nacht.
Leis' erbebend,
Herz erhebend,
Immer höher, höher strebend
Steigt des Liedes höchste Kraft;
Wiegt sich auf des Wohllauts Wellen,
Rauscht empor, wie Meeresquellen,
Und verhallt im süßen Hauch.

Jetzt, wie fernes Windeswehen
Tönt es wieder —
Langgezogen —
Wird der Stimme Kraft gewogen;
Klagend sinken
Die Accente
Tief herab zum sanften Moll.

Aber schnell, wie Windesbrausen,
Strömt melodisch der Gesang;
In der Berge Felsengrüfte,
In den Flug der hohen Lüfte
Schweben Harmoniendüfte,
Schmetternd schallt das Waldgeklüfte
Zu des Baches Murmelklang.

Wann in der Harfe Melodramen
Ein Strom der Klagen niederfließt,
Und sich der Ton in süße Namen,
In stillen Gram das Herz ergießt;
Wann auf den wechselnden Accorden
Des Liedes reiner Zauber schwimmt,
Und mit der Tröstung Himmelsworten
Die Saiten der Gefühle stimmt:

Was schwebt dann leise zu mir nieder
Im Zephyrflug der Phantasie?
Was kränzt mit jungen Rosen wieder
Die Stirne der Melancholie?
Was spricht mich an aus holden Tönen,
Aus Blüthen der Vergangenheit,
Und hebt des bangen Herzens Sehnen
Zur Ahnung einer schönern Zeit?

Gestalten, die der Lenz empfangen,
Sie gaukeln flüchtig um den Sinn;
Lebendig zittert das Verlangen
Durch das erwachte Leben hin.
Der Nebel flieht; aus dem Getümmel
Ringt sich das wunderbare Bild,
Und mit der Schönheit höchstem Himmel
Wird der gerührte Blick erfüllt.

Laut schlägt das Herz dem Gott entgegen,
Der liebevoll sich ihm gezeigt;
Im Innern drängt sich das Bewegen,
Doch ach! das schöne Bild entfleucht!

Nur mit des Liedes stillen Lauten
Schwankt, dem Geräusch der Winde gleich,
Das Herrliche zu dem Vertrauten
Hernieder in der Töne Reich.

Und lehrt ihn seinen Schmerz beschwören,
Und stillet seiner Wunden Blut;
Und haucht in seines Herzens Leeren
Der Ideale milde Gluth;
Und zeiget, was, ihm längst entschwunden,
Noch treu bewahrt die Geisterwelt,
Die schönen, nie vergeßnen Stunden,
Die kein Orkan der Zeit zerschellt.

Das Adagio.

In des Herzens Tiefen dringt mein Schweben,
Die Gefühle, sie verstummen, oder leben,
Wallen in des Liedes Ocean.
Dunkle Bilder flattern auf und nieder,
Blüthen duften im Gesang der Lieder,
Und auf Silberwellen wogt der Schwan.

Das Allegro.

Wann des Adagio's Weisen ermatten,
Leise sich senkt die melodische Ruh,
Eil' ich, die Töne der Freude zu gatten,
Wehe dem Herzen Entzückungen zu;
Und es gestalten sich frohe Gesänge,
Und es beflügelt sich leicht der Accord;
Freudig verwehen die zitternden Klänge,
Jubelnd vermischt sich den Tönen das Wort.

Das Adagio.

Und ein tiefes, namenloses Sehnen
Regt mit Seufzern das gerührte Herz.
Von den blassen Wangen fließen Thränen,
In den Augen glüht der Sehnsucht Schmerz.
Mit den Tönen hat der Schmerz gerungen,
Und die düstre Wolke muß verschweben;
Ach, mit zärtlichen Erinnerungen
Tritt die Wehmuth vor das stumme Leben!

Das Allegro.

Rosige Düfte der himmlischen Freude
Fliegen in meinem Getöne dahin:
Küsse die Stunden im Rosengeschmeide,
Pflücke die Blumen — die Blumen verblühn.

Schnell auf dem Wirbel melodischer Töne
Tanzet der Gegenwart flüchtiges Spiel,
Und es ergreift dich im frohen Gewühl
Einmal, nur einmal das magische Schöne.

Das Adagio.

Soll der Lenz vorüberwallen,
Soll ich fern und trostlos stehn?
In die Blüthen will ich fallen,
Und in ihrem Duft vergehn.
Aber schon verrinnt das Leben,
Auf den Blüthen steht der Tod;
Was das Schicksal ernst gebot,
Freudig muß das Herz es geben!

Das Allegro.

Liebliche Blumen durchflechten die Reihen,
Und es gestaltet sich schwebend der Tanz;
Wann sich die fröhlichen Weisen erneuen,
Flattert beweglich der luftige Kranz.
Schnell auf dem Wirbel melodischer Töne
Tanzet der Gegenwart flüchtiges Spiel,
Und es ergreift dich im frohen Gewühl
Einmal, nur einmal das magische Schöne.

Das Adagio.

Wie der Schwan die Fluthen theilet,
Still umkreisend seine Spur;
Wie des Lenzes Hauch verweilet
Auf der holden Blüthenflur:
Ruhig, wie der Wellen Kräuseln,
Wiegt der leichte Ton sich fort,
Und es wogt mit sanftem Säuseln
Durch die Seele der Accord.

Das Allegro.

Hörst du das Rauschen im Dornengezweige?
Hörst du den stürzenden Wasserfall?
Also hinauf in die lebenden Reiche
Drängt sich der feurigen Weisen Schall.
Und es umrauscht dich die strömende Menge,
Und es erwacht der gewaltige Chor.
Und auf der heiligen Fluth der Gesänge
Schwimmt der Gedanke zum Himmel empor.

O du, der zum Choral der Sterne
Das kalte stumme Herz erhebt,
Und an der blauen Himmelsferne
Der Zukunft schöne Bilder webt;
Gesang, der aus der Seele Gründen
Empfindung in das Leben trägt,
Und in des Kummers Labyrinthen
Das Saitenspiel des Trostes regt:
Die Allkraft höherer Gefühle,
Geheimer Zauber, der sie nährt,
Und mit der Töne leisem Spiele
Des Urtheils hohe Bildung lehrt:
Als deine Himmelslaute klangen,
Ward selbst der harte Felsen weich;
Der Künstler, melodienreich,
Hält beides, Herz und Sinn, gefangen.

Hinab zum finstern Schattenthrone
An des Kocytus Klippenhang,
Floß wunderbar der Saiten Klang
Mit neuem, unbekanntem Tone.
Magnetisch fühlt sich angezogen,
Was in des Orkus Räumen webt,
Als schmeichelnd über Lethe's Wogen
Die liederreiche Nerve bebt'.
Harmonisch ist der Kranz gebunden,
Der liebend Herz zum Herzen zieht;
Es heilen die zerbrochnen Wunden,
Die dein geweihter Hauch durchglüht.
Du wiegst uns ein mit süßen Mächten,
Dein letzter Hauch verhallt im Tod,
Und schöner nach den Mitternächten
Erwacht des Lebens Morgenroth.

Ernst Schulze,

geb. 1789 in Cella, studierte in Göttingen, und wurde hier durch die früh verstorbene Tochter eines Professors zu seinem romantischen Gedichte Cäcilie begeistert. Er begann es gleich nach ihrem Tode, und vollendete es, 3 Jahre später, nachdem er den Feldzug 1814 mitgemacht hatte. Dann dichtete er auch die bezauberte Rose. Er starb schon 1817 in Cella.

An Cäcilie. *)
Am 18ten Dec. 1815.

Es ist vollbracht das Werk, das ich ersonnen,
Der langen Sehnsucht schmerzlicher Gewinn.
An deinem Sarge ward es einst begonnen,
Auf deinen Hügel leg' ich's trauernd hin.
Es spiegeln alle Thränen, alle Wonnen
Des tiefbewegten Herzens sich darin.
O! nimm es an! Es war im bittern Leide
Mein einz'ger Trost und meine letzte Freude.

Dem Schiffer gleich, der an den bunten Höhen
Des schönen Ufers staunend niederfuhr,
Und manche Stadt, manch prangend Schloß gesehen
Und manchen Hain und manche holde Flur,
Bis jetzt die Wind' auf's hohe Meer ihn wehen,
Wo jedes Bild verschwebt und jede Spur:
So seh' auch ich in nebelgraue Weiten
Die Täuschung fliehn, und Freud' und Trost entgleiten.

Denn wie du warst im Leben und im Leiden,
In Lieb' und Lust, im Schmerz und im Gefühl,
Das sucht' ich treu in Wort und Bild zu kleiden,
Und anzureihn an holder Töne Spiel.
So ließ ich nie dich aus der Seele scheiden,
Und nahte mich an deiner Hand dem Ziel.
Doch mit dem Kranz, den du mir jetzt gewunden,
Ist flüchtig auch der sel'ge Wahn entschwunden.

Drei Jahre sind mir schnell im Traum entflogen,
Und wenn, empört vom mächt'gen Schicksalsflug,
Die wilde Zeit auf unbeständ'gen Wogen
Mich selber auch durch Krieg und Frieden trug:
Ich merkt' es kaum, wie schwarz die Wolken zogen,
Wie laut der Sturm an meinen Nachen schlug;
Auf dir allein verweilten ohne Wanken
In jeder Noth die liebenden Gedanken.

Und wie die Zeit auch wechselnd fortgeschritten,
Du warst der Stern, die Sonne meiner Zeit,
Dir war die Wehr, womit mein Arm gestritten,
Dir jeder Traum der süßen Ruh geweiht.
Und wenn mein Herz auch viel und tief gelitten,
Für dich allein bekämpft' ich kühn das Leid,

*) Nach Vollendung des Gedichtes: Cäcilie.

Daß nicht verletzt vom herbstlich kalten Hauche
Die Ros' erbleich' an deinem Hügelstrauche.

Denn weil ich längst, nicht heimisch mehr hienieden,
Seit deinen Geist ein schönes Land umfängt,
Das heit reSpiel lebend'ger Lust gemieden,
Und nur auf dich den ernsten Blick gesenkt,
Ist mancher Freund von meinem Pfad geschieden,
Und hat mein Herz durch kalten Sinn gekränkt.
Ich habe still für dich dies Wey getragen,
Und ihn geliebt, wie einst in schönern Tagen.

Wie ein Gefäß, das Myrrhen einst verschlossen,
Auch später noch die süßen Düfte hegt;
Wie ein Gewölk, von Abendroth umflossen,
Sanftleuchtend sich noch durch die Dämm'rung regt;
Und wie ein Strom, in's salz'ge Meer ergossen,
Noch weit hinaus die süßen Wellen trägt:
So kann gekränkt, verstoßen und verlassen,
Wer dich geliebt, nicht zürnen und nicht hassen.

Du sitzest still auf deinem goldnen Throne,
Vernimmst nicht mehr der Erde Lust und Pein,
Kannst mit lebend'gem Dank und ird'schem Lohne
Das treue Herz des Sängers nicht erfreun.
Doch schmückt durch dich ihn seine Lorbeerkrone;
Was ihn verherrlicht, Alles ist es dein.
Weil du es gabst, und weil es dich gesungen,
Hat sich sein Lied dem niedern Staub entschwungen.

Und soll auch jetzt dies jugendliche Leben
Mir ohne Lieb' und ohne Lust entfliehn;
Wohl mancher Traum muß unerfüllt entschweben,
Wohl manche Blum' im Keimen schon verblühn;
Dir hab' ich mich mit Freuden hingegeben,
Und nimmer welkt, was du mir einst verliehn.
Nur einmal kann der Lenz dem Herzen prangen;
Doch bleibt sein Duft, wenn auch sein Glanz vergangen.

So mag denn weit dies fromme Lied erschallen,
Wo deutscher Ernst und deutsche Treue gilt!
Und wie sich hell in klarer Bäche Wallen
Mit nahem Licht der ferne Stern enthüllt,
So leuchte jetzt, wie in des Himmels Hallen,
Auf Erden auch, Cäcilie, dein Bild!
Doch du nimm hold das Letzte, was ich biete!
Es war auch mir des Lebens letzte Blüthe.

Strack,

Professor in Bremen, dichtete treffliche Gebete, die er unter dem Titel Eloah herausgab.

Abendgebet.

Hinauf zu dir, o Vater der Natur,
Erheb' ich mich in gläubigen Gebeten.
Wie groß, wie unbegreiflich du auch bist,
Ich darf getrost und freudig vor dich treten.
Nicht schreckenvoll tönt des Gesetzes Wort
Mir mehr von deinem Richterstuhl entgegen;
Ich bin versöhnt mit dir, dein guter Geist
Führt mich an sanfter Hand auf deinen Wegen.
Vom Land des Todes blick' ich auf zu dir,
Du Urquell alles Lichtes, alles Lebens,
Und finde alles, was das Herz ersehnt,
In dir; in dir das höchste Ziel des Strebens;
Und darum Himmelsruh' und Seligkeit,
Und Muth und Trost in Leiden und Gefahren;
Wer dürfte zagen, könnte traurig seyn
In dem Gefühl der Näh' des Unsichtbaren!
Schon ruhet um mich tiefe, stille Nacht,
Kein Laut des Lebens tönt mehr im Gefilde;
Mit Silberschleier decket Flur und Hain
Des Schnees zartes, schimmerndes Gebilde.
Doch deine Sterne glänzen über mir
Aus ihren unermess'nen, hehren Bahnen;
In heil'ger Stille strahlen sie herab,
Als wollten sie des Heiligsten mich mahnen.
So spricht der Geist zum Geiste! Dank sey dir,
Daß ich dein hohes Wort durch sie vernehme,
Daß angestrahlt von einem höhern Licht
Voll frommen Muthes ich der Furcht mich schäme,
Die einst so drückend auf der Menschheit lag,
Wenn Nacht und Schatten deine Erde deckten,
Und überall die irre Phantasie
Des Todes Bild und leere Schatten schreckten.
Was ist des Todes kühle, finstre Nacht,
Erhellt vom Sterne deiner ew'gen Liebe?
Was wär' sie selbst, wenn ich Jahrtausende
Als Saamenkorn in meinem Grabe bliebe?
Was sind Jahrtausende in deinem Reich?

Was sind sie in dem Meer der Ewigkeiten?
Einst kommt der Auferstehung Frühlingstag,
Der alles wieder neu und schön wird kleiden;
Dann wachen alle deine Todten auf,
Das Meer, das Land giebt alle seine Todten wieder;
Verjüngt, verklärt erhebt die Menschheit sich,
Und singt von neuem dir des Dankes Lieder.
O! schöner Morgen jenes großen Tags!
Dann schau' ich Gott und seinen Eingebornen,
Der einst die Menschheit ihrer Noth entriß,
Den liebevollen Retter der Verlornen.
Ich zittre nicht vor deinem Weltgericht,
Hochherrlicher! Mit gläubigem Vertrauen
Darf ich, mit dir versöhnt durch Jesu Tod,
In dir den Vater, den Erbarmer schauen.
Du wachst, Allvater, auch in dieser Nacht
Allmächtig über mir. O! dieser Glaube,
Wie tröstend, wie erhebend ist er mir!
Sänk' auch in dieser Nacht mein Leib zu Staube,
Der Geist, der bess're Theil, er lebt in dir!
Der du die Pflanze schirmst im Schnee und Eise,
Und dann im Frühling wieder auferweckst,
Belebst auch mich einst wunderbarer Weise!
Herr! wie du willst, ich leb', ich sterbe dir!
Dein bin ich schlafend, dir erwach' ich wieder!
Dir weihe ich, weckst du mich wieder auf,
Des Danks und der Anbetung frohe Lieder.

Max von Schenkendorf,

geb. ums Jahr 1790 in Königsberg, gest. 1819 als Regierungsrath in Coblenz.

Der Dom zu Speier. *)

Ich kenn' ein edles Gotteshaus
An einem schönen Fluß,
Da löschen alle Lampen aus,
Da hört die Jungfrau keinen Gruß;

---

*) Der alte Dom zu Speier, welcher von Konrad dem Salier in J. 1030 gegründet wurde, und in welchem fast alle deutschen Kaiser von Konrad II bis auf Albrecht I begraben liegen, ward von den Franzosen im J. 1689 ruchlos zerstört.

Der Schiffer, der vorüberzieht,
Und seufzend nach den Trümmern sieht,
Erzählt von ferner Tage Feyer:
Das ist der hohe Dom zu Speier.

Ich kenn' ein altes Kaisergrab,
Ein tiefes festes Haus;
Da stieg ein Heldenchor hinab,
Zu ruhn von langer Arbeit aus.
Die Kaisergräber sind entweiht,
Die Kaisergräber sind entweiht,
Erbrochen wurden diese Grüfte,
Die Asche flog in alle Lüfte.

Der lang einst unbegraben lag,
Hat wieder keine Gruft,
Der Heinrich, welcher manchen Tag
Ein Pilgrim stand in Winterluft;
Philipp und Albrecht *) sind vom Schwert
So schmerzlich nicht, als hier versehrt.
O Rudolph, der das Reich errettet, **)
Wie schimpflich wurde dir gebettet!

Die lagen hier, und manches Herz,
Das lang geseufzt nach Ruh.
O Leichenspott, o Leichenschmerz,
Wer rächet dich? wann endest du?
Wer war es, der die Gräber brach,
Und hier die Gottesläst'rung sprach?
Laut werd' es aller Welt verkündigt:
Die Welschen haben so gesündigt!

O Deutschland, reiches Vaterland,
Ein Grab für deine Herrn!
Nur Stein und Erde, wenig Sand,
In deutscher Erde ruhn sie gern.
Dann grabe zu dem Leichenstein
Ein Heldenwort, ein deutsches ein:
„Die Schmach der Gräber ist gerochen,
„Und Babels Mauern sind zerbrochen."

---

*) Philipp von Schwaben wurde 1208 von Otto v. Wittelsbach, und Albrecht I. 1308 von Johann Parricida ermordet.

**) Rudolph von Habsburg.

O Bischofsthum, o Gotteshaus,
Zu zeugen am Gericht,
Steht immerfort in Schutt und Graus, —
Wir bau'n euch fürder nicht.
Doch unsern Kaisern wird ein Mal
Erheben sich im Sonnenstrahl:
Man soll das ganze Reich der Freien
Zum Denkmal deutscher Helden weihen.

Das Bergschloß Baden-Baden 1814.

Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein altes Haus;
Es schreiten zu Nacht und zu Mittag
Viel Rittergestalten heraus.

Die weilten in herrlichen Tagen
Hier fröhlich am gastlichen Heerd.
Sie haben viel Schlachten geschlagen,
Sie haben viel Becher geleert.

Das alles ist leider vorüber,
In Trümmern das alte Thor;
Wer rufet aus Schutt und aus Grüften
Die mächtige Zeit uns hervor?

Und mag sie sich nimmer erheben,
Und hält sie der ewige Neid,
Wir wollen aufs Neue sie leben,
Die alte, die selige Zeit.

Wir sind hier zusammengekommen,
Und sprengen den köstlichen Wein,
Zum Wohnsitz der Freien und Frommen
Das Erbtheil der Deutschen zu weihn.

Sieh, Bürger und Ritter aufs Neue
Erheben zum Schwure die Hand.
Wir meinen es recht in der Treue,
Du liebes, du heiliges Land!

Daniel Leßmann,

lebte in Berlin privatisirend, und endete 1831 freiwillig bei Wittenberg.

Der unheimliche Gast.

Durchs schmale Fenster zitternd floß
Des Mondes bleicher Schein;
Die Wächter saßen stumm am Thor,
Und nickten schlummernd ein.

Und schlummernd um die Veste schwieg
Das nachtbedeckte Thal,
Und schlummernd lag das müde Wild
Im dunklen Eichensaal.

Der einsam aber hoch im Schloß
Am Fenstergitter stand,
Dem deckt' kein Aug' die Nacht hindurch
Des Schlummers sanfte Hand.

Der arme Kaiser Friedrich war's,
Den man den Schönen hieß,
Den Jahre schon der Baierfürst
Auf Traunstein schmachten ließ.*)

Am Fenster stand der traur'ge Fürst,
Und blickte stumm hinab,
Und rang die Hände bang verzagt,
Als blickt' er in sein Grab.

Kein Fähnlein weht' aus Oestreich her,
Kein Freundeshelm zu schau'n,
Und rings, so weit das Auge trägt,
Des stolzen Siegers Gaun!

Da öffnet sich des Kerkers Thür,
Als wär' kein Riegel d'ran,
Und zum erschrocknen Kaiser tritt
Ein freundlich sanfter Mann.

„Komm, Friedrich, komm und laß den Gram!
Der Freiheit Stunde klingt;
Komm, Friedrich, komm, und folg' getrost,
Wohin der Freund dich bringt!"

---

*) S. Rösselts Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen, Th. 2.

Doch Friedrich wird des Worts nicht froh,
Und ihn beschleicht ein Grau'n;
Nicht hoffend kann er, muthbeseelt,
In's Aug' dem Retter schau'n.

„Wie drangst du, Mann, so wundersam,
„So stark durch Thor und Wehr?
„Wen schickt der Himmel gnadenvoll
„Dem armen Friedrich her?" —

„Der Himmel, Friedrich, schickt mich nicht;
„Drum laß das Fragen seyn,
„Doch grüßen läßt dich Leopold,
„Und ängstlich harrt er dein." —

„Nach Freiheit lechzt mein armes Herz,
„Wie nach des Lebens Licht;
„Doch bist du nicht des Himmels Bot',
„Der Hölle folg' ich nicht!" —

Da schwand's, und zog mit Sturmgetös
Hinweg in eil'gem Lauf;
Das Schloßthor klang, die Brücke scholl,
Die Wächter schraken auf.

Der Neger Grabgesang.

Scharrt ihn ein am Berg der Küste,
Daß kein Schakal auf ihn wühlt,
Und des Meeres frische Welle
Schaumgeperlt sein Grab bespült.

Flechtet ihm die weißen Bänder
Unter heil'gem Spruch in's Haar,
Und mit runden Kupfermünzen
Deckt sein starrend Augenpaar.

Auch sein Fetisch darf nicht fehlen,
Eines Schwerdtfischs zackig Schwerdt,
Das er heilig stets gehalten,
Und mit frommer Scheu verehrt.

Einen Becher auch mit Palmwein
Stellt ihm sorgsam an die Gruft,
Daß der Durst'ge süß sich labe,
Wenn der große Geist ihn ruft.

Jammert nicht, daß früh geendet
Seines Lebens Erdenlauf;
Als ein Schwarzer sinkt er nieder,
Als ein Weißer steht er auf.

Wird im Land der kühl'ren Sonne
Bess'rer Tage bald sich freu'n,
Sitzt an reich belad'nem Tische,
Schläft auf weichem Polster ein.

Sieht die Lieben alle wieder,
Die der Sklavenhändler nahm,
Steigt vom Lager ohne Schmerzen,
Legt sich nieder ohne Gram.

Methusalem Müller,

Hofrath in Leipzig, Herausgeber der Zeitung für die elegante Welt.

Das erhabenste Räthsel.

Nur Eine Kraft ist's, die das schwache Leben,
So wie der Stab die welke Pflanze, hält;
Nur Eine Kraft, die stark dich mag erheben,
Wenn auch der Weltbau unter dir zusammenfällt.

Ein Licht ist's, das durch alle Dunkelheiten
Den bangen, leichtverwirrten Wandrer führt;
Ein Licht, das seinen Glanz wird um dich breiten,
Wenn jedes andre sich in Nacht verliert.

Ein Heilquell ist's, der jede deiner Wunden,
Die keines Menschen Pflege lindert, schließt;
Ein Heilquell, wo du sicher wirst gesunden,
Wenn nirgends sonst ein Heilungskraut entsprießt.

Ein Engel ist's, der einst die Stärkung sendet,
Wann schreckend nun die letzte Stunde schlägt;
Ein Engel, der, vom Vater dir gesendet,
Dich wieder an die Brust voll Liebe legt.

Und diese Kraft, dies Licht, der Heilquell und der Engel,
Wer ist es? Rieth es nicht dein Ahnen schon? — —
Es ist das Einzige in dieser Welt voll Mängel,
Das dich zum Himmel weist — Religion!

Prätzel,

lebt in Hamburg, ausgezeichnet durch seine poetischen Erzählungen.

Die Erscheinung.

Personen:

Ellrich, ein armer Fischer,
Konrad,
Ernst
Thomas,
Simon,
Rudolph,
} seine Kinder.
Ein Fremder.

(Ein ärmliches Gemach, von einer Lampe erhellt. Ellrich und seine Kinder um den Tisch sitzend mit Ausbesserung eines Fischnetzes beschäftigt).

Vater.

Hört ihr wohl? Eilf schlug es eben,
Mitternacht ist nicht mehr weit;
Drum gedächt' ich, wär' es Zeit,
Uns zur Ruhe zu begeben.

Thomas.

Nicht doch, Vater! Laß uns hier
Fröhliches Geschwätz noch pflegen!
Draußen durch das Waldrevier
Tobt der Sturm; es stürzt der Regen
Stromweis auf das Hüttendach.
Wenn wir gleich zu Bett uns legen,
Bleiben doch vor Furcht wir wach!

Simon.

Freilich! denn die Balken knarren,
Dumpf erdröhnt der Hüttenraum,
Und in ihren Fugen kaum
Halten sich die Giebelsparren.
Nein, für heut, ihr sollt es sehn,
Ist's um Ruh und Schlaf geschehn!

Konrad.

Solch ein Sturm! Gott steh' uns bei!
Gleich als sollten Thal und Höhen,
Flur und Wald zu Grunde gehen;
Solch ein Sturm im Monat Mai!

Rudolph (ängstlich).

Wenn nur nicht, mit großem Schrecke
Denk' ich dran, ach, wenn nur nicht
Noch zuletzt die Stubendecke
Ueber uns zusammenbricht!

Vater.

Fürchte nicht des Sturmes Toben,
Dessen Hauch den Wald entlaubt;
Wacht ja doch ein Auge droben,
Schützend über unserm Haupt!

Ernst.

Wohl so mancher arme Wandrer
Schweift jetzt; fern von Hof und Haus,
Einsam hin durch Nacht und Graus!
Sehnt umsonst mit müdem Schritte
Sich nach wirthlich stiller Hütte —

Rudolph.

O wie gerne gönnten wir
Ihm das beste Plätzchen hier!

Vater.

Aber horcht! Habt ihr's vernommen?
Klang es nicht wie Klageton?
Still doch, still! jetzt rief es wieder;
Jetzt zum drittenmale schon!
Richtig! von dem Erlenteiche
Kommt es her, flink, Simon, reiche
Tuchmütz' und Laterne mir!
(Indem die Kinder ihre Plätze verlassen.)
Bleibt! Bald bin ich wieder hier!

Simon.

Ganz allein ins Waldrevier
Willst du fort, um zuzusehen?
O wie leicht könnt' es geschehen,
Daß dich selbst ein Mißgeschick —

Vater (nachdem er das Licht in der Laterne angezündet).

Wohl denn! Ernst mag mit mir gehen,
Doch ihr andern bleibt zurück.
(Er geht mit Ernst ab.)

Konrad.

Noch mit keiner einz'gen Sylbe
Hat der Vater dran gedacht,
Daß er sein Geburtsfest feiert,
Wenn er morgen früh erwacht.

Simon.

Desto besser! Um so größer
Wird die Ueberraschung sein,
Wenn beim ersten Dämmerschein
Wir in seine Kammer dringen,
Auf das Bett ihm Blumen streun,
Und ihm unsern Glückwunsch bringen!

Thomas.

Ach! um unsre schönste Lust,
Sind wir, fürcht' ich, schon betrogen!
Eh' die Hand die Blumen pflückt,
Die wir heimlich aufgezogen,
Hat der Sturm sie wohl zerknickt!

Konrad.

Sei es! Unsre Liebe bindet
Ihn zum Fest mit Blumen an,
Die kein Sturm zerstören kann.
Tief in unserm Herzen findet
Er, was sein Gemüth erfreut,
Findet Lieb' und Dankbarkeit,
Die dem Mangel äuß'rer Zeichen
Völlig zum Ersatz gereichen!
Aber still! Da öffnet schon
Sich die Thür!

Rudolph.

Und Vaters Ton
Hör' ich draußen vor dem Hause
Deutlich durch des Sturms Gebrause.

Der Vater, ein Fremder (in einen Mantel gehüllt) und Ernst (treten herein).

Der Vater (zu dem Fremden).

Tretet näher! Der Gefahr,
Die Euch draußen hielt umfangen,
Seid ihr glücklich jetzt entgangen.

Finden, als willkomm'ner Gast,
Sollt Ihr hier, so gut wir's haben,
Speis' und Trank, und Ruh' und Rast!

Der Fremde.

O die theuerste der Gaben
Habt ihr mir bereits verliehn,
Als mit emsigem Bemühn
Ihr dem lauernden Verderben,
Mich entrisset, keck und kühn!
Auf des Schilfrohrs sumpf'gem Grunde
Schon versinkend mehr und mehr,
Nachtumdüstert, ohne Kunde
Von der Gegend ringsumher,
Vom Gefühl der Angst durchdrungen,
Und erschöpft an Kraft und Muth —
Einen Schritt noch, und verschlungen
Hatte mich die wilde Fluth!
Da vernahm ich Eure Stimme,
Eure Schritte hört' ich nahn;
Durch des Dorngebüsches Ranken
Machtet Ihr beherzt Euch Bahn,
Mir die Rettungshand zu bieten!
O wie soll ich Euch verdanken,
O wie soll ich Euch vergüten,
Was Ihr dort an mir gethan!

Vater.

Nicht zu mir, zum Lenker droben
Sendet Euern Dank empor;
Denn er war es, der zum Werkzeug
Eurer Rettung mich erkor!
Doch vergeßt, nun Ihr geborgen
Unter wirthlich sicherm Dach,
Alles Leid und Ungemach,
Allen Schmerz und alle Sorgen!

Ernst.

Euer Blick ist matt und krank,
Laßt im Lehnstuhl hier Euch nieder;
Bald auch soll Euch Speis' und Trank
Stärken die erschöpften Glieder!

Simon.

Milch und Brod, und Fisch und Ei!

Vater.

Recht! Was Küch' und Keller hegen,
Holet jetzt sogleich herbei,
Unsern lieben Gast zu pflegen!
(Die Kinder entfernen sich.)

Der Fremde.

Wahrlich! Eure Sorgsamkeit
Reicht schon hin, mein Herz zu laben;
Doch recht innig thut mir's leid,
Daß ich Euch und Eure Knaben
Durch mein plötzliches Erscheinen
Zu der späten Mitternacht
Um den süßen Schlaf gebracht!

Vater.

Seid ganz ruhig, guter Mann!
Was man gern thut, sollt' ich meinen,
Kommt uns niemals sauer an!

Der Fremde.

Eure wackern Kinder scheinen
Euch an Denkart gleich zu sein!

Vater.

Das ist, hoff' ich, nicht bloß Schein!
Denn von jeher war's mein Streben,
War's mein eifrigstes Bemühn,
Die zum Guten zu erziehn,
Die ich mehr lieb', als mein Leben!

Der Fremde (mit Rührung).

Dennoch wagtet Ihr dies Leben,
Wagtet es für fremdes Heil! —
Als, dem Rettungswerk ergeben,
Ihr am Ufer, jäh und steil,
Euch bemüht zu meinem Glücke,
Dachtet Ihr im Augenblicke
Wohl an Eure Kinder nicht?
Aber sprecht! Wenn, dienstbeflissen
Im Beruf der Christenpflicht,
Des Geschickes finstre Fügung
Euch den Euren hätt' entrissen —

Vater.

Nun, so hätte sicherlich,
Wär' ich nicht zurückgekommen,
Wohl ein höh'rer Vater sich
Hülfreich ihrer angenommen!
Wer das Herz zu ihm gewandt,
Wird vor keinem Schicksal beben;
Denn im Tode wie im Leben
Stehn wir ja in seiner Hand! —

(Tiefe Pause. Die Glocke schlägt zwölf, beim letzten Schlage läßt der Fremde den Mantel fallen, und erscheint als Genius.)

Der Fremde.

Nun, so nimm zum Wiegenfeste
Meinen freud'gen Glückwunsch hin,
Und der Hoffnungswonnen beste
Werde heute dein Gewinn!

Vater.

Himmel! Welcher Glanz und Schimmer,
Welches blendend helle Licht
Ueberstrahlt mein Angesicht!
Nein, Ihr seid der Fremdling nimmer,
Seid ein Höh'rer —

Der Fremde.

Sage nimmer!
In dem ungewohnten Schimmer
Lächeln Heil und Glück Dir zu!
Friede Dir! Ich bin und heiße
Nicht ein Sterblicher, wie Du!
Deinen frommen Sinn zu lohnen,
Schwebt' ich aus beglücktern Zonen
Thatenprüfend erdenwärts,
Sage, was begehrt Dein Herz?

Vater (sich sammelnd).

Pilgrim aus verklärtern Auen!
Himmelsbote! Sohn des Lichts!
Ich verehre Dich im Staube,
Doch für mich begehr' ich nichts!
Willst Du, hold der frommen Bitte,
Segnend scheiden aus der Hütte,
Ach, so sei der Segnung Pfand
Meinen Kindern zugewandt!

Der Fremde.

Wohl, so soll aus diesen Häuptern
Dir das schönste Glück erblühn,
Welches je die Himmelsmächte
Einem Sterblichen verliehn!
Dieser Erde höchster Segen
Strahl' im Bild dir jetzt entgegen!
(Ihm einen Spiegel vorhaltend.)
Schaue her! Am künft'gen Glück,
Weid' im Voraus sich dein Blick!

Vater (mit frohem Erstaunen).

Ha! das sind sie alle fünfe
Froh erblüht im Zeitenlauf!
Alle fünfe! keiner fehlet,
Alle wuchsen fröhlich auf!
Leicht erkennt mein Blick sie wieder!
Wie so schlank sind ihre Glieder,
Wie so blühend ihr Gesicht!
Aber — Fischer sind es nicht!

Denn mit schön genähten Kleidern
Sind sie stattlich angethan;
Auch der Glanz des Hausgeräthes
Kündigt keine Fischer an. —
Aber was muß ich erblicken
Will ein Blendwerk mich berücken?
Ist es Streit und Hader nicht,
Der aus ihren Mienen spricht? —

Der Fremde.

Wahrheit ist es, lautre Wahrheit,
Die im Zukunftsspiegel ruht.
Jeder sitzt auf freiem Erbe,
Reich begabt an Ehr' und Gut.
Auch in Streit sind sie befangen;
Doch dein Herz darf nicht erbangen!
Frömm'rer Zwist erhob sich nie;
Um den Vater streiten sie!

Ihn, der früh den Keim der Tugend
In ihr junges Herz gelegt,
Den Begründer all des Glückes,
Das zum Dank sie froh bewegt;

Ihn, den Greis, will keiner missen,
Jeder, statt ihn fern zu wissen,
Will auf eignem Grundesrain
Seines Alters Pfleger sein!

Also lohnt die Huld des Himmels
Den geschäftig treuen Fleiß,
Der auf jugendliche Herzen
Segensvoll zu wirken weiß!
In dem Guten, das er gründet,
Dauert, wenn er selbst verschwindet,
Aufgefrischt durch Lehr' und Wort,
Blühend sein Gedächtniß fort! —

(Der Vater hat während dieser Rede sein Gesicht verhüllt. Als er nach einer Pause sich umsieht, ist der Fremde spurlos verschwunden. Die Kinder treten mit Lebensmitteln zur Thür herein.)

Konrad.

Seht! Gut Ding will Weile haben!
Endlich kommen, Mann für Mann,
Mit den aufgefund'nen Gaben
Wir aus Küch' und Keller an!

Ernst.

Thomas, hilf den Tisch mir decken!
Zwar nur magres Abendbrod
Steht so spät noch zu Gebot;
Doch ich denk', es soll wohl schmecken!

Thomas.

Aber wie? Wo ist er hin,
Unser Gast?

Simon.

Er ist verschwunden!

Rudolph.

Vater, sprich, wo ist er hin,
Den im Schilfrohr Du gefunden?

Vater (in tiefer Bewegung).

Still! und müht Euch weiter nicht!
Er ist fort! — Auf diesen Auen
Werdet Ihr sein Angesicht
Wohl auch niemals wiederschauen!

Thomas.

O wie Schad' um das Gericht,
Das wir dort für ihn bereitet!

Vater.

Reich an höherem Genusse,
Der um ihn sich rings verbreitet,
Wandelt er in Lust und Licht.
Pilger seiner Art bedürfen
Ird'scher Kost und Labung nicht!

Konrad.

Wunderlich klingt deine Rede,
Und ich kann dich nicht verstehn!

Vater.

Ehrt mein Schweigen, forscht nicht weiter!
Still zur Ruhe laßt uns gehn,
Und fortan bei jedem Schritte
Dankentglüht den Himmel preisen,
Der mit dieses Erdenlebens
Schönster Hoffnung mich beglückt,
Der, sich huldreich zu erweisen,
In die arme Fischerhütte,
Seine Boten niederschickt! —

Theodor Körner,

geb. 1791 in Dresden, studirte in Freiberg die Bergwissenschaften, dann in Leipzig und kurze Zeit in Berlin. In Wien zeichnete er sich durch seine dramatischen Dichtungen (Zriny und Rosamunde) so aus, daß der Kaiser ihn zum Hofdichter ernannte. 1813 diente er im Jägercorps des Majors v. Lützow und blieb am 26sten Aug. 1813 zwischen Gadebusch und Schwerin. Er liegt bei Wöbbelin im Meklenburgischen begraben.

Abschied vom Leben.

Als ich schwer verwundet und hülflos in einem Holze lag und zu sterben meinte.

Die Wunde brennt; — die bleichen Lippen beben, —
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst! dir hab' ich mich ergeben, —
Viel goldne Bilder sah' ich um mich schweben;
Das schöne Traumlied wird zur Todtenklage. —
Muth! Muth! — Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben! —

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen; —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Bundeslied vor der Schlacht.

Am Morgen des Gefechts bei Tannenberg.

Ahnungsgrauend, todesmuthig,
Bricht der große Morgen an,
Und die Sonne kalt und blutig
Leuchtet unsrer blut'gen Bahn.
In der nächsten Stunden Schooße
Liegt das Schicksal einer Welt,
Und es zittern schon die Loose,
Und der eh'rne Würfel fällt.
Brüder! euch mahne die dämmernde Stunde,
Mahne euch ernst zu dem heiligsten Bunde,
Treu, so zum Tod, als zum Leben, gesellt!

Hinter uns im Graun der Nächte,
Liegt die Schande, liegt die Schmach,
Liegt der Frevel fremder Knechte,
Der die deutsche Eiche brach.
Unsre Sprache ward geschändet,
Unsre Tempel stürzten ein;
Unsre Ehre ist verpfändet;
Deutsche Brüder, lös't sie ein!
Brüder, die Rache flammt! Reicht euch die Hände,
Daß sich der Fluch der Himmlischen wende!
Lös't das verlorne Palladium ein!

Vor uns liegt ein glücklich Hoffen,
Liegt der Zukunft goldne Zeit,
Steht ein ganzer Himmel offen,
Blüht der Freiheit Seligkeit.
Deutsche Kunst und deutsche Lieder,
Frauenhuld und Liebesglück,
Alles Große kommt uns wieder,
Alles Schöne kehrt zurück.
Aber noch gilt es ein gräßliches Wagen,
Leben und Blut in die Schanze zu schlagen;
Nur in dem Opfertod reift uns das Glück.

Nun, mit Gott! wir wollens wagen,
Fest vereint dem Schicksal stehn,
Unser Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod entgegen gehn.
Vaterland! dir woll'n wir sterben,
Wie ein großes Wort gebeut!
Unsre Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, du Freiheit der deutschen Eichen!
Wachse empor über unsere Leichen! —
Vaterland höre den heiligen Eid. —

Und nun wendet eure Blicke
Noch einmal der Liebe nach;
Scheidet von dem Blüthenglücke,
Das der gift'ge Süden brach.
Wird euch auch das Auge trüber —
Keine Thräne bringt euch Spott.
Werft den letzten Kuß hinüber,
Dann befehlt sie eurem Gott!
Alle die Lippen, die für uns beten,
Alle die Herzen, die wir zertreten,
Tröste und schütze sie, ewiger Gott! —

Und nun frisch zur Schlacht gewendet,
Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Alles Ird'sche ist vollendet,
Und das Himmlische geht auf.
Faßt euch an, ihr deutschen Brüder!
Jede Nerve sey ein Held!
Treue Herzen seh'n sich wieder;
Lebewohl für diese Welt!
Hört ihr's? Schon jauchzt es uns donnernd entgegen!
Brüder! hinein in den blitzenden Regen!
Wiedersehn in der besseren Welt!

Grillparzer,

geb. 1790 in Wien, Privatsecretair der Kaiserin, erregte zuerst durch die Trauerspiele: die Ahnfrau und Sappho Aufmerksamkeit.

Friedr. Rückert,

geb. 1789 in Schweinfurt am Mayn, führte anfangs den Dichternamen Freimund Raimar, Professor in Erlangen, einer der vorzüglichsten lyrischen Dichter.

Lied aus Neapel.

Ich fuhr von Neapel am frühen Morgen,
Ich warf in's glänzende Meer die Sorgen.
Ich ließ mich wiegen im schwankenden Kahn,
Und schaute links zum Vesuv hinan,
Der seinen Dampf zu einem holden
Duft von der Sonne ließ vergolden.

Ich ließ den Riesen hinter mir;
Die Stadt entfaltet' ihre Zier,
Ihre Scheitel gekrönt mit Kastellen,
Ihren Saum gebadet in Wellen.
Weit sah ich lagern die Königin,
Und fuhr am Saum des Kleids ihr hin.
Das Brausen des Tolado verklang;
Ich hörte nur meines Ruders Gang.
Mein kleines Segel schwellte der Wind;
Ich war, wo die letzten Häuser sind,
Die von den Straßen hinaus sich dehnen,
Still an den Posilippo sich lehnen.
Vorüberfahrend, einen Gruß
Gab ich dem Grab des Virgilius.

O! der du sangest laut genug
Die Waffen und den Mann, der sie trug,
Der du sangest den Pflug und die Felder,
Die Gärten, die Wiesen und die Wälder,
Den Gott der Hirten und der Heerde,
Das Meer, den Himmel und die Erde!
Mit Recht, o Sänger, hat man diesen
Platz zum Grabe dir angewiesen,
Der hoch zum luftigen Gebiet
Meer, Erd' und Himmel übersieht.
O! stehest du jetzt im Morgenglanz
Auf deiner Gruft, mit dem Lorbeerkranz,
Und siehest heller, als ich es kann,
Die Welt mit Dichteraugen an?
Hier liegt, hier um den Golf herum,
Das du besangst, Elysium,

Und hinter'm Posilippo fern,
Dem Blick verdeckt, liegt der Avern.
O Posilippo, du Sorgen-Ende!
O Posilippo, du Kummer-Wende!
Des Dichters Kummer ist gewendet,
Dem du das schöne Grab gespendet.
Ich aber fahre sorgenfrei,
Als ob ich auf dir begraben sey,
Mit morgenhellem Jugendsinn
An deinen blühenden Rändern hin.

Friedrichs Geist 1813.

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrichs Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor aus seines Grabes Maale,

Und spricht: Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Reiche wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war niemand wach geblieben,
Und Roßbachs Ruhm ging unter in der Saale.

Wer weckt mich heut', und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meinen alten Zieten reiten.

Auf! meine Preußen! unter ihre Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer seyn als eure Ahnen.

Die Gräber zu Ottensen. *)

Erstes Grab.

Zu Ottensen auf der Wiese
Ist eine gemeinsame Gruft;
So traurig ist keine wie diese
Wohl unter des Himmels Luft.

---

*) Auf dem Kirchhofe von Ottensen bei Hamburg liegen begraben: Klopstock, der 1806 dorthin geflüchtete Herzog von Braunschweig, und auch die 1813 von Davoust aus Hamburg vertriebenen, und vor Mangel umgekommenen Einwohner.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht:
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Die rufen Weh' zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werdens rufen zum Himmel,
Wenn die Trommet' einst ruft.

„Wir haben gewohnt in Frieden
„Zu Hamburg in der Stadt,
„Bis uns daraus vertrieben,
„Ein fremder Wüthrich hat.

„Er hat uns ausgestoßen
„Im Winter zur Stadt hinaus,
„Die Hungernden, Nackten, Bloßen;
„Wo finden wir Dach und Haus?

„Wo finden wir Kost und Kleider,
„Wir zwanzigtausend an Zahl?
„Die Andern schleppten sich weiter,
„Wir bleiben hier allzumal.

„Die Andern nahmen die Britten,
„Und Andre die Dänen auf;
„Wir brachten mit müden Schritten,
„Bis hierher unsern Lauf.

„Wir konnten nicht weiter keuchen;
„Erschöpft war unsere Kraft;
„Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
„Sie haben uns hingerafft.

„Ein ungeheurer Knäuel,
„Zwölfhundert oder mehr;
„Es zieht sich über den Gräuel
„Ein dünner Rasen her.

„Der deckt nun unsre Blöße,
„Ein Obdach er uns gab!
„Man merkt des Jammers Größe
„Nicht an dem kleinen Grab."

Zweites Grab.

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichstein;
Doch er, sammt seinem Saamen,
Wird nicht vergessen seyn.

Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh' im Grabe fand.

Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf den Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug;

Hat, wo er war gebohren,
Nicht dürfen sterben er;
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hierher,

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh' es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand,

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Jetzt hat sichs hier gesenket;
Doch hebt sichs, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft, und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung.
Die unvertilgte Spur.

Da sieht es der zwölfhundert
Grabstätte sich so nah',
Und ruft wohl aus verwundert:
„Ein Feldherr war ich ja!"

Drittes Grab.

Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan,
Ist noch ein Grab zu finden;
Dem soll, wer trauert, nahn.

Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert seyn.

Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm' im Tod entstieg.

Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Herrmannsschlacht
Sang, eh' vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.

Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht' indeß in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden,
Des Feind's Gewalt und Spott.

Und so auch ruht' im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vor'm Entweihn.

Es sind der Jahre zehen
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümem Wehen,
Gegangen dran vorbei.

Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.

Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein loser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

Und wenn ein finn'ger Waller
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschaun an dies zuletzt.

Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hierher gestellt.

Die Thränen der Vertrieb'nen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft,
Verschwinden vor'm beschrieb'nen
Stein unterm Lindenduft,

Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
„Saat von Gott gesä't,
„Dem Tag der Garben zu reifen!"

Gustav Schwab,

geb. 1792 in Stuttgart, Professor daselbst, als Romanzendichter ausgezeichnet.

Der Sänger und die Fremden.

Romanze.

Ein Harfner sitzt auf moos'gen Steinen;
Er läßt das Volk des Weges ziehn;
Er spielt und kümmert sich um Keinen,
Und keiner kümmert sich um ihn.

Zuweilen schielet wohl den Sänger
Ein Waidmann oder Pflüger an,
Und denkt: „Wer ist der Müssiggänger,
Der nur zum Liede klimpern kann?"

Man sieht, es mag ihn Niemand hören;
Er fährt, in sich versunken, fort,
Als spielt' und säng' er Geisterchören,
Die in der Wolke lauschten dort.

Jetzt nimmt der Wind auf seinen Flügel
Den Ton, der in den Lüften schwamm,
Und trägt ihn über grüne Hügel
Ins Thal zu einem frohen Stamm.

Da spielt um's Ohr der Hirtensöhne
Der ferne wunderbare Klang;
Die Frauen horchen auf die Töne,
Und manches pilgert nach dem Sang.

Sie steigen von dem Berge nieder,
Sie reihn sich um den Mann im Kreis,
Und trinken seine süßen Lieder,
Indeß er nichts von ihnen weiß.

Die Mütter mit den Töchtern lauschen;
Sie senken hold ihr Lockenhaupt;
Des Harfners Töne mächtig rauschen,
Der immer noch sich einsam glaubt.

Doch wie er nun sein Lied geendet,
Schlägt er die Augen auf, erschrickt;
Er spricht: „wer hat mir euch gesendet,
Euch, die in Wolken ich erblickt?"

Und voller schlägt er in die Saiten:
„Nimm an, o Muse, mein Gebet!
Du trägst mein Lied in alle Weiten,
Wenn es die Nähe nicht versteht!"

„Du hütest deines Sängers Ehre,
Nie bleibt um ihn die Stätte leer;
Du brächtest selbst ihm über Meere
Das Ohr, das ihn vernommen, her!"

Agnes Franz,

geb. 1795 in Militzsch in Schlesien, lebte mehrere Jahre in Schweidnitz, wo sie ihre Gedichte sammelte, und ihre Parabeln und den Roman Angela niederschrieb. Nachdem sie einige Zeit in Wesel, dann in Siegburg bei Bonn gelebt hatte, ließ sie sich in Brandenburg nieder, wo sie noch ist.

Heimweh.

Du fragst, was ich verlange?
Zur Heimath will ich hin!
Mir ist doch ewig bange,
So lang ich dort nicht bin.

Wohl steht mit reicher Schöne
Die Erde angethan;
Doch was ich mir ersehne,
Das treff' ich nirgends an.

Die Blumen, die ich meine,
Zieht diese Welt nicht groß;
Sie keimen nur alleine
In meines Vaters Schooß.

Im Sternenschein der Liebe,
Da steht sein weites Haus!
Die Welt ist kalt und trübe;
Ich sehne mich hinaus!

Das heitre Gemüth.

Du fragst mich, warum mir das Auge so licht,
Mein Antlitz so ruhig, so heiter?
Ich freu' mich des Lenzes, doch zürn' ich ihm nicht,
Zieht fröhlichen Fluges er weiter.

Ich liebe das Leben, doch fordert' ich nie
Des Glückes vollkommene Blüte;
Ich nahm, was der Augenblick freundlich mir lieh
Mit dankbarem, frohem Gemüthe.

Ich liebe die Menschen, und lasse nicht ab
Vom Glauben und heitrem Vertrauen;
Doch haß' ich's, wo Gaben der Liebe ich gab,
Auf stete Erwied'rung zu bauen.

Belohnt mich ein treuer, herzinniger Blick;
Wohl hebt sich dann schöner mein Leben;
Doch nehme ich nimmer mein Lieben zurück,
Wird Andern noch freud'ger gegeben.

Ich diene und schaffe, so viel ich vermag,
Nicht forschend, ob laut man's beachte.
Mein Lohn schon beginnt mit dem seligen Tag,
An dem ich nach Nützlichem trachte.

Ich liebe die Musen, ich liebe der Kunst
Entzückende Göttergestalten;
Doch quält mich kein Neid, will der Himmlischen Gunst
Sich Würdigern freier entfalten.

Ich habe mich heiter und fröhlich gewöhnt,
An fremdem Gedeih'n mich zu weiden,
Weil dieses wohl eher das Schicksal versöhnt,
Als hämisch, verkleinerndes Neiden.

Ich hoffe das Beste von Menschen und Welt,
An Hoffnung das Herz mir zu laben;
Doch hat ich so fest nie mein Hoffen gestellt,
Daß Täuschung den Muth mir begraben.

Ich suchte, und sah nie hienieden mein Ziel;
Dies nährte den inneren Frieden,
Wenn auch in des Lebens beweglichem Spiel
Die liebsten Erscheinungen schieden.

Ich wußte, sie waren nur darum gesandt,
Das Herz mir, den Sinn zu entfalten;
Die Lehre, die fest in der Seele mir stand,
War mein, nicht die flücht'gen Gestalten.

So bleibet die stille, die sichere Bahn
Zur Heimath des Glückes mir offen:
So seh' ich die Freuden, die Schmerzen sich nahn
Mit gleichem, lebendigen Hoffen.

Gekehret den Blick in das eigne Gemüth,
Stört selten mich äußeres Treiben;
Ich weiß, wo die Freude, die dauernde, blüht,
Und will bei der Seeligen bleiben.

Drum strahlt mirs im Auge so freudig, so licht,
Drum siehst du mein Antlitz so heiter!
Ich grüße das Leben mit frohem Gesicht,
Doch heben die Blicke sich weiter.

Die Lerche.

Wenn des Morgens Purpurschimmer
Kaum der Hügel Kranz bethaut,
Wird die kleine Lerche immer
Früh vor allen Vögeln laut,
Schüttelt ihre feuchten Schwingen,
Blicket heiter auf mit Singen,
Steigt und schwebt,
Klangbelebt,
Hoch empor zur Himmelsbläue.

Wie die kleine Bruſt ſich weitet!
Wie der raſche Flügelſchlag
Mit den Morgenlüften ſtreitet,
Goldumſäumt vom jungen Tag!
Und ihr Sang iſt fromme Liebe,
Und er ſchallt herab und dringet
Unbewußt
In die Bruſt,
Daß man mit ihr jauchzt und ſinget.

Kleine Lerche! Selig preiſen
Muß ich ſtets dein ſchönes Loos!
Frei ſchwebſt du auf lichten Gleiſen,
Und dein Reich iſt frei und groß.
Fröhlich lebſt du und zufrieden!
Steht dein Neſtchen gleich verborgen
Dort am Rain,
Eng und klein; —
Wenig Gut macht wenig Sorgen.

Sieben grüne Halme neigen
Sich um deine kleine Welt,
Doch dies Plätzchen iſt dein eigen
Und die Lieb' ihm zugeſellt!
Freiheit in dem Lichtgebiete,
In den hellen Sonnenräumen,
Iſt dein Gut!
Heil'ge Gluth
Lehrt dich deinen Himmel träumen!

Schönes freyes Sängerleben!
Kaum berührt vom ird'ſchen Schmerz,
Darf dein holder Traum entſchweben,
Sonnenhelle, ſinnenwärts?
Reiche, heitre Sonnenkinder,
Darum froh den Blick gehoben!
Ewig hell
Strömt der Quell
Aus der Heimath Euch dort oben!

Die Schwingen des Lebens.

Eine Parabel.

Als die Schöpfung der Erde beendiget war, und der Mensch, von der Dämmerung tiefen Schlummers umfangen, die Freuden des Daseins in seligen Träumen zum ersten Male begrüßte: da traten drei hohe Engel, so dem Schöpfer gefolgt waren, um das Werk seiner Allmacht zu schauen, — vor die Lagerstätte des Schlummernden, den Herrn der Schöpfung begrüßend, im Gefühl der Liebe und Freude.

Und als sie sich zu demselben herabbeugten, waren sie überrascht von der Schönheit und der vollendeten Gestalt des Erschaffenen, und sie sprachen zu einander: „Wahrlich! der Mensch steht den Engeln sehr nahe, wenn seine Seele der Reinheit und Hoheit seiner Züge entspricht!“

„Aber,“ begann der Eine, dessen Stirn ernster und höher strahlte, als die der Uebrigen: „Ein Schmuck der Himmelsbewohner wurde dennoch dem Sohne der Erde versagt; siehe! ihm fehlt das Zeichen der Freiheit, das schimmernde Flügelpaar!“

Trauernd sahen die Engel die Entdeckung des ernsten Bruders bestätigt, und sie flüsterten leise: „Wollte der göttliche Meister hierdurch andeuten, daß des Staubes Kind noch nicht würdig sei des freien Aufschwungs und der seligen Freuden im Gebiete des Lichts?“ —

Da stieg aus dem nahen Gebüsch ein Adler empor, und durchschnitt mit breiten Schwingen die Luft, und verschwand dann in der sonnigen Höhe. Und die Engel erblickten ihn, und begannen von Neuem: „Siehe den Vogel des Gebirges! Ist er nicht freier und begünstigter denn der Herr der Erde? Und wird dieser dem Glücklichen ohne Neid nachzublicken vermögen in die sonnigen Regionen?“

„Laßt uns,“ rief einer der Engel, dessen Antlitz so mild wie der Himmel und schön wie die Morgenröthe leuchtete: „Laßt uns vor Jehova treten, und für den Menschen bitten, daß er gleich uns das Geschenk der Freiheit erhalte, und nicht an den Boden gefesselt sei, gleich den Thieren des Waldes und dem niedern Gewürm!“ „Ja, wir wollen zu dem göttlichen Meister; er wird uns erhören!“ rief der dritte, das selige Auge erhebend, und dahin schwebten die Engel auf den Fittigen des Morgenlichts. Als aber Jehovah der Engel Fürbitte vernommen hatte, ruhte sein göttliches Auge mit Wohlgefallen auf den freundlichen Lichtgestalten, die also in liebender Sorge erglühten für den jungen, unmündigen Menschen. — „Ihr begehrt für den Sohn des Staubes der Lichtbewohner seeliges Loos?“ sprach Jehovah: „aber noch liegt der Freiheit Glück außer den Grenzen seiner Kraft! Ihn für dieses zu erziehen, sein Herz für eure Freuden zu bilden, ist die Aufga-

be seines Daseins, und die Sehnsucht nach diesem, ihm noch versagten Glück das Band, welches ihn an die Geisterwelt knüpft. Aber wollet ihr, die ihr des Neuerschaffenen mit so sorgender Liebe gedenket, ihm, wenn seine Kraft ermattet, eure Fittige leihen, so sei es fortan in eure Macht gegeben, des Sterblichen Loos zu erleichtern. Gehet hinab, seyet seine Führer auf dem Pfade des Lebens, und gebet ihm durch eure Nähe den Vorschmack künftiger Wonne!" Und alsobald jauchzten die Engel voll hoher Freude, und umschlangen sich inniger, und schwebten vereinigt zur Erde hinab, und traten vor des Schlummernden Lager. Freudenthränen im Auge, legten sie ihre Hände auf des Menschen Brust, wie zu einem stillen Gelübde. „O du, der du noch jetzt in den Armen des Schlummers liegst," begann der jüngste der Engel: „gedenke, wenn du einst auf deinem Pfade manchem Ungemach, mancher Klippe begegnest, gedenke meines Wortes! Hebe deine Blicke getrost zu mir, und ich werde dir meine Schwingen leihen, denn leicht tragen dich die Fittige der Hoffnung über die Dornen des Augenblicks, und führen dich in lichtere Gefilde."

„Und wenn einst die Last des Tages zu schwer deinen Nacken daniederbeugt," begann der zweite mit mildem Antlitz, so komm zu mir, ich will deine Bürde erleichtern! der Liebe starke, muthige Schwingen werden dein Leben mit wunderbarer Kraft durchströmen, und unermüdlich wirst du das Gute schaffen und fördern, und weit mehr vollbringen, als die schwache Hand des Sterblichen zu versprechen vermag."

„Und wenn einst Stunden dir nahen," so begann der dritte Engel in leuchtender Hoheit, „wo irdischer Schmerz oder selbst verschuldetes Unglück dich im Genuß des Friedens, des Glückes zu stören droht, wenn du dich von Banden eingeengt fühlest, die du nicht zu lösen vermagst, und tiefverirrt in den Labyrinthen des Lebens nach Hülfe und Rettung verlangst: dann nimm, o Sterblicher, getrost deine Zuflucht zu mir! des Glaubens heilige Fittige überwinden jede Erdengewalt, und tragen dich aus Nacht und Dunkel empor zu des ewigen Vaters liebender Brust. Mein Himmel soll in diesem Augenblick der deine, meine selige Kraft die deinige sein, und du wirst geläutert und beruhigt heimkehren zu dem Busen der mütterlichen Erde."

Also sprachen die Engel, und reichten sich die Hände zum dauernden Bunde. Jehovah aber blickte mit Liebe auf die Vereinigten, und weihte sie zu den Schutzgeistern der Menschen.

Das Meer.

Eine Parabel.

Auf einem Felsen am Meere saß Amynt mit seinem Sohne, dem zarten Hilkar. Lange schon hatte sich der Knabe nach diesem Augen-

blick gesehnt; denn er hatte viel gehört von der Meeresfläche und der Gewalt dieses Anblicks.

Oft hatte er gebeten: „O Vater, nimm mich mit auf die Höhen, daß ich niederfallen möge vor der großen, erhabenen Natur, die sich dort offenbart in dem unermeßlichen Wasserreiche!“

Aber Amynt wollte ihm das hohe Schauspiel erst gewähren, wenn sein Geist fähiger sein würde, die Wunder der Schöpfung zu fassen. Jetzt war die Zeit gekommen, wo er ihn würdig fand, Gott anzubeten in dem erhabensten Tempel seiner Allmacht.

Ein leichtes Sturmgewölk zog empor, die Wolken stiegen in unruhiger Bewegung hoch und höher, und die Brandung brach sich schäumend an der Felswand, von deren Höhe der Knabe schwindelnd hinabsah in das schrankenlose Reich.

Lange stand er und starrte in die Ferne, dann klammerte er sich fester an den Vater, und rief: „O halte mich, Vater! mir wird so seltsam zu Sinn bei diesem unermüdlichen Kämpfen und Ringen der Fluth! Ich habe mir das Meer als ein Bild ruhiger Größe gedacht; aber dieser rastlose Kampf widerspricht demselben. Ein heimliches Grauen übermannt mich bei seinem Anblick, und ich schaue geängstet und beklommen in die empörte Tiefe hinab.“ —

„Du siehst das Meer vom Sturme bewegt,“ entgegnete der Vater, „Keiner vermag in diesem Aufruhr die ruhige Erhabenheit zu entdecken, die ihm sonst eigen ist. Es gleicht dem Menschen, den Gott zu seinem Ebenbilde erschuf, den aber der Kampf wilder Leidenschaften weit von seinem erhabenen Vorbild entfernte.“

„Betrachte dies Wogengewühl, wie es sich unruhig emporhebt, und eine Welle die andere überragen und daniederschlagen will. Sie möchten Alle den Himmel erstürmen, dessen Bild längst aus der unruhigen Fluth entschwand.“

„So langt der Mensch, von leidenschaftlicher Begier entstellt und verblendet, vergebens nach der Sonnenhöhe des Friedens, des dauernden Glückes. Mit ungestümer Hand will er zu sich herabziehen, was nur als ein freies Pfand göttlicher Huld in des Sterblichen Schooß fällt. Aber fern und ferner schwindet ihm das ersehnte Gut, und wenn er es endlich errungen zu haben meint, so war es nur Dunst und Wolkenschatten, gleich diesem, in dessen Nebel die unruhige Welle ihr Haupt taucht. —“

„Aber des Friedens seliges Bild,“ erwiederte Hilkar, „darf es sich nimmer der Sehnsucht kund geben?“ —

„Möge die Natur, o mein Sohn, dir selbst diese Frage beantworten!“ sprach der Vater, und verwies den forschenden Knaben auf den folgenden Tag.

Beide gingen nun die Höhe hinab; denn ein zweites Wetter zog

empor, drohender denn das erste, und der Weg war noch weit zu dem Thal, wo ihre Hütten standen.

Aber am Morgen, als die Sturmnacht vorüber und der Himmel ein einziger blauer Sapphir war, da weckte der Vater den schlummernden Knaben, und zog ihn rasch mit sich fort, und führte ihn auf die schimmernde Felshöhe.

Schon hatte sich die Sonne mit glühenden Wangen aus dem kühlen Fluthenbette gehoben, schon tanzte ihr zitterndes Licht in tausend Schwingungen auf dem Meeresspiegel. Still und lautlos ruhte die unendliche Fläche im Purpurglanz des Morgens.

Sanft hoben sich die Wellen wie die Pulsschläge eines friedlichen Herzens, und auf jeder derselben ruhte des Himmels Bild, und das Antlitz der Sonne, als gehörten alle zu einem Reiche; denn die Grenzen der Höhe und Tiefe waren in eins verschmolzen durch den Widerschein des himmlischen Lichtes.

Aber der Knabe warf sich nieder in unaussprechlicher Rührung, und faltete die Hände und sprach: „Ja, wie habe ich das Herrlichste gesehen, was die Erde giebt, das erhabene Bild der seligsten Ruhe.“ — „So bewahre es tief in deinem Herzen, mein Sohn,“ sprach der Vater, „es ist das Bild des in sich zufriedenen Gemüthes! Wie der Himmel sich nur auf der ruhigen Fläche wiederspiegelt, so wohnt die Tochter des Himmels, das Glück, auch nur in ungetrübten, friedlichen Seelen. Bewahre darum dein Herz rein von ungestümen Wünschen und Forderungen, so wird der Himmel darin wohnen, und deine irdische Welt schon hier Eines sein mit dem lichthellen Jenseits, wie jene Purpurfläche mit dem Firmament, zwischen denen das Auge keine Grenzen zu entdecken vermag, weil über beide ein Lichtschleier geworfen ist, dem himmlischen Glauben ähnlich, der zwei Welten liebend zu Einer verbindet.“

Wilhelm Müller,

geboren 1794 in Dessau, studierte in Berlin, machte den Befreiungskrieg mit, begleitete einen Baron v. Sacken auf dessen Reisen, lebte 2 Jahre in Rom, und wurde in Dessau Lehrer und herzoglicher Bibliothekar. Er starb 1827, 33 J. alt.

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirth
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird;

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft was lebet und webet
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie strömt's aus allen Blüthen
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüth' ein Becher
Voll süßer Düfte Schaum.

Hört ihr des Wirthes Stimme?
„Heran, was kriecht und fliegt,
„Was geht und steht auf Erden,
„Was unter den Wogen sich wiegt!

„Und du, mein Himmelspilger,
„Hier trinke trunken dich,
„Und sinke selig nieder
„Aufs Knie, und denk' an mich!"

Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meister,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Capellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt;

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister,
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß alles fertig war,
Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar;

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile
„Beim Kessel dich allein;

„Will mich mit einem Trunke
„Noch stärken zu dem Guß;
„Das giebt der zähen Speise
„Erst einen vollen Fluß.

„Doch hüte dich, und rühre
„Den Hahn mir nimmer an;
„Sonst wär' es um dein Leben,
„Fürwitziger, gethan!"

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfesselt seyn,

Und zischt ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angst und bange;
Er weiß nicht, was er thät;

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen,
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust;
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann? —
Doch sieh! der Guß ist fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen,
Und sieht, und will's nicht sehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden;
Er schaut sein Werk nicht mehr:
Ach Meister, wilder Meister,
Du stießest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an.
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurthel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank' euch," spricht der Meister,
„Ihr Herren lieb und werth;
„Doch eine andre Gnade
„Mein Herz von euch begehrt:

„Laßt mich nur einmal hören
„Der neuen Glocke Klang!
„Ich hab' sie ja bereitet;
„Möcht' wissen, ob's gelang."

Die Bitte ward gewähret;
Sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meister hört sie klingen,
So voll, so hell, so rein!
Die Augen gehn ihm über;
Es muß vor Freude seyn,

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht,
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat:
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
Und in die Fluthen tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
Und dreimal mußt' ichs holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn;
Er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
Wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
Wie man die Wirbel meidet, und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
Es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land;
Es schwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken, auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Fluth,
Und sprützten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
Ich saß in meinem Korbe, und rüttelte mich nicht —;
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu, auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!" —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit dem Blicke vom Kopf bis zu den Zeh'n;
Mir war's, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel, und schaut' ihn sicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so roth:
„Glück zu, mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

Der Greis auf Hydra.

Ich stand auf hohem Felsen, tief unter mir die Fluth;
Da schwang sich meine Seele empor in freiem Muth.
Ich ließ die Blicke schweifen weit über Land und Meer:
So weit, so weit sie reichen, klirrt keine Kette mehr;
So weit, so weit sie reichen, kein halber Mond zu sehn;
Auf Bergen, Thürmen, Masten, die heil'gen Kreuze wehn;
So weit, so weit sie reichen, es hebt sich jede Brust
In eines Glaubens Flamme, in einer Lieb' und Lust.

Und alles, was uns fesselt, und alles, was uns drückt,
Was einen nur bekümmert, was einen nur entzückt,
Wir werfen's in das Feuer, wir senken's in die Flut,
Die wogt durch alle Herzen in einer heilgen Glut.
Ich sehe Schiffe fahren — die stolze Woge braust —
Ist es der Sturm der Freiheit, der in die Segel saust?
Heil euch und eurer Reise! Heil eurer schönen Last!
Heil eurem ganzen Baue vom Kiele bis zum Mast!
Ihr steuert durch die Fluten nach einem edeln Gut;
Ihr holt des Sieges Blume, die wächst in Heldenblut.
Es donnert aus der Ferne — ist es der Gruß der Schlacht?
Ist es der Wogen Brandung, die an die Felsen kracht? —
Das Herz will mir zerspringen, bei dieses Donners Ton —
Ich bin zu alt zum Kampfe, und habe keinen Sohn!

Die heilige Schaar.

Eine Geisterstimme.

Freundes Herz an Freundes Herzen, Freundes Hand in Freundes Hand,
Unverrückt in Glied und Reihe hielten wir dem Tode Stand,
Liegen alle auf dem Rücken, himmelwärts den Blick gekehrt,
In der Brust die Todeswunden, in der Faust das rothe Schwert.
Nennt uns nicht die letzten Griechen — sollen wir die letzten seyn,
Die dem Vaterlande freudig Blut und Leib und Leben weihn?
Nennt uns nicht die letzten Griechen — reißender als Stahl und Erz
Dringt der schnöde Ehrentitel ein in unser wundes Herz.
Nennt uns nicht die letzten Griechen — weh euch, macht ihr uns dazu!
Nimmer fänden unsre Leiber unter Sclavenerde Ruh.
Brüder, wollt ihr uns im Grabe ehren, wie es uns gefällt?
Keine Lobschrift ausgesonnen! Keine Säulen aufgestellt!
Fechtet, so wie wir gefochten; grüßt mit festem Blick den Tod —
Und es färbt mit unserm Blute sich der Freiheit Morgenroth!

Alexander Ypsilanti auf Munkacs.

Alexander Ypsilanti saß in Munkacs hohem Thurm;
An den morschen Fenstergittern rüttelte der wilde Sturm;
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin —
Und der Griechenfürst erseufzte: „Ach! daß ich gefangen bin!"
An des Mittags Horizonte hing sein Auge unverwandt:
„Läg' ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!"
Und er öffnete das Fenster, sah in's öde Land hinein;
Krähen schwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgestein.

Wieder fing er an zu seufzen: „Bringt mir keiner Botschaft her
„Aus dem Lande meiner Väter?“ — Und die Wimper ward ihm schwer—
War's von Thränen? war's von Schlummer? und sein Haupt sank in die Hand.
Seht! sein Antlitz wird so helle — träumt er von dem Vaterland?
Also saß er, und zum Schläfer trat ein schlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernstem Blicke lange den Betrübten an:
„Alexander Ypsilanti, sey gegrüßt und fasse Muth!
„In dem engen Felsenpasse, wo geflossen ist mein Blut,
„Wo in einem Grab die Asche von dreihundert Spartern liegt,
„Haben über die Barbaren freie Griechen heut' gesiegt.
„Diese Botschaft dir zu bringen, ward mein Geist herabgesandt.
„Alexander Ypsilanti! frei wird Hellas heilges Land!“
Da erwacht der Fürst vom Schlummer, ruft entzückt: „Leonidas!“
Und er fühlt, von Freudenthränen sind ihm Aug' und Wange naß.
Horch! es rauscht ob seinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenster, und die Schwingen in dem Mondenstrahl er wiegt.

Wilhelm Hauff.

geb. 1802 in Stuttgart, Herausgeber des Morgenblatts, gest. 1827 ebendaselbst. Er hat sich durch seinen Märchenalmanach, noch mehr durch seine Memoiren des Satans, den Mann im Monde, und den Roman Lichtenstein bekannt gemacht.

Die Freundinnen an der Freundin Hochzeittage.

In deines Festes fröhliche Gesänge
Mischt sich ein trauter Ton aus alter Zeit,
Es lockt dich aus dem jubelnden Gedränge
Zurück noch einmal zur Vergangenheit;
Die Freundschaft ist's, es sind der Schwestern Tritte,
Sie pochen schüchtern an der Pforte an,
Sie nahen dir, sie flüstern ihre Bitte,
Und fragen freundlich: denkst du noch daran?

Denkst du daran, wie wir uns einst gefunden
In unsrer Kindheit holden Blumenwelt?
Es waren unsres Lebens Morgenstunden,
Vom Frühroth reiner Freuden schön erhellt;
Der Schule Mühen, alle frohen Spiele
Und aller Jubel von der Kindheit Bahn,
Sie steigen auf in freudigem Gewühle,
Und fragen mit uns: „denkst du noch daran?“

Denkst du daran, wie an der Kindheit Gränzen
Uns eine schön're Freudenwelt empfing?
Wie uns ein Leben, voll Gesang und Tänzen,
Gefaßt in seinen wundervollen Ring?
Und wie auch ernste deutungsvolle Tage
Des Lebens Ernst und Würde zeigten an?
Es war der Jugend Frühlingstag; o sage,
Die Schwestern bitten: denkst du noch daran?

Wohl trittst du jetzt in ernster Frauen Kreise,
Die Myrthe schmückt zum letztenmal dein Haar;
Du tändelst nicht mehr nach der Mädchen Weise,
Du nimmst jetzt Abschied von der Jungfrau'n Schaar;
Doch, blickst du künftig ernst in unsern Reigen,
Schilt unsre Freuden dann nicht leeren Wahn;
Denn die Erinn'rung wird dir Bilder zeigen,
Und lächelnd sagen: denkst du noch daran?

Du denkst daran, und zum Gedächtnißmale,
Als eine reine, jungfräuliche Zier,
Nimm von den Schwestern die krystallne Schaale,
Wir reichen sie mit frommen Wünschen dir.
So werden wir in deinem Herzen leben,
Denn siehst du einmal diese Schaale an,
Dann wird dich die Erinnerung umschweben,
Und freundlich sagst Du: „Ja, ich denk' daran!"

An Emilie.

Zum Garten ging ich früh hinaus,
Ob ich vielleicht ein Sträußchen finde?
Nach manchem Blümchen schaut ich aus,
Ich wollt's für dich zum Angebinde,
Umsonst hatt' ich mich hinbemüht,
Vergebens war mein freudig Hoffen;
Das Veilchen war schon abgeblüht,
Von andern Blümchen keines offen.

Und trauernd späht' ich her und hin,
Da tönte zu mir leise, leise,
Ein Flüstern aus der Zweige Grün,
Gesang nach sel'ger Geister Weise;
Und lieblich, wie des Morgens Licht
Des Thales Nebelhüllen scheidet,
Ein Röschen aus der Knospe bricht,
Das seine Blätter schnell verbreitet.

„Du suchst ein Blümchen?“ spricht's zu mir,
„So nimm mich hin mit meinen Zweigen,
„Bring mich zum Angebinde Ihr,
„Ich bin der wahren Freude Zeichen.
„Ob auch mein Glanz vergänglich sey,
„Es treibt aus ihrem treuen Schooße
„Die Erde meine Knospen neu,
„Drum unvergänglich ist die Rose.

„Und wie mein Leben ewig quillt
„Und Knosp' um Knospe sich erschließet,
„Wenn mich die Sonne sanft und mild
„Mit ihrem Feuerkuß begrüßet,
„So deine Freundin ewig blüht,
„Beseelt vom Geiste ihrer Lieben,
„Denn ob der Rose Schmelz verglüht —
„Der Rose Leben ist geblieben.“

Friedrich Furchau,

Prediger und Consistorialrath in Stralsund, hat sich als epischer und beschreibender Dichter ausgezeichnet. Sein Hauptgedicht ist das Heldengedicht Arkona, in welchem er den Sieg des Christenthums über das Heidenthum auf Rügen schildert, voll schöner, erhabener Stellen, und in einer edlen, überaus wohlklingenden Sprache vorgetragen. Als beschreibender Dichter zeigte er sich besonders in seinen 12 Gedichten: Rügen, in welchen er einzelne Gegenden Rügens schildert. Sein Geburtsjahr und sein Geburtsort sind uns unbekannt. Die folgenden 3 Gedichte sind aus der eben genannten Sammlung.

Arkona.

Von Jasmunds Höhen dringt der lange Strand
Zu Mittows fernhin glänzendem Gestade;
In's kornbesäte, fruchtgefüllte Land
Führt öde Bahn aus meerumschloßnem Pfade;
Doch weit hinaus, gen Nord, mit mächt'gen Ragen,
Am weißen, hochgebognen Ufer, hebt
Sich einsam, in die Fluth hinausgetragen,
Arkonas Wall, der in die Wolken strebt.

In langen, ernsten Zügen ringsumher,
Wohin sich dort und dort das Auge richte,
Rollt endlos, ruhelos das hohe Meer,
Vom Morgenlichte bis zum Morgenlichte,
Hier steht der Fuß, wie in der Wellen Mitte;
Der festen, trägen Erde fast entfloh'n;
Mit höh'rem Klange steigt bei jedem Schritte
Und sinkt und hebt sich neu der Wellen Ton.

Und in dem lauten Wogenrauschen wohnt
Auf nackten Trümmern todesgleiches Schweigen;
Am Abhang tiefzerriß'ner Wälle thront
Der ew'ge Sturm, dem Fels und Fluth sich neigen;
Vom Uferrand zur weißen Brandung schweifen
Die Schwalben, flieh'n in weite Ferne fort,
Und mildes Weh und tiefer Ernst ergreifen
Die Seele an dem Sagenreichen Ort.

Wo noch die Wälle ragen grün und hoch
Stand einst der Götzentempel, Blutgeröthet,
Den Wall und Mauer dreifach steil umzog;
Dort ward der Christ am Opferheerd getödtet;
Doch kühner Kampf im Kreuzessieg zerstörte
Und rother Flamme schneller Zorn verschlang
Die Stätte, wo der Wahn das Volk bethörte,
Und heilig scholl der Hymne Freudenklang.

Da zog durchs Land der frommen Zeugen Schaar,
Da ward des Mittlers Gnadenwort verkündet,
Gebetet an des Friedens Weihaltar,
In starken Herzen Andachtsglut entzündet;
Da pflanzte in des rauhen Volks Gemüthe
Sich reiner Liebe seliges Gebot;
Da schloß sich auf des Glaubens heil'ge Blüthe,
Zum Leben ward des Heilands Sühnungstod.

Und wie zum Werk der Liebe Gottes Sohn
Auch hier geführt, zur That erweckt der Glaube,
Zeigt dieser Fels. — Wo einst nur Schreckenston
Im Meer erscholl bei nächtlich blut'gem Raube,
Glänzt jetzt durch dichte Nacht das Rettungsfeuer,
Wie Himmelsstern, hell leuchtend von dem Thurm;
Der Schiffer siehts, und bebt nicht mehr am Steuer,
Dankt Gott, und fährt in Ruhe durch den Sturm. —

Schau, wie daher aus hoher, ferner Luft
In Blitzeskraft der Adler kömmt gedrungen!
Auf kühnem Flügel hat durch Morgenduft
Zum Sonnenstrahl er früh sich aufgeschwungen.
Und hell ihm nach aus langem Wolkenzuge
Dringt glänzend Licht, da frei die Bahn er lenkt
Zum Heimathsfels im freud'gem Siegesfluge,
Und auf des Leuchtthurms Kuppe still sich senkt.

Hoch, Preußens Adler, hebe stark und schnell
Um Deutschlands Scheitel Deine mächt'gen Schwingen,
Aus Deinem Flügelschlag laß frei und hell
Das reine Licht der ew'gen Wahrheit dringen;
Und reichgesegnet sey in langem Frieden
Der edle König und sein Könighaus;
Denn segnend strömt das Glück, das ihm beschieden,
Sein frommes Herz auf seine Kinder aus.

Hiddensee. *)

Welch ein dämmernd, bergigt Bild erscheint,
Wo sich Meer und Himmelssaum vereint?
Ist es Nebel, ist es Fels zu nennen?
Zweifelnd kann das Auge nicht erkennen,
Ob auf weiter Flur ein Berg sich hebt,
Ob ein Eiland auf den Wogen schwebt?

Fern steht jetzt es drohend düsterblau,
Näher jetzt, behaucht von leichtem Grau,
Und im Wolkenzug nach kurzen Stunden
Ist es ganz dem scharfen Blick entschwunden;
Bald erscheint es wieder niedrig schwer,
Ragt dann hoch in blassem Glanze her.

Ist es einer Riesenwelle Kamm,
Die herbei in Wuth des Sturmes schwamm,
Die, von schnellem Zauberwort gebunden,
Als der Zorn der wilden Fluth entschwunden,
Nicht zurück den Weg zum Ursprung fand,
Drohend hoch seitdem im Meere stand?

Ist es einer Wolke langer Zug,
Die sich einst gesenkt mit tiefem Flug,

---

*) Eine Felsenklippe unweit Rügen.

Die im langen Winterfrost erstarret,
Jetzt auf fernen Fluthen träge harret,
Seit Jahrhunderten gefesselt liegt,
Bis sie einst zu Wolken wieder fliegt?

Wie ein Traum, der still die Seele füllt,
Schwimmt das Eiland duftig bunt umhüllt.
Störe nicht des Schlummers leise Bilder;
Ach nicht immer ist das Leben milder,
Freundlicher der Wirklichkeit Gewalt,
Als des Traumes dämmernde Gestalt.

Wie des Räthsels tief verhüllter Sinn
Zieht die Insel sich durch Nebel hin —
Löse nicht, was noch die Ahnung bindet!
Was der rasche, kühne Forscher findet,
Ist nicht immer das ersehnte Glück,
Bringt nicht immer Hoffnungslicht zurück.

Hin zu jenem fluthumwogten Land
Sey der Blick, doch nicht der Weg gewandt;
Wie die sanften Pfade weiter leiten,
Mag zur Ferne still das Auge gleiten,
Das zum duft'gen Eiland gerne blickt,
Wie der Ahnung Traum das Herz erquickt.

Doch ist die Gefahr ein lockend Ziel,
Liebst Du mit dem Wagniß kühnes Spiel,
So verweile harrend an dem Strande,
Bis der Sturm zerreißt der Wolken Bande;
Schwing Dich in den schmalen Nachen dann,
Steure gegen Sturm und Brandung an.

Wenn der Schaum auf schwarzen Wogen fliegt,
Tief der Nachen durch die Fluth sich schmiegt,
Jede Welle mit geschäft'gen Händen
Will den schrägen Bord zum Abgrund wenden,
O wie ruhig schaut sich's dann hinab
In das schnell vorüber flieh'nde Grab.

Zu des Eilands nackter Höh' empor
Sprützt der Schaum, der Sturm betäubt das Ohr;
Fühlst du, wie die alten Felsen beben?
Meeven schreien, die vorüber schweben,
Und es deckt der Wolken düstre Nacht
Tiefer Frieden, der im Herzen wacht.

Rugard.

Zum Ziel des Wegs, durch grüne Fluren geh'n
Auf Rugards Höhen rasch hinan die Schritte,
Wo sanft erhoben, weit umher geseh'n,
Mit mächt'gen Hügeln ragt der Insel Mitte;
Im Abendlichte sinnend hier zu steh'n,
Erfreu't den Wandrer, der mit raschem Tritte
Des hohen Burgwalls schmalen Pfad erstiegen. —
Dort sieht er alle Küsten friedlich liegen.

Der lange Zug der fernen Ufer schlingt
Sich durch das Meer im ringsgeschloßnen Kreise;
So weit hinaus das Auge forschend dringt,
Umarmen Land und Fluth sich duftig leise;
Ein einz'ger, rascher Blick im Umkreis bringt
Das ganze Bild der froh vollbrachten Reise;
Was nur das Aug' gesehn, der Geist empfunden,
Hält Rugards Höhe wie im Kranz verbunden.

Dort, wie ein hingesenktes Schild, erhebt
Sich Jasmund dunkelblau aus lichter Welle;
Arkona's Fels, an Mittow's Vorsprung, strebt
Hinaus durch's Meer, dehnt weit des Ufers Helle;
Am letzten Saum des Himmels, dämmernd, schwebt
Hoch Hiddensee, oft wechselnd Farb' und Stelle;
Fern sieht man dunkel sich die Granitz strecken,
Mit breitem Walde Mönchgut tief bedecken.

Euch such ich, schauend durch das ferne Land,
Euch, liebe Hügel, wo in sel'gen Tagen
Der Jüngling seiner Zukunft Schickung fand,
Als du, mein Herz, so hoch, so heiß geschlagen,
Als süßes Weh dich fest und fester band,
Bis du hinweg dein schönes Glück getragen.
Ihr sahet, still herüber, weh'nde Bäume;
Wie Leben wurden meine tiefsten Träume.

Doch wo der Blick hinab sich näher neigt,
Glänzt enge Walle; lieblich sanft verschlungen,
Geschmückt mit buntem, frischem Walde, steigt
Empor der Küste Bild in breiten Zungen;
Das heitre Putitz, fluthumgürtet, zeigt,
Wo in der Insel Herz das Meer gedrungen.

Am Berge lehnt, gesichert vor dem Sturme,
Die weiße Stadt*), mit weithinseh'ndem Thurme.

Einst drohte eine Feste, die geschau't
In's Land, so spricht die Sage alter Zeiten,
Auf diesen Höh'n, der Rügens Schutz vertraut;
Rauh herrschte trotz'ger Sitte kühnes Streiten,
Als auf dem Berge ward das Schloß erbaut.
Nicht darf der Feste Fall uns Schmerz bereiten:
Auf Bergen sollen Friedenslieder klingen,
Soll frei die Dichtkunst ihren Fittig schwingen.

Und du, Erinn'rung, o wie lieblich wohn'st
Auf diesen Höhen du, die du die Runde
Des fesellosen, freud'gen Anblicks lohn'st
Mit dem Gedächtniß jeder schönen Stunde;
Sey freundlich hier willkommen; du versch on'st
Den Geist mit Sorge hier, bringst heitre Kunde.
Wohl dem, der klar, wie rings die Blicke gehen,
Kann ruhig fest sein Leben übersehen!

Wohl dem, der gern zurück zur Heimath kehrt,
Mit frischer Kraft erhoben für sein Leben,
Der alles Eitle, was das Herz beschwert,
Den freien Lüften muthig übergeben!
Froh eile der, dem läng're Ruh gewährt,
Dorthin zurück, wo er den Wilm sieht schweben.
Dort möge Friede jedes Herz erfreuen,
Dort Segen sich auf alle Pfade streuen!

---

*) Die Stadt Bergen.

2. Prosaische Literatur,
seit Göthe und Schiller.

v. Göthe

hat sich in mehreren Werken, namentlich in Wilhelm Meisters Lehrjahren, in dessen Wanderjahren, und in den Wahlverwandschaften, durch schönen prosaischen Vortrag ausgezeichnet.

Aus Wilhelm Meisters Lehrjahren.

Die Feuersbrunst.

Auf einmal stürzte Mignon in das Zimmer, faßte ihn an und rief: „Meister! rette das Haus! es brennt!“ Wilhelm sprang vor die Thüre, und ein gewaltiger Rauch drängte sich die obre Treppe herunter ihm entgegen. Auf der Gasse hörte man schon das Feuergeschrei, und der Harfenspieler kam, sein Instrument in der Hand, durch den Rauch athemlos die Treppe herunter. Aurelie stürzte aus ihrem Zimmer, und warf den kleinen Felix in Wilhelms Arme.

„Retten Sie das Kind!“ rief sie, „wir wollen nach dem übrigen greifen.“

Wilhelm, der die Gefahr nicht für so groß hielt, gedachte zuerst nach dem Ursprung des Brandes hinzudringen, um ihn vielleicht noch im Anfange zu ersticken. Er gab dem Alten das Kind, und befahl ihm, die steinerne Wendeltreppe hinunter, die durch ein kleines Gartengewölbe in den Garten führte, zu eilen, und mit den Kindern im Freien zu bleiben. Mignon nahm ein Licht, ihm zu leuchten. Wilhelm bat darauf Aurelien, ihre Sachen auf eben diesem Wege zu retten. Er selbst drang durch den Rauch hinauf; allein vergebens setzte er sich der Gefahr aus. Die Flamme schien von dem benachbarten Hause herüber zu dringen, und hatte schon das Holzwerk des Bodens und eine leichte Treppe gefaßt; andre, die zur Rettung herbeieilten, litten wie er von Qualm und Feuer. Doch sprach er ihnen Muth ein, und rief nach Wasser; er beschwor sie, der Flamme nur Schritt vor Schritt zu weichen, und versprach bei ihnen zu bleiben. In diesem Augenblick sprang Mignon herauf, und rief: „Meister! rette deinen Felix! der Alte ist rasend! der Alte bringt ihn um!“ Wilhelm sprang ohne sich zu besinnen die Treppe hinab, und Mignon folgte ihn an den Fersen.

Auf den letzten Stufen, die ins Gartengewölbe führten, blieb er mit Entsetzen stehen. Große Bündel Stroh und Reisholz, die man da-

selbst aufgehäuft hatte, brannten mit heller Flamme; Felix lag am Boden und schrie; der Alte stand mit niedergesenktem Haupte seitwärts an der Wand. „Was machst du, Unglücklicher?“ rief Wilhelm. Der Alte schwieg, Mignon hatte den Felix aufgehoben, und schleppte mit Mühe den Knaben in den Garten, indeß Wilhelm das Feuer auseinander zu zerren und zu dämpfen strebte, aber nur dadurch die Gewalt und Lebhaftigkeit der Flamme vermehrte. Endlich mußte er mit verbrannten Augenwimpern und Haaren auch in den Garten fliehen, indem er den Alten mit durch die Flamme riß, der ihm mit versengtem Barte unwillig folgte.

Wilhelm eilte sogleich die Kinder im Garten zu suchen. Auf der Schwelle eines entfernten Lusthäuschens fand er sie, und Mignon that ihr Möglichstes, den Kleinen zu beruhigen. Wilhelm nahm ihn auf den Schooß, fragte ihn, befühlte ihn, und konnte nichts Zusammenhängendes aus beiden Kindern herausbringen.

Indessen hatte das Feuer gewaltsam mehrere Häuser ergriffen, und erhellte die ganze Gegend. Wilhelm besah das Kind beim rothen Schein der Flamme; er konnte keine Wunde, kein Blut, ja keine Beule wahrnehmen. Er betastete es überall, es gab kein Zeichen von Schmerz von sich, es beruhigte sich vielmehr nach und nach, und fing an sich über die Flamme zu verwundern, ja sich über die schönen, der Ordnung nach, wie eine Illumination, brennenden Sparren und Gebälke zu erfreuen.

Wilhelm dachte nicht an die Kleider und was er sonst verloren haben konnte; er fühlte stark, wie werth ihm diese beiden menschlichen Geschöpfe seyen, die er einer so großen Gefahr entnommen sah. Er drückte den Kleinen mit einer ganz neuen Empfindung an sein Herz, und wollte auch Mignon mit freudiger Zärtlichkeit umarmen, die es aber sanft ablehnte, ihn bei der Hand nahm und sie festhielt.

„Meister,“ sagte sie, (noch niemals, als diesen Abend, hatte sie ihm diesen Namen gegeben; denn anfangs pflegte sie ihn Herr, und nachher Vater zu nennen,) „Meister! wir sind einer großen Gefahr entronnen, dein Felix war am Tode.“

Durch viele Fragen erfuhr endlich Wilhelm, daß der Harfenspieler, als sie in das Gewölbe gekommen, ihr das Licht aus der Hand gerissen, und das Stroh sogleich angezündet habe. Darauf habe er den Felix niedergesetzt, mit wunderlichen Gebehrden die Hände auf des Kindes Kopf gelegt, und ein Messer gezogen, als wenn er ihn opfern wolle. Sie sey zugesprungen, und habe ihm das Messer aus der Hand gerissen; sie habe geschrieen, und einer vom Hause, der einige Sachen nach dem Garten zu gerettet, sey ihr zu Hülfe gekommen; der müsse aber in der Verwirrung wieder weggegangen seyn, und den Alten und das Kind allein gelassen haben.

Zwei bis drei Häuser standen in vollen Flammen. In den Garten

hatte sich niemand retten können, wegen des Brandes im Gartengewölbe. Wilhelm war verlegen wegen seiner Freunde, weniger wegen seiner Sachen. Er getraute sich nicht die Kinder zu verlassen, und sah das Unglück sich immer vergrößern.

Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. Felix war auf seinem Schooße eingeschlafen, Mignon lag neben ihm und hielt seine Hand fest. Endlich hatten die getroffenen Anstalten dem Feuer Einhalt gethan. Die ausgebrannten Gebäude stürzten zusammen, der Morgen kam herbei, die Kinder fingen an zu frieren, und ihm selbst ward in seiner leichten Kleidung der fallende Thau fast unerträglich. Er führte sie zu den Trümmern des zusammengestürzten Gebäudes, und sie fanden neben einem Kohlen- und Aschenhausen eine sehr behagliche Wärme.

Der anbrechende Tag brachte nun alle Freunde und Bekannte nach und nach zusammen. Jedermann hatte sich gerettet, niemand hatte viel verloren. Man hatte sich in der Geschwindigkeit nach Quartieren umgesehen, und die Gesellschaft war dadurch sehr zerstreut worden. Wilhelm hatte das Lusthaus in dem Garten, bei dem er die Nacht zugebracht, liebgewonnen; er erhielt leicht die Schüssel dazu, und richtete sich daselbst ein; da aber Aurelie in ihrer neuen Wohnung sehr eng war, mußte er den Felix bei sich behalten, und Mignon wollte den Knaben nicht verlassen.

Die Kinder hatten ein artiges Zimmer in dem ersten Stock eingenommen, Wilhelm hatte sich in dem untern Saale eingerichtet. Die Kinder schliefen, aber er konnte keine Ruhe finden.

Neben dem anmuthigen Garten, den der eben aufgegangene Vollmond herrlich leuchtete, standen die traurigen Ruinen, von denen hier und da noch Dampf aufstieg, die Luft war angenehm und die Nacht außerordentlich schön!

Was ihm aber noch schwer auf dem Herzen lag, war das Schicksal des Harfenspielers, den man nicht wieder gesehen hatte. Wilhelm fürchtete, man würde ihn beim Aufräumen todt unter dem Schutte finden. Wilhelm hatte gegen jedermann den Verdacht verborgen, den er hegte, daß der Alte Schuld an dem Brande sey. Denn er kam ihm zuerst von dem brennenden und rauchenden Boden entgegen, und die Verzweiflung im Gartengewölbe schien die Folge eines solchen unglücklichen Ereignisses zu seyn. Doch war es bei der Untersuchung, welche die Polizey sogleich anstellte, wahrscheinlich geworden, daß nicht in dem Hause, wo sie wohnten, sondern in dem dritten davon der Brand entstanden sey, der sich auch sogleich unter den Dächern weggeschlichen hatte.

Wilhelm überlegte das alles in einer Laube sitzend, als er in einem nahen Gange jemanden schleichen hörte. An dem traurigen Gesange, der sogleich angestimmt ward, erkannte er den Harfenspieler. Das Lied,

das er sehr wohl verstehen konnte, enthielt den Trost eines Unglücklichen, der sich dem Wahnsinn ganz nahe fühlt. Leider hat Wilhelm davon nur die letzte Strophe behalten.

An die Thüren will ich schleichen,
Still und sittsam will ich stehn,
Fromme Hand wird Nahrung reichen
Und ich werde weiter gehn.
Jeder wird sich glücklich scheinen,
Wenn mein Bild vor ihm erscheint;
Eine Thräne wird er weinen,
Und ich weiß nicht, was er er weint.

Unter diesen Worten war er an die Gartenthüre gekommen, die nach einer entlegenen Straße ging; er wollte, da er sie verschlossen fand, an den Spalieren übersteigen; allein Wilhelm hielt ihn zurück, und redete ihn freundlich an. Der Alte bat ihn aufzuschließen, weil er fliehen wolle und müsse. Wilhelm stellte ihm vor, daß er wohl aus dem Garten, aber nicht aus der Stadt könne, und zeigte ihm, wie sehr er sich durch einen solchen Schritt verdächtig mache; allein vergebens! Der Alte bestand auf seinem Sinne. Wilhelm gab nicht nach, und drängte ihn endlich halb mit Gewalt ins Gartenhaus, schloß sich daselbst mit ihm ein, und führte ein wunderbares Gespräch mit ihm, das wir aber, um unsere Leser nicht mit unzusammenhängenden Ideen und bänglichen Empfindungen zu quälen, lieber verschweigen als ausführlich mittheilen.

Mignons Tod.

Sie waren unter diesem Gespräch im Garten auf- und abgegangen, Natalie hatte verschiedene Blumen, von seltsamer Gestalt, gebrochen, die Wilhelmen völlig unbekannt waren, und nach deren Namen er fragte.

„Sie vermuthen wohl nicht," sagte Natalie, „für wen ich diesen Strauß pflücke? er ist für meinen Oheim bestimmt, dem wir einen Besuch machen wollen. Die Sonne scheint eben so lebhaft nach dem Saale der Vergangenheit, ich muß sie diesen Augenblick hineinführen, und ich gehe niemals hin, ohne einige von denen Blumen, die mein Oheim besonders begünstigte, mitzubringen. Es war ein sonderbarer Mann und der eigensten Eindrücke fähig. Für gewisse Pflanzen und Thiere, für gewisse Menschen und Gegenden, ja sogar zu einigen Steinarten hatte er eine entschiedene Neigung, die selten erklärlich war. Wenn ich nicht, pflegte er oft zu sagen, mir von Jugend auf so sehr widerstanden hätte, wenn ich nicht gestrebt hätte, meinen Verstand ins Weite und Allgemeine auszubilden, so wäre ich der beschränkteste und unerträglichste

Mensch geworden; denn nichts ist unerträglicher als abgeschnittene Eigenheit an demjenigen, von dem man eine reine, gehörige Thätigkeit fordern kann. Und doch mußte er selbst gestehen, daß ihm gleichsam Leben und Athem ausgehen würde, wenn er sich nicht von Zeit zu Zeit nachsähe, und sich erlaubte, das mit Leidenschaft zu genießen, was er eben nicht immer loben und entschuldigen konnte. Es ist meine Schuld nicht, sagte er, wenn ich meine Triebe und meine Vernunft nicht völlig habe in Einstimmung bringen können. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er meist über mich zu scherzen und zu sagen: Natalien kann man bei Leibesleben selig preisen, da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht."

Unter diesen Worten waren sie wieder in das Hauptgebäude gelangt. Sie führte ihn durch einen geräumigen Gang auf eine Thüre zu, vor der zwei Sphinxe von Granit lagen. Die Thüre selbst war, auf ägyptische Weise, oben ein wenig enger als unten, und ihre ehernen Flügel bereiteten zu einem ernsthaften, ja zu einem schauerlichen Anblick vor; wie angenehm ward man daher überrascht, als diese Erwartung sich in die reinste Heiterkeit auflöste, indem man in einen Saal trat, in welchem Kunst und Leben jede Erinnerung an Tod und Grab aufhoben. In die Wände waren verhältnißmäßige Bogen vertieft, in denen größere Sarkophagen standen, in den Pfeilern dazwischen sah man kleinere Oeffnungen, mit Aschenkästchen und Gefäßen geschmückt; die übrigen Flächen der Wände und des Gewölbes sah man in regelmäßige Felder abgetheilt, zwischen heitern und mannigfaltigen Einfassungen, Kränzen, Zierrathen heitere und bedeutende Gestalten, in Feldern von verschiedener Größe gemalt. Die architectonischen Glieder waren mit dem schönen gelben Marmor, der ins röthliche hinüberblickt, bekleidet, hellblaue Streifen von einer glücklichen chemischen Composition ahmten den Lasurstein nach, und gaben, indem sie gleichsam in einem Gegensatz das Auge befriedigten, dem Ganzen Einheit und Verbindung. Alle diese Pracht und Zierde stellte sich in reinen architectonischen Verhältnissen dar, und so schien jeder, der hineintrat, über sich selbst erhoben zu seyn, indem er durch die zusammentreffende Kunst erst erfuhr, was der Mensch sey und was er seyn könne.

Der Thüre gegenüber sah man auf einem prächtigen Sarkophage das Marmorbild eines würdigen Mannes, an ein Polster gelehnt. Er hielt eine Rolle vor sich, und schien mit stiller Aufmerksamkeit darauf zu blicken. Sie war so gerichtet, daß man die Worte, die sie enthielt, bequem lesen konnte. Es stand darauf: Gedenke zu leben.

Natalie, indem sie einen verwelkten Strauß wegnahm, legte den frischen vor das Bild des Oheims. Denn er selbst war in der Figur vorgestellt, und Wilhelm glaubte sich noch der Züge des alten Herrn zu erinnern, den er damals im Walde gesehen hatte. „Hier brachten

wir manche Stunde zu," sagte Natalie, „bis dieser Saal fertig war. In seinen letzten Jahren hatte er einige geschickte Künstler an sich gezogen, und seine beste Unterhaltung war, die Zeichnungen und Cartone zu diesen Gemälden aussinnen und bestimmen zu helfen."

Wilhelm konnte sich nicht genug der Gegenstände freuen, die ihn umgaben. „Welch ein Leben," rief er aus, „in diesem Saale der Vergangenheit! man könnte ihn eben so gut den Saal der Gegenwart und der Zukunft nennen. So war alles und so wird alles seyn! Nichts ist vergänglich, als der Eine, der genießt und zuschaut. Hier dieses Bild der Mutter, die ihr Kind ans Herz drückt, wird viele Generationen glücklicher Mütter überleben, nach Jahrhunderten vielleicht erfreut sich ein Vater dieses bärtigen Mannes, der seinen Ernst ablegt, und sich mit seinem Sohne neckt. So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen, und bei ihren stillen Wünschen noch bedürfen, daß man sie tröste, daß man ihr zurede; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf.

Wilhelms Augen schweiften auf unzählige Bilder umher. Vom ersten frohen Triebe der Kindheit, jedes Glied im Spiele nur zu brauchen und zu üben, bis zum ruhigen abgeschiedenen Ernst des Weisen, konnte man, in schöner lebendiger Folge, sehen wie der Mensch keine angeborne Neigung und Fähigkeit besitzt, ohne sie zu brauchen und zu nutzen. Von dem ersten zarten Selbstgefühl, wenn das Mädchen verweilt, den Krug aus dem klaren Wasser wieder herauf zu heben, und indessen ihr Bild gefällig betrachtet, bis zu jenen hohen Feierlichkeiten, wenn Könige und Völker zu Zeugen ihrer Verbindungen die Götter am Altare anrufen.

Es war eine Welt, es war ein Himmel, der den Beschauenden in dieser Stätte umgab, und außer den Gedanken, welche jene gebildeten Gestalten erregten, außer den Empfindungen, welche sie einflößten, schien noch etwas anders gegenwärtig zu seyn, wovon der ganze Mensch sich angegriffen fühlte. Auch Wilhelm bemerkte es, ohne sich davon Rechenschaft geben zu können. „Was ist das?" rief er aus, „das, unabhängig von aller Bedeutung, frei von allem Mitgefühl, das uns menschliche Begebenheiten und Schicksale einflößen, so stark und zugleich so anmuthig auf mich zu wirken vermag? Es spricht aus dem Ganzen, es spricht aus jedem Theile mich an, ohne daß ich jenes begreifen, ohne daß ich diese mir besonders zueignen könnte! Welchen Zauber ahnd' ich in diesen Flächen, diesen Linien, diesen Höhen und Breiten, diesen Massen und Farben! Was ist es, das diese Figuren, auch nur obenhin betrachtet, schon als Zierrath so erfreulich macht! Ja, ich fühle, man könnte hier verweilen, ruhen, alles mit den Augen fassen, sich glücklich finden und ganz etwas anders fühlen und denken, als das, was vor Augen steht."

Und gewiß! könnten wir beschreiben, wie glücklich alles eingetheilt

war, wie an Ort und Stelle durch Verbindung oder Gegensatz, durch Einfärbigkeit oder Buntheit alles bestimmt, so und nicht anders erschien, als es erscheinen sollte, und eine so vollkommne als deutliche Wirkung hervorbrachte; so würden wir den Leser an einen Ort versetzen, von dem er sich sobald nicht zu entfernen wünschte.

Vier große marmorne Candelaber standen in den Ecken des Saals, vier kleinere in der Mitte, um einen sehr schön gearbeiteten Sarkophag, der seiner Größe nach eine junge Person von mittlerer Gestalt enthalten haben sollte.

Natalie blieb bei diesem Monumente stehen, und indem sie die Hand darauf legte, sagte sie: „mein guter Oheim hatte große Vorliebe zu diesem Werke des Alterthums. Er sagte manchmal: nicht allein die ersten Blüthen fallen ab, die ihr da oben in jenen kleinen Räumen verwahren könnt, sondern auch Früchte, die uns, am Zweige hängend, noch lange die schönste Hoffnung geben, indem ein heimlicher Wurm ihre frühere Reife und ihre Zerstörung vorbereitet. Ich fürchte," fuhr sie fort, „er hat auf das liebe Mädchen geweissagt, das sich unserer Pflege nach und nach zu entziehen, und zu dieser ruhigen Wohnung zu neigen scheint."

Als sie im Begriff waren wegzugehn, sagte Natalie: „ich muß Sie noch auf etwas aufmerksam machen. Bemerken sie diese halbrunden Oeffnungen in der Höhe auf beiden Seiten! Hier können die Chöre der Sänger verborgen stehen, und diese ehernen Zierrathen unter dem Gesimse dienen die Teppiche zu befestigen, die nach der Verordnung meines Oheims bei jeder Bestattung aufgehängt werden sollen. Er konnte nicht ohne Musik, besonders nicht ohne Gesang leben, und hatte dabei die Eigenheit, daß er die Sänger nicht sehen wollte. Er pflegte zu sagen: das Theater verwöhnt uns gar zu sehr, die Musik dient dort nur gleichsam dem Auge, sie begleitet die Bewegungen, nicht die Empfindungen, bei Oratorien und Conzerten stört uns immer die Gestalt des Musikus, die wahre Musik ist allein fürs Ohr, eine schöne Stimme ist das Allgemeinste, was sich denken läßt, und indem das eingeschränkte Individuum, das sie hervorbringt, sich vors Auge stellt, zerstört es den reinen Effect jener Allgemeinheit. Ich will jeden sehen, mit dem ich reden soll; denn es ist ein einzelner Mensch, dessen Gestalt und Character die Rede werth oder unwerth macht; hingegen wer mir singt, soll unsichtbar seyn, seine Gestalt soll mich nicht bestechen oder irre machen. Hier spricht nur ein Organ zum Organe, nicht der Geist zum Geiste, nicht eine tausendfältige Welt zum Auge, nicht ein Himmel zum Menschen. Eben so wollte er auch bei Instrumentalmusiken die Orchester so viel als möglich versteckt haben, weil man durch die mechanischen Bemühungen und durch die nothdürftigen, immer seltsamen Geberden der Instrumentenspieler so sehr zerstreut und verwirrt werde. Er pflegte daher eine Musik nicht

anders als mit zugeschlossenen Augen anzuhören, um sein ganzes Daseyn auf den einzigen, reinen Genuß des Ohres zu concentriren."

Sie wollten eben den Saal verlassen, als sie die Kinder in dem Gange heftig laufen und den Felix rufen hörten; „nein ich! nein ich!"

Mignon warf sich zuerst zur geöffneten Thüre herein; sie war außer Athem, und konnte kein Wort sagen; Felix, noch in einiger Entfernung, rief: „Mutter Therese ist da!" Die Kinder hatten, so schien es, einen Wettlauf angestellt. Mignon lag in Nataliens Armen, ihr Herz pochte gewaltsam.

„Böses Kind!" sagte Natalie, „ist Dir nicht alle heftige Bewegung untersagt? sieh, wie Dein Herz schlägt?"

„Laß es brechen!" sagte Mignon, mit einem tiefen Seufzer, „es schlägt schon zu lange."

Man hatte sich von dieser Verwirrung, von dieser Art von Bestürzung kaum erholt, als Therese hereintrat. Sie flog auf Natalien zu, umarmte sie und das gute Kind. Dann wendete sie sich zu Wilhelmen. Felix zog sie am Rocke und rief: „Mutter Therese, ich bin auch da!" Natalie stand und sah vor sich hin, Mignon fuhr auf einmal mit der linken Hand nach dem Herzen, und indem sie den rechten Arm heftig ausstreckte, fiel sie mit einem Schrei zu Nataliens Füßen für todt nieder.

Der Schrecken war groß, keine Bewegung des Herzens noch des Pulses war zu spüren. Wilhelm nahm sie auf seinen Arm, und trug sie eilig hinauf, der schlotternde Körper hing über seine Schultern. Die Gegenwart des Arztes gab wenig Trost, er und der junge Wundarzt bemühten sich vergebens. Das liebe Geschöpf war nicht ins Leben zurück zu rufen.

Mignons Bestattung.

Am Abend lud der Abbé zu den Exequien Mignons ein. Die Gesellschaft begab sich in den Saal der Vergangenheit, und fand denselben auf das sonderbarste erhellt und ausgeschmückt. Mit himmelblauen Teppichen waren die Wände fast von oben bis unten bekleidet, so daß nur Sockel und Fries hervorschienen. Auf den vier Candelabern in den Ecken brannten große Wachsfackeln, und so nach Verhältniß auf den vier kleinern, die den mittlern Sarkophag umgaben. Neben diesem standen vier Knaben, himmelblau mit Silber gekleidet, und schienen einer Figur, die auf dem Sarkophage lag, mit breiten Fächern von Straußenfedern Luft zuzuwehn. Die Gesellschaft setzte sich, und zwei unsichtbare Chöre fingen mit holdem Gesang an zu fragen: „Wen bringt ihr uns zur stillen Gesellschaft?" Die vier Kinder antworteten mit lieblicher Stimme: „Einen müden Gespielen bringen wir euch; laßt

ihn unter euch ruhen, bis das Jauchzen himmlischer Geschwister ihn dereinst wieder aufweckt."

Chor.

Erstling der Jugend in unserm Kreise, sey willkommen! mit Trauer willkommen! dir folge kein Knabe, kein Mädchen nach! Nur das Alter nahe sich willig und gelassen der stillen Halle, und in ernster Gesellschaft ruhe das liebe, liebe Kind.

Knaben.

Ach! wie ungern brachten wir ihn her! Ach! und er soll hier bleiben, laßt uns auch bleiben, laßt uns weinen, weinen an seinem Sarge!

Chor.

Seht die mächtigen Flügel doch an! seht das leichte reine Gewand! wie blinkt die goldene Binde vom Haupt! seht die schöne, die würdige Ruh!

Knaben.

Ach! die Flügel heben sie nicht, im leichten Spiele flattert das Gewand nicht mehr; als wir mit Rosen kränzten ihr Haupt, blickte sie hold und freundlich nach uns.

Chor.

Schaut mit den Augen des Geistes hinan! in euch lebe die bildende Kraft, die das Schönste, das Höchste hinauf über die Sterne, das Leben trägt.

Knaben.

Aber ach! wir vermissen sie hier, in den Gärten wandelt sie nicht, sammelt der Wiese Blumen nicht mehr. Laßt uns weinen, wir lassen sie hier! laßt uns weinen und bei ihr bleiben.

Chor.

Kinder kehret ins Leben zurück! Eure Thränen trockne die frische Luft, die um das schlängelnde Wasser spielt. Entflieht der Nacht! Tag und Lust und Dauer ist das Loos der Lebendigen.

Knaben.

Auf, wir kehren ins Leben zurück. Gebe der Tag uns Arbeit und Lust, bis der Abend uns Ruhe bringt, und der nächtliche Schlaf uns erquickt.

Chor.

Kinder! eilet ins Leben hinan! In der Schönheit reinem Gewande begegn' euch die Liebe mit himmlischem Blick und dem Kranz der Unsterblichkeit.

Die Knaben waren schon fern, der Abbé stand von seinem Sessel auf, und trat hinter den Sarg. „Es ist die Verordnung," sagte er, „des Mannes, der diese stille Wohnung bereitet hat, daß jeder neue

Ankömmling mit Feierlichkeit empfangen werden soll. Nach ihm, dem Erbauer dieses Hauses, dem Errichter dieser Stätte, haben wir zuerst einen jungen Fremdling hierher gebracht, und so faßt schon dieser kleine Raum zwei ganz verschiedene Opfer der strengen, willkürlichen und unerbittlichen Todesgöttin. Nach bestimmten Gesetzen treten wir ins Leben ein, die Tage sind gezählt, die uns zum Anblicke des Lichts reif machen, aber für die Lebensdauer ist kein Gesetz. Der schwächste Lebensfaden zieht sich in unerwartete Länge, und den stärksten zerschneidet gewaltsam die Scheere einer Parze, die sich in Widersprüchen zu gefallen scheint. Von dem Kinde, das wir hier bestatten, wissen wir wenig zu sagen. Noch ist uns unbekannt, woher es kam, seine Aeltern kennen wir nicht, und die Zahl seiner Lebensjahre vermuthen wir nur. Sein tiefes, verschlossenes Herz ließ uns seine innersten Angelegenheiten kaum errathen, nichts war deutlich an ihm, nichts offenbar, als die Liebe zu dem Mann, der es aus den Händen eines Barbaren rettete. Diese zärtliche Neigung, diese lebhafte Dankbarkeit schien die Flamme zu seyn, die das Oel ihres Lebens aufzehrte; die Geschicklichkeit des Arztes konnte das schöne Leben nicht erhalten, die sorgfältigste Freundschaft vermochte nicht es zu fristen. Aber wenn die Kunst den scheidenden Geist nicht zu fesseln vermochte, so hat sie alle ihre Mittel angewandt, den Körper zu erhalten und ihn der Vergänglichkeit zu entziehen. Eine balsamische Masse ist durch alle Adern gedrungen, und färbt nun an der Stelle des Bluts die so früh verblichenen Wangen. Treten sie näher, meine Freunde, und sehen Sie das Wunder der Kunst und Sorgfalt!"

Er hob den Schleier auf, und das Kind lag in seinen Engelkleidern, wie schlafend, in der angenehmsten Stellung. Alle traten herbei, und bewunderten diesen Schein des Lebens. Nur Wilhelm blieb in seinem Sessel sitzen, er konnte sich nicht fassen; was er empfand, durfte er nicht denken, und jeder Gedanke schien seine Empfindung zerstören zu wollen.

Die Rede war um des Markese willen französisch gesprochen worden. Dieser trat mit den andern herbei, und betrachtete die Gestalt mit Aufmerksamkeit. Der Abbé fuhr fort: „mit einem heiligen Vertrauen war auch dieses gute, gegen die Menschen so verschlossene Herz beständig zu seinem Gott gewendet. Die Demuth, ja eine Neigung, sich äußerlich zu erniedrigen, schien ihm angeboren. Mit Eifer hing es an der katholischen Religion, in der es geboren und erzogen war. Oft äußerte sie den stillen Wunsch, auf geweihten Boden zu ruhen, und wir haben nach den Gebräuchen der Kirche dieses marmorne Behältniß und die wenige Erde geweihet, die in ihrem Kopfkissen verborgen ist. Mit welcher Inbrunst küßte sie in ihren letzten Augenblicken das Bild des Gekreuzigten, das auf ihren zarten Armen mit vielen hundert Punkten sehr zierlich abgebildet steht." Er streifte zugleich, indem er das sagte, ihren

rechten Arm auf, und ein Krucifix, von verschiedenen Buchstaben und Zeichen begleitet, sah man bläulich auf der weißen Haut.

Der Markese betrachtete diese neue Erscheinung ganz in der Nähe. „O Gott!“ rief er aus, indem er sich aufrichtete, und seine Hände gen Himmel hob, „armes Kind! unglückliche Nichte! finde ich Dich hier wieder! welche schmerzliche Freude, Dich, auf die wir schon lange Verzicht gethan haben, diesen guten lieben Körper, den wir lange im See einen Raub der Fische glaubten, hier wieder zu finden, zwar todt, aber erhalten. Ich wohne Deiner Bestattung bei, die so herrlich durch ihr Aeußeres, und herrlicher durch die guten Menschen wird, die Dich zu Deiner Ruhestätte begleiten. Und wenn ich werde reden können,“ sagte er mit gebrochner Stimme, „werde ich ihnen danken.“

Die Thränen verhinderten ihn, etwas weiter hervorzubringen. Durch den Druck einer Feder versenkte der Abbé den Körper in die Tiefe des Marmors. Vier Jünglinge, bekleidet wie jene Knaben, traten hinter den Teppichen hervor, hoben den schweren, schön verzierten Deckel auf den Sarg, und fingen zugleich ihren Gesang an.

Die Jünglinge.

Wohl verwahrt ist nun der Schatz! das schöne Gebild der Vergangenheit! hier im Marmor ruht es unversehrt, auch in euren Herzen lebt es, wirkt es fort. Schreitet, schreitet ins Leben zurück! nehmet den heiligen Ernst mit hinaus; denn der Ernst, der heilige, macht allein das Leben zur Ewigkeit.

Das unsichtbare Chor fiel in die letzten Worte mit ein, aber niemand von der Gesellschaft vernahm die stärkenden Worte, jedes war zu sehr mit den wunderbaren Entdeckungen und seinen eignen Empfindungen beschäftigt. Der Abbé und Natalie führten den Markese, Therese und Lothario Wilhelmen hinaus, und erst als der Gesang ihnen völlig verhallte, fielen die Schmerzen, die Betrachtungen, die Gedanken, die Neugierde sie mit aller Gewalt wieder an, und sehnlich wünschten sie sich in jenes Element wieder zurück.

Sintenis,

geb. 1750 in Zerbst, erst Landprediger bei, dann Prediger in Zerbst, gest. 1820 als Consistorial- und Kirchenrath daselbst, ein sehr aufgeklärter Religionslehrer, der durch seine Schriften, z. B. Hallo's glücklicher Abend, Vater Roderich unter seinen Kindern, Elpizon oder über die Fortdauer nach dem Tode, viel Nutzen gestiftet hat.

Aus Elpizon.

Wo gab's nun mehr irdischen Himmel, als auf der Ritterburg zu Heiligenhain? Zu den reinen Freuden der Liebe kamen da hohe Ritterfreuden, und zu den hohen Ritterfreuden die süßesten Familienfreuden. „Noch hat uns doch kein Unglück betroffen," sprach deshalb Luise einst spät gegen Mitternacht, als schon Alles im Schlosse zur Ruhe war, „nichts, als Heil und Segen — nichts, als lauter Heil und Segen! „Das wird auch schon noch kommen, das wird gewiß nicht außen bleiben" — erwiederte ihr Mann; „ruf's nicht, Liebe, ruf's nicht, es kommt ungerufen, und kommt oft nicht eher, als — wenn man's mit Verwunderung vermißt."

Noch bevor ein Monat verging, starb Luise die Zweite, die einzige Tochter und das jüngste Kind ihrer Aeltern, ein äußerst munteres und hoffnungsvolles Kind, plötzlich am Schlage. Sie vollendete eben das erste Oberhemd für ihren Vater in der Mädchenschule — die Mutter war bei einer Wöchnerin — der Vater befand sich im Walde, um Bäume zu neuen Bauerhäusern anschlagen zu lassen. „Ich kann nicht mehr sehen — mir wird Nacht vor den Augen" — kaum hatte sie so gesprochen, sank sie vom Stuhle. Die Kantorin sprang zu, hob sie auf, brachte sie auf ein Sofa — die junge Luise war todt. Man hielt ihr starken Balsam vor, man bespritzte und beschüttete sie mit kaltem Wasser, man frottirte sie — die junge Luise blieb todt. Die herbeigerufne Mutter kam athemlos herzugestürzt, und, als sie die urplötzliche Leiche sah, sank sie neben ihr in Ohnmacht. Der herbeigerufne Vater kam, und, als er zwei Leichen vor sich zu sehen glaubte, hätte er zur dritten werden mögen. Der Hofmeister erzählte ihm, was er wußte, die Kantorin auch. Dieser übergab er seine Frau, um sie mit den Frauenzimmern im Schlosse als eine bloß Ohnmächtige zu warten; er selbst aber ließ alle ihm bekannte Versuche machen, um seine Tochter wieder zum Leben zu bringen — die junge Luise blieb todt. „Fassen Sie sich," rief der Arzt aus; „edler Mann, es ist nichts zu thun — sie ist dahin."

Das Urplötzliche des Tochterverlusts war auch für den Vater zu stark. Er ging, die Hände ringend, lange im Zimmer auf und nieder, trat endlich ans Fenster, blickte wieder lange gen Himmel, kam zur holden Leiche zurück, küßte sie, und sprach leise: — „Du hast mir gewiß voran gehen sollen, damit ich aus den Armen der einen Luise dort gleich wieder in die Arme der andern käme." Als er so gesprochen hatte, sah er sich schüchtern um, ob auch wohl Jemand verstanden, was er gesagt. Der Arzt, als der Nächste, that nicht, als hätte er ihn verstanden, sah ihn aber doch darauf sehr beobachtend an. Luise, die Mutter, als sie wieder zu sich gekommen war, und nun ihr hartes Schicksal entschieden fand, ging nach der Reihe alle die Leiden einer Mutter

durch, welche ihre einzige, so viel versprechende Tochter verloren hatte. Sie machte sich durch Unzertrennlichkeit von der Leiche erst zu vielen Malen noch ohnmächtig, dann wirklich krank, bis zum Sterben krank. Elpizon begrub seine nach seiner nun festen Ueberzeugung ihm vorangegangnen zweiten Luise allein dicht an der Urne ihrer Großmutter. Er ließ die Mutter sich erst ausweinen, und dann ausseufzen, versagte ihr erst, als sie wieder genas, den Gang zum Grabe, führte sie endlich selbst hin, störte sie auch da erst nicht in den ersten Ausgüssen ihrer Schmerzen, reichte ihr aber, als sie ihre Untröstbarkeit zu weit trieb, wie von oben herab, die Hand, zog sie an das Vatergrab mit sich nieder, und sprach — —

„Nun bitt' ich dich, höre nicht bloß dich, sondern auch mich! Luise, wir sollen nicht allein glauben, sondern auch im Glauben thun. Glaubst du wirklich an ein künftiges Leben, so thu nun auch als eine Gläubige daran, und fasse dich darüber, daß dein Kind dir vorangegangen ist. Es ist deine einzige Tochter — ja; fassest du dich auch darüber, daß deine einzige Tochter dir voranging, so übst du das höchste Thun im Glauben an Zukunft und an Wiedersehen aus; die Krone des Glaubens erringst du. Ja, wenn wir an ihrem Sterbebette noch ständen, und sie noch immer im Leben sähen, dann wär's uns zu verzeihen, daß wir aufs Höchste darüber jammerten, sie verlieren zu sollen; denn dann mischte sich doch immer noch der Gedanke an Möglichkeit ein, sie noch zu behalten, welches freilich besser wäre. Nun aber, da sie verloren ist — was jammern wir? warum jammerst Du so ohne Aufhören, ohne alle Mäßigung? Wiederbekommen kannst du sie hier nicht; dein Jammern hilft dir also nichts. Es ist dir nur auf den Fall weiter zu verzeihen, wenn du sie nie wiederbekämst. Du bekommst sie aber wieder, wieder hochdroben, wieder hochdroben auf ewig; so gebiete dem Jammer, daß er verstumme, und deinen Glauben nicht schände — drücke heraus aus den Augenwinkeln die letzten Thränen, — ermanne dich, du Unsterbliche, steh auf mit mir, laß uns nach Heiligenhain gehen, und da nach, wie vor, thun, was Gott will, daß wir noch thun sollen, bis wir ihr nachkommen. Sollen unsre übrigen guten Kinder durch den Tod ihrer Schwester verlieren? Sollen funfzig Familien durch den Tod unsrer Tochter verlieren? Luise, Luise, du bist zu brav, dich so zu versündigen — komm, und sei ganz wieder Luise."

Sie erhob sich selbst, reichte ihm den Arm, und ging, ohne sich nach Mutterurne und Tochtergrab weiter umzublicken, stumm zwar, aber doch kraftvoll und festen Trittes, mit ihm fort. Er führte sie nicht durch den düstern Schattenweg, sondern durch den lichtesten Theil des Gartens zurück. Im Garten stand sie still, und blickte ihn mit der Miene einer treuherzigen Versprecherin an. „Sieh, dies sind die letzten Thränen, welche in meinen Augen zittern sollen. Du ließest mich

heftig heute an, aber du hatt'st Recht. Du hast mich bekehrt und gestärkt zugleich — ich bin wieder deine Luise." Als sie auf die Burg kam, fiel sie ihren drei Söhnen um den Hals, und sprach heiter — „ich bin wieder eure Mutter", — und von Stund' an zeigte sie sich wieder als die allgemeine Menschenfreundin des ganzen Dorfs. —

Johannes von Müller,

ein gelehrter Geschichtsforscher, geb. 1752 in Schaffhausen, studierte in Göttingen erst Theologie, dann Geschichte; Professor in seiner Vaterstadt; dann Erzieher beim Staatsrath Tronchin in Genf, wo er mit Victor v. Bonstetten eine innige Freundschaft schloß, und mit dem Naturforscher Bonnet und Voltaire (in Ferney) bekannt wurde; darauf Professor in Cassel; eine Zeit lang privatisirend in Genf und Schaffhausen; Hofrath und Bibliothekar, auch Geheimer Staatsrath in Mainz; wirklicher Hofrath und Custos der kaiserlichen Bibliothek in Wien, von Leopold II. geadelt; preußischer Geheimerath, Historiograph und Mitglied der Akademie in Berlin, nach 1806 Minister-Staatssekretair des Königs v. Westphalen, zuletzt Direktor des Unterrichtwesens daselbst, gest. 1809 in Cassel.

Aus seiner Geschichte der Eidgenossen.

Claus von der Flüe.

Der Bruder Claus, genannt von der Flüe, bei Sarelu in Obwalden, wo er mit seinen Aeltern und Kindern sein Gut wirthete, hatte in den ersten funfzig Jahren seines Lebens alle gemeinern Pflichten wohl erfüllt. Seine Jugend war arbeitsam und untadelhaft; in seinem Ehestand hatte er zehn Kinder gezeugt; bei Ragaz und in dem thurgauer Krieg Tapferkeit mit Menschlichkeit verbunden, als Landrath eine eigne Geschicklichkeit bewiesen, vorkommende Angelegenheiten zu gutem Ende zu führen. Es lag aber in diesem Mann ein außerordentlich inniges Gefühl für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige, durch kein Buch (er konnte nicht lesen) und, so viel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott; nicht finster (es gab wenig abzubüßen in so schuldlosem Leben) und weit entfernt von verachtendem Stolz (seine Religion war in Gehorsam und Liebe). Da er keinen höhern Genuß kannte, als die Betrachtung, entfremdete er sich von jeher den störenden Eindrücken sinnlicher Dinge so, daß unbegreifliche Enthaltung ihm zur Gewohnheit wurde. Er wollte nicht Landammann sein; der Lauf alltäglicher Dinge ver-

diente keine solche Aufopferung. Nachdem er dem Vaterland aus seinem Hause ein halbes Jahrhundert gelebt, bewilligte sein Weib, daß er sich entzog; erst weit in die Ferne des äußersten Jura, wo er seine Befriedigung nicht fand; hierauf in seine einsame Alp; endlich für immer in eine von Jugend auf ihn reizende Wildniß, an dem Ranft über einem tiefen Tobel, welches der herabstürzende Melchfluß mit seinem Rauschen belebt.

Er wurde unter einem Lärchenbaum von Jägern entdeckt; worauf die Unterwaldner, deren so viele seiner Tugend und seines Verstandes genossen, ihm eine Celle, so unscheinbar und klein er wollte, und bald eine Capelle, gebauet. Es ist noch bei seinem Leben untersucht, weit und breit erzählt, von seinen Zeitgenossen der Nachwelt überliefert und selbst nach der Glaubensänderung als erwiesen geglaubt worden, daß der Bruder Claus in dieser Einsamkeit bis in das zwanzigste Jahr ohne andre Speise gelebt, als die er Einmal monatlich in dem Sacramente des Altars genossen. Zu bestimmt reden die Aussagen, zu groß war das Erstaunen, um die Enthaltung nur von gekochten Speisen, oder nur von Fleisch, zu verstehen; er sprach davon als von einer Eigenschaft, nicht wie von einem Verdienst. Daß menschlicher Natur auch das möglich sei, scheint aus Beispielen zu erhellen; es kann durch die Beschaffenheit seines Körpers, die Ruhe seines Geistes, die viele Vorübung, den Abgang der meisten Ursachen des Verzehrens, einigermaßen erklärt werden. Solchermaßen lebte der Bruder in steter Betrachtung der höchsten Vollkommenheit, in Ueberlegung und Uebung der Mittel, unsre Beschränktheit und Vergänglichkeit über sich selbst zu erheben. Keineswegs machte er seine Art andern zum Gesetz; das glaubte er, daß ein Mensch geboren werden könne, so zu sein, wie Er. Um die Vorstellungen seines Gemüths, um seine Blicke in eine uns umgebende, unsichtbare Welt (in die wir einst vom Lebenstraum erwachen), um die Kraft seiner Worte ganz zu begreifen, müßten wir ihm gleich sein (was niemand sich selbst geben kann).

Vom Abend bis Mittag blieb er in seiner Celle; ein Stein war sein Polster, er schlief auf ein paar Bretern; er besuchte bisweilen die umliegenden Kirchen, so wenig überhob er sich, daß er die einfältigen Priester nicht verschmähete; „der Brunn des Lebens, gehe er durch Blei oder Gold, führe immer die heilreichen Wasser;“ über gelehrtern Fragen von der Schrift pflegte er an wohlunterwiesene Priester zu weisen; denn in seiner Seele lebte sein Gott, und bedurfte keine Auslegung, wozu Bücher nöthig sind. Nachmittags pflegte er durch die Wildniß zu gehen, und besuchte oft seinen Freund, einen deutschen Edelmann, welchen die Liebe zu ihm hierher gebracht; in einem Felsen wohnte er, in gleichem Leben, doch mit Speise. Im übrigen kam an den Ranft, war in Unterwalden, wer in der Schweiz Rath oder Aufrichtung be-

durfte, oder aus fernen Landen die gnadenreiche Mutter in der Einsiedlen verehrte, Erzherzogs Siegmunds, Kaiser Friedrichs Verordnete, viele graue Tagherren, Helden und Häupter; der Ernst seiner Gestalt, die unstörbare Heiterkeit und Freundlichkeit seines Sinnes, und jene bündige Aussprüche in allezeit kurzen, kraftvollen Worten, zogen alle Gemüther an den immer nachdenkenden hellsehenden Mann, Bruder Claus.

Spät in der Nacht erschien an der Zelle sein Freund, der Pfarrer von Stanz; vierthalb Stunden war er gelaufen. „Die Tagsatzung, welche Ihr selbst angerathen, nimmt einen äußerst unglücklichen Ausgang," den er nun erzählte, flehentlich bittend, im allerletzten Augenblick des untergehenden Vaterlandes, was er bei Gott und Menschen vermöge, alles aufzubieten. Und der Greis erhob sich in seiner nie getrübten gütigen Würde: „Sage ihnen, der Bruder Claus habe dem Tage auch etwas vorzubringen." Eilends der Pfarrer zurück, und kam in den Hauptflecken, als die Tagherren abreisen wollten. Sie blieben.

Hierauf nach wenigen Stunden kam der Bruder Claus, ein ungemein hochgewachsener, wohlgestalter, vom Alter nicht gebrochener Mann, aber nur Knochen wurden von der castanienbraunen Haut bedeckt; sein langes, glattes, schwarzgraues Haar, sein in zwei Spitzen mäßig herabhängender dünner Bart, seines Blicks außerordentliche Klarheit, Ausdruck von Liebe und Ernst in allem; sein einfacher, braungrauer Rock, sein Stab, mit unbedecktem Haupt und barfuß, wie immer. Als der Mann, fröhlich in der Kraft seines Gottes, in die Versammlung trat, und, nach seiner Art, mit langsamen Worten und männlicher Stimme sie grüßte, standen alle Tagherren von ihren Stühlen auf und neigten sich. Er aber sprach: „Liebe Herren, treue Eidgenossen, hier komme ich alter schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freund aus der Einöde gerufen, zu Euch, zu reden vom Vaterland. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht: ich bin ein ungelehrter Mann; was ich habe, das gebe ich Euch, von dem Gott, welcher Eure Väter gerettet in Landesnöthen, und Sieg auch Euch gegeben hat an Tagen der Schlacht, von dem habe, von dem gebe ich's Euch. Eidgenossen, warum habt ihr Kriege geführt? Weil es anders nicht hat sein können. Wodurch die Siege? Durch die Kraft vereinter Arme. Jetzt wollt ihr Euch trennen um der Beute willen? Ein solches, o Eidgenossen, laßt nicht von Euch gesagt werden in den umliegenden Landen. In guten Treuen rathe ich, dringendst bitte ich, meidet fremde Händel; seid friedsame Nachbarn; und wer Euch unterdrücken wollte, der finde Männer. Fern von Euch, daß Einer um das Vaterland Geld nehme; vor Parteyung hütet Euch, sie würde Euch zerstören. Liebet Euch unter einander, o Eidgenossen, und der Allmächtige walte über Euch, gütig wie bisher!"

Und (so spricht die Chronik) „Gott gab Gnad zu den Worten des

heiligen Einsiedlers, daß in Einer Stunde alles verglichen ward.“ Aber aus dem Hauptflecken Stanz hinauf in den Gotthard, hinunter bis Zürich und bis nach Rhätien und in den Jura allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten; mit Recht, es hatten die Eidgenossen sich selbst überwunden.

Der Bruder Claus ist, nach vollbrachtem Werk, wieder in seine Wildniß gegangen. Die Eidgenossen beschenkten ihn zu Auszierung seiner Capelle. Er fuhr fort, die Summe der Weisheit und aller Tugend, Gehorsam und Liebe, zu lehren. Am ersten Frühlingstag des vierzehnhundert sieben und achtzigsten Jahres, an demselben, wo er vor siebenzig Jahren geboren ward, nachdem seine Nerven acht Tage lang an schmerzlichen Krämpfen gelitten, starb der Bruder in seiner Celle am Ranft, in Gegenwart seiner Freunde Ulrich und Im Grund, der seiner Art nachstrebenden Cäcilia, seines Weibes und seiner Kinder, und wurde von ganz Unterwalden mit größter Ehrfurcht und Liebe auf dem Kirchhof zu Saxeln bestattet; betrauert bei allen Eidgenossen; auch von fremden Fürsten sein Andenken geehrt. Bruder Claus von der Flüe war, wenn je einer, ein heiliger Mann, Unterwalden aber nicht reich und Rom nicht edel genug ihn unter die canonisirten zu bringen, doch sein Altar ist ewig in Gemüthern, die ihn fassen.

Freiherr v. Knigge,

geb. in Bredenbeck bei Hannover 1752, studierte in Göttingen, wurde mit 20 Jahren Hofjunker und Assessor in Cassel, späterhin Kammerherr in Weimar, und lebte dann nach einander in Hanau, Frankfurt und Heidelberg. Er starb 1796 in Bremen als Stadthauptmann und Scholarch. Man merke von ihm: seinen komischen Roman: die Reise nach Braunschweig, und sein Werk: über den Umgang mit Menschen.

Meißner,

siehe oben unter den Dichtern.

Aus seinen Skizzen.

Wie man sich irren kann!

Wahre Anekdote.

Eine englische Landkutsche, nach gewöhnlicher Art mit Menschen vollgestopft, war auf dem Weg nach York begriffen. Man sprach viel von Straßenräubern und von der besten Art sein Geld vor ihnen zu bewahren. Jedes pries sich im Besitz einiger Vortheile zu sein, die man

aber nicht von sich gab. Ein junges, rasches, achtzehnjähriges Mädchen war die keckste und offenherzigste von allen.

„Ich trage," sagte sie, „mein ganzes Vermögen, einen Bankzettel von zweihundert Pfunden, bei mir, und der ist auch gewiß geborgen; ich habe ihn in meine Schuhe, zwischen Strumpf und Fuß, versteckt, und der Räuber müßte mit dem Teufel selbst im Bunde stehn, der da ihn suchte. Sie hatte dies kaum ausgesagt, als sich wirklich Straßenräuber einfanden, und den erschrockenen Reisenden ihre Börsen abforderten. Sie erhielten solche, aber der Inhalt derselben war so äußerst dürftig, daß die Räuber damit nicht zufrieden sein wollten, und die ganze Gesellschaft mit einer strengen Durchsuchung aller ihrer Habseligkeiten bedrohten, wenn sie nicht sofort eine Summe von wenigstens hundert Pfunden herbei schafften.

„Die können," erhob ein alter Mann tief in der Kutsche Hintergrunde seine Stimme, die Gentlemens leicht und doppelt obendrein finden, sobald sie nur der Miß da Schuh und Strümpfe ausziehn lassen! Der Rath ward befolgt. Das arme Mädchen erhielt für ihr niedliches Füßchen ein paar halbspöttische Komplimente, die sie nur allzutheuer mit ihrem Bankzettel bezahlen mußte; man dankte für Fund und Rath; wünschte glückliche Reise, und trollte sich seiner Wege.

Kaum waren die Räuber aus dem Gesichte, als die Bestürzung der Reisenden sich in Wuth verwandelte. Worte reichten nicht hin, die Betrübniß des armen Mädchens zu beschreiben, und den Zorn, mit dem die ganze Gesellschaft gegen den alten Verräther loszog. — „Bösewicht! Diebshehler! Räubergenosse!" erscholl es von allen Seiten her. Man droht' ihm mit Schlägen, Herauswerfen, gerichtlicher Belangung; kurz mit allem, womit man ihm nur drohen konnte; aber er blieb ganz gelassen, entschuldigte sich ein einzig Mal: daß man sich selbst der Nächste sei; und als die Kutsche an dem Orte ihrer Bestimmung hielt, verschwand er unvermuthet, ehe man noch etwas gegen ihn vornehmen konnte.

Das arme unglückliche Mädchen! Wie schlaflos war ihre Nacht! Aber wie unbeschreiblich auch ihr Erstaunen, als sie des andern Morgens noch sehr zeitig folgenden Brief erhielt:

„Hier, liebe Miß, sendet Ihnen der Mann, den Sie gestern als ihren Verräther so sehr verabscheuten und verabscheuen mußten, das für ihn ausgelegte Capital zurück, nebst eben so viel Zinsen, und einer Haarnadel von wenigstens gleichem Werthe. Alles dies wird hoffentlich hinreichen, um wenigstens in etwas Ihren Kummer zu zerstreuen, und dann werden wenige Worte mein Betragen Ihnen entziffern. Ich bin ein Mann, der nach zehn in Indien zugebrachten Jahren heimkehrt. Wechselbriefe auf dreißig tausend Pfund waren gestern in meiner Tasche, und waren dahin, wenn es die Knauserei meiner Gefähr-

ten zu einer Durchsuchung von den Räubern kommen ließ. Unmöglich konnt' ich wünschen, wieder zurück nach Indien, zumal mit leeren Händen, gehen zu müssen. Verzeihn Sie daher, wenn ich Ihre Offenherzigkeit nützte, und lieber eine mäßige Summe, ob sie gleich nicht mein war, aufopfern, als alles das meinige verlieren wollte. Ich bin Ihnen dafür, dies heutige kleine Geschenk ungerechnet, zu jeder Zuflucht bereit." —

Reinhard,

der größte Kanzelredner neuer Zeit, geb. 1753 in Vohenstrauß in Baiern, Professor in Wittenberg, zuletzt Oberhofprediger und Kirchenrath in Dresden, gest. 1812.

Niemeyer,

s. oben. Unter seinen prosaischen Arbeiten führen wir nur an: Philotas, zur Beruhigung und Belehrung für Leidende; Timotheus, zur Erweckung und Beförderung der Andacht; Betrachtungen auf Reisen.

Todtenamt in Pont a Mousson.

Es war 6 Uhr Abends. Man läutete in der Kirche St. Laurent. Ich fragte nach der Veranlassung. „Nous avons Lundi. C'est la bénédiction." Ich sah jung und alt aus den Häusern kommen, und folgte der Menge. Die Kirche füllte sich aus allen Ständen. Einer der Vorsänger unterrichtete mich, daß das Todtenamt gehalten werde. „Man betet da," sagte er, „zu Gott für die armen Seelen im Fegefeuer." — „Nun —" erwiederte ich dem gutmüthigen Manne, — „das ist wenigstens menschenfreundlich. Thut es doch auch im Leben dem Bedrängten wohl, wenn sich gute Menschen für ihn verwenden." — Es waren eben Briefe eingegangen, welche meldeten, von wie vielen Seiten man sich für uns verwendet hatte.*)

Der Gesang des Priesters, Cantors und der Chorknaben war ziemlich unverständlich. Ich hörte nur die häufige Wiederholung des Dominüs vobiscüm, und die Antwort der Gemeinde et cüm spiritü tüo. So spricht man bekanntlich das Latein in Frankreich aus. Das Amt

---

*) Niemeyer war auf Befehl Napoleons nebst einigen andern angesehenen Einwohnern von Halle wegen ungegründeten Verdachts nach Frankreich geführt worden.

mochte eine Viertelstunde gedauert haben, als man einen Sarg hereintrug und in die Mitte der Kirche stellte; davor einige Chorknaben mit Kreuzen, schwarzgekleidete Frauen mit Kerzen zur Seite; zwei Geistliche im weißen Chorhemde am Hauptende des Sarges. Man sang und sprach die Seelmesse. Die Versammelten lasen in ihren Gebetbüchern, und stimmten nur in die oft wiederkehrenden Schlußworte: **In Saecüla Saecülorum, Amen!** So wird es bei jedem Todten, dem Armen wie dem Reichen gehalten. Marschall Düroes Mutter starb, während wir dort waren. Der Leichenzug war glänzender, die Gebräuche dieselben.

Der Todte war ein blutarmer Mann. Man hob den Sarg auf. Verwandte begleiteten ihn nach dem Todtenacker vor der Stadt. Der einzige Sohn, ein Knabe, den man der Mutter nachführte, zerfloß in heißen Thränen. Ich folgte dem Zuge mit tiefer Rührung. — Ich fühlte mich so einsam unter lauter fremden Menschen, und so ernst an das erinnert, was jeden Tag auch unser Loos sein konnte. Uns hätte kein Sohn hier folgen können.

Das aus dem Munde der Geistlichen dumpftönende **Requiem aeternam dona illis**, wiederholte sich alle hundert Schritt bis zum Grabe. Während des Versenkens sprach man Gebete. Der Knabe war außer sich. Eine kleine Gabe zerstreute das Kind. Die Leute wunderten sich, und priesen die Milde eines fremden Menschen. Wie leicht war es doch hier, Dank zu verdienen! Als der Sarg mit Erde bedeckt war, entfernte sich ein Theil der Begleitung. Viele aber blieben zurück und rings umher sah man auf Gräbern kniende und weinende Menschen jedes Alters und Geschlechts. Sie gedachten der Todten, die unter dem Rasen ruhten, in lauten und stillen Gebeten. Es war ein durch die Neuheit ergreifender Anblick. Ich wünschte unsern Begräbnissen, statt des lauten, oft so unwürdigen Getümmels des Volks und der Jugend, nur etwas von dieser Ruhe und Sammlung. Was sich von irrigen Vorstellungen darein mischen mochte, störte mich nicht. Ich hielt mich an die gemeinsamen Gefühle, in denen sich überall die Menschen begegnen.

Der Pfarrer von St. Genevieve.

Etwas ganz ähnliches kam mir an einem andern Tage auf dem Lande vor. Wir hatten die Bekanntschaft eines sehr schätzbaren Mannes, des Pfarrers von St. Genevieve, gemacht. Er war das wahre Gegenbild eines andern Landpfarrers, bei dem uns der Vater unsres Wirths auf einem Spaziergange zufällig eingeführt hatte. Wenn dieser sichtbar im Sode eines schmutzigen häuslichen Lebens versunken war, nichts als ein Dutzend alte Bücher um sich hatte, so fanden wir bei

Hrn. Benard eine geräumige wohlmeublirte Wohnung, eine Auswahl sehr guter Schriften, in seiner Schwester eine angenehme Wirthin. Er war eben beschäftigt, ein paar junge Leute aus dem Dorfe zu unterrichten. Beide Geschwister waren das Bild jener Ruhe, die der Seefahrer genießt, wenn er nach fürchterlichen Stürmen einen Hafen erreicht hat.

St. Genevieve, anderthalb Stunden von der Stadt, liegt auf einem Berge, der — fast noch höher als der Mousson — die ganze Gegend beherrscht. Die recht wohl erhaltne Kirche ist der höchste Punkt. Nah' an der Hauptthüre, dicht an der Mauer, war von Stein und Rasen ein Altar errichtet. Statt des Altargemäldes hatte man eine Rasenwand aufgebaut, an der, zwischen dem frischen Grün, drei bis vier Reihen von Todtenköpfen, zum Theil noch mit moderndem Fleisch und Haut bedeckt, aber mit Blumen, Bändern und Flittern aufgeputzt, einen gräßlichen Anblick gaben. „Gott!" — sagt' ich zu dem Curé — „wie können Sie dies ertragen? Sollte man nicht diese schrecklichen Bilder der Zerstörung, wenn sie uns gleich alle erwartet, aus dem Auge entfernen? nicht, was der Erde angehört, recht bald zurückgeben; dagegen, statt das Grauen vor der Verwesung so schauderhaft zu vermehren, vielmehr durch den Schmuck der Ruhestätten mit Blumen und Kränzen nur daran erinnern, daß sich auch aus Staub und Moder ein neues schöneres Leben entwickeln könne?"

„Man muß froh sein —" erwiederte Herr Benard — „daß die Menschen wieder ernsthafter geworden sind; daß sie wieder die Kniee vor Gott beugen, und der Gedanke des Jenseits nicht mehr in dem Grade vermißt wird, wie damals, als man alles Heilige mit Füßen trat, selbst da noch, als es wieder erlaubt ward, an Gott zu glauben."

Während unsrer Gespräche war unerwartet der Abend herangekommen, und der Pfarrer mußte sich zu einem Begräbniß anschicken. Ein noch rüstiger Handarbeiter war gestorben, und hatte eine Wittwe mit vier Kindern in großer Armuth hinterlassen. Der Geistliche zeichnete ihn wegen seiner Rechtschaffenheit durch alle Feierlichkeiten des Todtenamts aus, dem auch ich mit meinen Begleitern beiwohnte. Schon in der Kirche waren die vier Kinder so außer sich, daß man fürchten konnte, sie würden in Verzuckungen fallen. Eben so war es am Grabe. — In dem Augenblick, wo man den Sarg versenkte, schien der letzte Sonnenstrahl in alle die thränenvollen Augen, die um das Grab her standen, oder auch hier wieder auf den Gräbern ihrer Todten knieend beteten. Dann umzog den Himmel das prachtvollste Abendroth. Als die Feuerglut allmälig erbleichte, stand der Mond mit seiner silbernen Sichel über uns, und als wir den Berg hinunterstiegen, lag die ganze Landschaft wunderherrlich im blauen Nebelduft vor uns ausgebreitet. Aber noch in der Ferne hörte man das Jammergeschrei der Kinder und

Weiber. Ueberhaupt hatte ich oft Gelegenheit, die eigenthümliche Lebhaftigkeit des französischen Volks im Schmerz wie in der Freude mit dem gemäßigteren Ausdruck des unsrigen zu vergleichen.

Wir genossen noch lange des einzig schönen Abends.

Ich hatte den Rückweg mit unserm in der Regel sehr heitern Freunde, Herrn v. Madeweis, gemacht und es ihm angemerkt, wie er von allem, was wir gehört und gesehn hatten, im Innersten ergriffen, und, wie joviale Naturen am leichtesten von der Fröhlichkeit zur Trauer übergehen, in eine stille Wehmuth versunken war. Nach einem ungewohnten Stillschweigen entspann sich nach und nach aus den Eindrücken, welche der Tag in uns zurückgelassen hatte, ein ernstes Gespräch über den steten Wechsel des Entstehens und Vergehens unsers sterblichen Geschlechts, indeß Sonnen und Monde, immer dieselben, nach ewigen Gesetzen ihre Bahnen unverrückt durchlaufen, und bewußtlos in gleicher Herrlichkeit über Tagen der Freude wie über Tagen der Trauer, des Bluts und der Thränen auf- und untergehen. Voll von diesen Betrachtungen, schrieb ich noch am Abend einige dieser Gedanken nieder, und widmete sie dem Freunde, dessen Stimmung sie veranlaßt hatte. Vielleicht sprechen sie auch hier manches Gemüth an, dem solche Stimmungen nicht fremd geworden sind.

Ich sah sie wohl, die stille Zähre,
Die dir das heitre Aug' umfloß,
Als sich der Todtenhügel schloß,
Und um die Gruft, die ach! den Vater sollte decken,
Der laute Schmerz die Hände rang,
Indeß im Purpurglanz, zur andern Hemisphäre,
Den jungen Morgen dort zu wecken,
Die Abendsonne niedersank.

Bewegt wie du, stieg ich den Rebenhügel nieder;
Wir sahn uns an, und schwiegen wieder.
Des Erdenlebens trübes Bild,
Lag wie in Nebelgrau vor unserm Blick enthüllt.
Vom Zauber der Natur umflossen,
Blieb unsre Brust der Freude doch verschlossen.
Bei ihrer stillen Herrlichkeit,
Erschien der Mensch uns nur in Unruh', Kampf und Streit!
Wie, wenn er nicht im Lenze schon verblühet,
Des Staubes Sohn sich ängstet, quält und mühet,
Wie blind er durch das Leben geht,
Von seinem Schicksal nichts versteht!

Um trügenden Besitz, um das Phantom der Ehre,
Streift er durch Land und wilde Meere.

Im Schweiß des Angesichts, in Hütten, auf dem Thron
Sucht er nach Ruh, bis er zum Lohn
Von tausend durchgequälten Stunden
Des Mißmuths und der Reue Wunden
Im ungestillten Herzen trägt,
Die bluten, bis es nicht mehr schlägt.

Die Vorwelt sinkt, die Mitwelt in die Erde;
Er wird's gewahr und achtet's nicht.
Er strebt, er ringt, er baut, zerbricht
Was er gebaut, und wähnt, daß es nie enden werde.
Die Erde schmückt mit Blumen ihren Schooß;
Er greift hinab, und zieht ein Todesloos.
Am fremden Grabe kniet er heute ruhig nieder;
Da sinkt es unter ihm, und er, ein welkes Laub,
Er wird, eh' er's gemeint, zu einer Hand voll Staub,
Und kehret nimmer, nimmer wieder.

Sie aber, deren Strahl des Weltalls Raum durchdringt,
Die flammend dort in Westen niedersinkt,
Verbirgt sich Stunden nur, die königliche Sonne,
Kühlt ihre heiße Flammengluth
In stiller Meere Silberfluth,
Ruft dann zu neuer Lebenswonne
Die Welt bei ihrem Auferstehn,
Selbst ewig jung und ewig schön.
Die Tausende, die vor uns waren,
Sie alle haben sie in dieser Pracht gesehn;
Der Enkelwelt strahlt sie nach hundert tausend Jahren,
Rastlos im Schwung — wann wird sie stille stehn?

„Dies eben," sprichst du, Freund, „macht mir die Seele trübe!" —
O denk': sie schuf die Macht, uns schuf die ew'ge Liebe,
Und aus der Wesen unendlichem Chor
Trat doch am glücklichsten der hohe Mensch hervor.
Der Arme, den sie weinend dort begraben,
Empfing, wie wir, der Gottheit höchste Gaben.
Hat auch der Schmerz in ihm gewühlt,
So hat er, sich bewußt, auch Freud' und Lust gefühlt.

Hat er geirrt, hat er gefehlet,
So hat er doch gedacht, selbst fehlend frei gewählet.
Oft wenn der Sonne Gluth am Mittag ihn gedrückt,
Hat ihn der Morgenhauch, der Abendhauch erquickt.
In dieser Sonne mildem Strahle

Hat er als Kind gespielt, als Knabe sich gefreut;
Es hat bei seinem Hochzeitmahle
Die Liebe Rosen ihm gestreut.
Die Kinder, die dort jammernd klagen,
Sie waren Trost für ihn, selbst in den trübsten Tagen.
Nennst du das Leben ohne Werth,
Dem Gott das höchste Glück, der Liebe Glück gewährt?

Die Sonne, wie voll Pracht sie strahlet,
Wie herrlich sie die Abendwolken malet,
Des Himmels große Königin:
Doch dient sie nur der Elemente Gewalten;
Sie selber kann sich nicht gestalten,
Nicht treibt, wie uns, sie eigner Sinn.
Nicht lieben kannst du sie, nicht schätzen;
Blind folgt sie ewigen Gesetzen!
Sie spendet Tod und Leben, nur
Gehorsam folgend der Natur,
Bringt Glück dem Beglückten, bringt Kummer dem Armen,
Fühlt selbst von Freude nichts, nichts von Erbarmen.

Was dort die kalte Gruft empfangen,
Was modernd aufgelöst zerstäubt,
Nicht das war jenes liebende Verlangen,
Das unsre Brust unendlich treibt.
Nein, was im Menschen sich freuet und trauert,
Was ahnend den Busen mit Hoffnung durchschauert,
Das ist der Geist! den begraben sie nicht;
Er geht unter, geht auf, wie Sonnenlicht.
Und hat er die Erdenbahnen vollendet,
So steigt er entfesselt zum Himmel gewendet.
Was hier man uns raubte vom irdischen Glück,
Das giebt uns die Zukunft einst doppelt zurück.

Drum, Freund, laß dein Auge die Thräne nicht trüben!
Sieh dort den friedlichen Mond, sieh jenen freundlichen Stern!
Sie leuchten den Fernen, wie uns! Die Geister sind sich nicht fern.
Drum laß uns fröhlich gedenken der Lieben!
Und sehn wir sie hier nicht, so sehen wir sie drüben,
Bewohnen mit ihnen den lieblichen Stern.

Caroline Rudolphi,

s. oben.

Aus ihrem Gemälde der weiblichen Erziehung.

Der Geburtstag.

Woldemar's Geburtstag ward von den beiden Kindern sehr nett begangen. Ida flocht' am Morgen früh einen Blumenkranz, den sie ganz behend über sein Bild in unserm Wohnzimmer hängte. Ihre Geldbörse und ein Brieflein dazu (das zweite, was sie geschrieben) schickte sie durch Gertrud. Und selbst Mathilde hat eben so heimlich für ein kleines Geldgeschenk, das ich ihr vor acht Tagen machte, ihm ein nettes Schreibzeug gekauft; dies brachte sie nun ganz verschämt hervor, und gab es der Gertrud mit. Es ist das erste Geschenk, welches sie macht.

Woldemar kam geflogen, um seine unbändige Freude auszuschütten. Er zerdrückte Ida fast, auch gegen Mathilde war er schon seit einiger Zeit milder, und heute sehr freundlich. Die Kinder waren wie Engel des Himmels mit einander. Platov hat ihm eine Uhr geschenkt, wozu ich das Uhrband gestrickt. Wie der närrische Mensch so stolz damit auf und abging, und sich unaufhörlich besah! — Ich hatte ihnen ein nettes Frühstück bereitet. Das genossen sie in dem Musikzimmer. Ida hatte ein Liedchen gelernt, welches sie ihm nachher sang. „Hast du Ida's Briefchen gelesen, Tante Selma?" Ich hatte es nicht gelesen. Er reichte es mir. Und dies ist sein Inhalt:

Mein lieber Bruder Woldemar!

„Du bist ein herrlicher Bruder, und hast Ida so lieb. Ida hat dich aber auch gar sehr lieb. O, warum kann man denn das nicht sagen, wie lieb man den andern hat! Ich dachte immer, wenn du nur erst schreiben kannst, dann willst du es ihm wohl besser sagen, als mit dem Munde; aber nun sehe ich, daß ich es so auch nicht kann.

Aber ich freue mich sehr, daß du auf der Welt bist, und daß ich auf der Welt bin, und daß ich deine Schwester bin, und du mein Bruder; und ich kann mir das gar nicht vorstellen, wenn du nicht auf der Welt wärst, und ich nicht. Ich denke, es müßte dann gar nicht hübsch sein auf der Welt. Und worüber sollte sich die Mutter dann wohl freun? Tante fragte mich neulich, ob ich auch wüßte, warum man den Geburtstag feierte? O ich wußt' es wohl, warum man ihn feiert! Ich habe dir eine Geldbörse gestrickt; nun mußt du ja an Ida denken, so oft du sie herausziehst. Ich habe so viele rothe Streifen darein gestrickt, als liebe Geburtstage im Jahre fallen. Der erste Streifen ist Mutter ihr Geburtstag, das ist der breiteste; dann kommt

Vater seiner, dann deiner, dann Tante ihrer; aber du wirst wohl sehen, wie sie dann weiter folgen. Dies ist mein zweiter Brief, lieber Woldemar. Ich wüßte dir noch wohl viel zu schreiben, wenn ich nur wüßte, wie ich es schreiben sollte. Ich bin so ungeduldig, dich zu sehen, daß ich gar nicht mehr schreiben kann. Komm nur bald, Herzenswoldemar." —

Nun wußt' ich erst, warum das liebe Geschöpf heute so früh aus dem Bette wollte. In einem angefeuchteten Tuche hatte sie noch ein Kränzchen aufbewahrt; das legte sie den Mittag um Woldemar's Trinkglas. Unter seiner Serviette fand er deinen und deines Mannes Briefe, die gestern für ihn ankamen; da war er ganz selig.

Und wie er des Vaters Lob und Zufriedenheit las, glühete er über und über. Als er an die Worte kam: „werde nur ein braver Mensch, und nicht zu weich," da sah er Platov an, den er mitlesen ließ, und fragte: „bin ich es denn noch immer?" — Der sagte: „noch wohl, mein Junge; aber das wird sich schon geben. Lerne nur brav. Und bald machen wir eine Reise mit einander, da wird man kräftig."

Nun kam er an deinen Brief, und wer sehr weich ward, waren außer Woldemar, Platov und ich — wir alle. — O du gute Mutter, wie bist Du es werth, solche Kinder zu haben!

Nach Tisch fuhren wir zusammen nach der Buchnau. Ich weiß nicht, ob du dies reizende Thal gesehen. Es liegt wie im Schooße zweier Berge, oder vielmehr eines Berges mit zwei gesonderten Gipfeln. Einer von diesen Berggipfeln ist mit den schönsten Buchen bewachsen, wovon sich ein Theil bis unten in das Thal verliert. Hier liegen ungeheure Steine, die so behauen sind, als ob sie in der grauen Vorzeit zu Opferaltären gedient hätten. Ein andrer Theil des Gebirgs ist nach der Süd- und Westseite mit Weinreben, Kastanien, Pfirsichen und Mandeln bepflanzt. Auf diesem Fleck hat die üppige Vegetation des Landes sich in ihrer höchsten Kraft und Fülle gezeigt.

Wohl ist die Weinlese noch nicht da, aber die Trauben reifen schon häufig. Die große Fruchtebene vor uns grünte von neuem, wie im ersten Frühlingsschmucke. Der Strom schlug seine Silberwellen stolz durch sie hin, und wand sich gewaltig schäumend hindurch. Die Kinder füllten ihre Körbe mit Herbstblumen, die hier in großer mannichfaltiger Menge wachsen. Ich ließ ihnen Früchte und Trauben aus dem Weinberge bringen, so viel sie mochten. Mit Sonnenuntergang stiegen wir auf die Anhöhe hinter den Weinbergen in den Kastanienwald. O hättest Du nur eine Stunde mit uns sein können! Es war ein unaussprechlich milder Reiz über die ganze Natur ausgegossen. Wie eingewurzelt standen die Kinder, als sie die Sonne hinter das westliche Gebirge versinken sahen. O, diese Ruhe, diese Stille der herbstlichen Natur, wie wirkt sie so wohlthätig! Man fühlt sich im tiefen Frieden

mit dem Universum, wie mit den kleinsten Kreaturen. Kein Würmchen kann man dann zertreten, die stille Natur berührt uns so leise, und haucht das Heilige in uns so heimlich an. Kein Lüftchen und keine Leidenschaft regt sich.

Platov bot mir schweigend den Arm zum Herabsteigen. Jedes ehrte das Schweigen des andern. Wir hatten unsern Wagen heim geschickt, und wandelten gemach im Vollicht des Mondes nach Hause.

Ueber die Gespensterfurcht.

Wie spät oft gewisse Eigenheiten bei jungen Mädchen zum Vorscheine kommen! Hertha ist nun schon eine beträchtliche Zeit bei uns, und ich wußte noch nicht, daß sie an der Gespensterfurcht leide. Von ihrer entsetzlichen Gewitterfurcht hatten wir frühe Proben; denn sie konnte sich nicht verstecken; aber jene andere hatte sich lange verborgen gehalten, bis sie bei einer besonderen Veranlassung plötzlich hervorbrach. Es hatte nämlich eine Schwester der Lisel, die einige Stunden entfernt wohnt, sie besucht, und ihr erzählt, wie in ihrem Orte einer, der sich im Wahnsinn selbst gehenkt, die Nacht das ganze Dorf beunruhigt, so daß der Prediger auf seine schnelle Herabnahme und Beerdigung gedrungen, und den armen spukenden T — — endlich zur Ruhe zu sprechen versucht habe, daß man aber wisse, er irre seitdem anderswo umher, und daß man an vielen Orten Nachts ein Lärmen höre, wovon man keinen Grund ersinnen könne. Auch hänge sich den Reisenden, die dort vorüberfahren, oft etwas wie Blei an den Wagen, oder mache die Pferde plötzlich scheu, und zische dann mit Hohngelächter die geängsteten Leute aus. Hertha war gerade in der Gesindstube, als die Bäuerin dies erzählte. Mit einem Male ward die ganze Mythologie der Ammenstube wieder in Hertha wach — und als sie am Abend hinaufgehen sollte nach den Schlafzimmern, um mir etwas zu holen, ward sie ganz bleich. „Was ist Dir, liebe Hertha?" fragt' ich wirklich verwundert; „wolltest Du nicht gern etwas für mich holen? Du bist ja sonst so leicht beweglich?" Ida sprang gleich einem Reh hinauf, und war im Moment mit der verlangten Sache wieder da. „Liebe Tante," stammelte Hertha, „ich wollte gern, aber ich konnte nicht hinaufgehen." — „Bist Du nicht wohl?" „O ja, aber es war mir, als ob ich hier auf dem Boden gebannt sei; ich konnte nicht hinauf. Ich meine, ich glaube, es müsse gleich hinter mir drein gekommen." — „Was denn, Hertha?" — „Ach, Tante, Du weißt nicht, und Du glaubst es auch nicht, aber der Lisel ihre Schwester hat es gesagt, und die sieht doch so ehrlich aus, und lügt gewiß nicht." „Nun was denn?" Und da kam denn die Geschichte des spukenden Gehenkten heraus. „Gern, liebe Hertha, will ich es glauben, wenn Du mir nur einigermaßen begreiflich machen willst,

wie Du es glauben magst, daß der Gehenkte, dessen Körper unter der Erde liegt, sich den Reisenden anhänge, und mit welchem Organ er sie auszische, da alle seine irdischen Organe sich auflösen in Staub und Moder." — „Aber die ehrliche Walpurga (der Name der Bäuerin) wollte der Schwester doch gewiß nichts weiß machen?" — „Das glaube ich auch, Hertha. Aber wenn Walpurga, die nicht französisch versteht, ein französisches Buch über die Naturgeschichte fände, und ein loser Schalk ihr weiß machte, es sei ein arabisches Zauberbuch — meinst Du nicht, daß sie es glauben würde, wenn er es ihr recht wahrscheinlich machte?" — „O ja, Tante." — „Und warum? weil sie gar nichts von der wirklichen Sprache des Buchs versteht. Aber wenn sie Dir nun das Buch brächte, mit der Versicherung, es sei ein arabisches Zauberbuch, in dem gar wunderbare Dinge stehen, würdest du es ihr glauben?" — „Nein, Tante! das würde ich nicht; denn ich verstehe ja Französisch, und könnte sogleich sehen, was darin steht." — „Wenn sie Dir aber wirklich ein arabisches Buch brächte, etwa über Arithmetik oder Astronomie, und versicherte Dir, wer dies Buch besitze, könne Geld machen, Todte erwecken, und von sich selbst Tod und Krankheit abhalten — würdest Du ihr das glauben?" — „Nein, Tante!" — „Aber Du verstehst doch kein Arabisch, und wüßtest ja nicht, was darin stehet. Es könnte doch vielleicht seyn." — „Die Walpurga kann ja nicht wissen, was in dem Buch stehet, weil sie die Sprache nicht kennt, in der es geschrieben ist, und zu dem, so ist ja gar nicht wahrscheinlich, ja es scheint mir unmöglich, daß es ein solches Buch geben könne." — „Ein solches Buch wäre nicht unmöglicher, als das nächtliche Auferstehen eines beerdigten Gehenkten, und die Macht eines uns unsichtbaren todten Körpers, Pferde scheu zu machen oder Leute auszuzischen." — „Aber, Tante! Es glauben doch so viele Menschen" — „Nenne mir die wohlunterrichteten Menschen, die so etwas glauben." — „Unsre Haushälterin auf Buchenhain." — „Hast Du nicht selbst oft ihrer Unwissenheit gespottet?" — „Die alte Frau Rektorin." — „Erinnere Dich, was Du von der wohl sagtest." — „Aber, selbst der Herr Pfarrer zu Neuenburg behauptete gar oft, es gäbe so viele gar unbegreifliche Dinge" — „und hatte gewiß sehr recht, gute Hertha. Aber zu dem vielen Unbegreiflichen, das uns vor Augen liegt, wollen wir ja nicht noch die Ammenmährchen hinzuthun, um uns zu quälen. Ist Dir oder Mathilden oder Ida je etwas der Art begegnet, liebe Hertha?" — „Nein, Tante." „Nun so glaube es mir einmal aufs Wort, es gebe keine solche Erscheinung." — „Aber Tante, wie soll ich denn solche Gedanken los werden, die mich bei Tage eben nicht quälen, aber sobald es dunkel wird und ich allein bin — mich unbeschreiblich ängstigen?" Ida erbot sich darauf, allemal mit ihr zu gehen, so oft sie Abends im Dunkeln hinauf oder hinunter zu gehen habe, so lange bis sie sich nicht mehr fürchte.

Selbst im Mondschein, sagte Hertha, sei ihr oft unaussprechlich bange, weil sie da immer sonderbare finstre Gestalten sehe. „Und ich," sagte Ida, „sahe auf den goldnen Mondstrahlen oft ein ganzes Heer freundlicher Genien zu mir kommen, oder schöne Engelsgesichter darauf schweben, wie Raphael sie gemalt.

Wie verschieden diese beiden Phantasien! Ida hält treulich Wort, und begleitet Hertha auf jedem Wege, den sie Abends zu machen hat. Und wenn sie nicht kann, so thut es Clärchen oder Mathilde, die durchaus nichts von solcher Furcht begreifen. Ein so von Furcht geängstetes Gemüth durch bloßes Raisonnement heilen wollen, wäre vergebliches Unternehmen. Im Umgange mit furchtlosen heiteren Seelen verliert sich diese Furcht von selbst, wenn sie nicht durch zu frühe und zu oft wiederholte Eindrücke dem jungen Gemüth zu tief eingegraben ist. Bei Hertha hatte diese Leidenschaft wie unter der Asche geglimmt, und war durch Walpurgens Erzählung wieder zur lichten Flamme angefacht. „Giebt es denn aber gar keine zutreffenden Träume, keine Ahnungen, keine Vorbedeutungen?" fragte Hertha kürzlich einmal. „Es erzählen doch so viele Menschen davon." — „Bei diesen Dingen, liebe Hertha, ist der Unglaube viel heilsamer als die Leichtgläubigkeit. Mir ist in meinem ganzen Leben nichts vorgekommen, das mir diese Dinge nur einigermaßen wahrscheinlich gemacht hätte, und von allen meinen Freunden und Bekannten ist noch keinem etwas begegnet, das diesem Glauben Nahrung geben könnte. Geträumt habe ich oft sehr lebhaft, so daß ich mit einer ganz kleinen Anlage zu solchem Glauben diese Träume hätte für prophetisch halten müssen. Ich hielt sie für gewöhnliche Träume, und es erfolgte nichts."

„Aber die Todtenuhr, liebe Tante, die unsers Gärtners Tod anzeigte?" — „Ist ein Wurm im Holze, der da nagt, wo er zu nagen findet, und mit dem Leben oder Sterben der Bewohner des Hauses nichts zu schaffen hat." — „Aber das Heimchen?" — „Schlägt die Flügel zusammen, wenn's ihm recht warm und behaglich ist." — „Und die Eule?" — „Die fliegt vom Lichte geblendet nach den Fenstern zu, wo spät Nachts noch Licht brennt — und da das gewöhnlich in Krankenstuben ist, so fliegt sie da hinan, und wer darauf achten will, wird finden, daß Kranke nach solchem nächtlichen Besuche eben sowohl genesen als sterben." — „Und so wäre das alles nichts, liebe Tante?" — „Nimm das vorläufig an, liebe Hertha. Wenn Du bei reiferem Verstande Erfahrungen für die Sache machst, dann theile sie mir mit; ich lasse mich belehren." Diese Sprache fand Eingang bei ihr. Hätte ich mich mit Eifer gegen diese Dinge erklärt, so hätte vielleicht Eigensinn und Rechthaberei sich zu dem tiefgewurzelten Ammenglauben gesellt, und ihn unauslöschlich gemacht. Clare erzählte nun noch, wie der Vater zu Neuenburg darauf gearbeitet, daß dergleichen Vorstellungen immer mehr außer Credit gekommen,

und wie er die Leute seiner Gemeine oft scherzend, oft sanft schonend zurechtgewiesen, wenn sie ihm mit dergleichen Dingen gekommen, und wie er ihnen oft gesagt: der rechte Glaube an Gott lasse gar keinem solchen Glauben Platz in dem Gemüthe, und daß es fast unmöglich sei, mit Gott erfüllter Seele sich so etwas zu denken. Ein Mensch, der mit ganzem Herzen bete, könne fast nicht zugleich sich vor der Macht der Geister fürchten. Auch dies ging nicht an Hertha vorüber.

Wie freuet es mich, daß unsern andern Kindern der Kampf gegen die peinliche Furcht erspart worden. Es ist einer der härtesten Kämpfe, und dauert bei einigen Menschen während ihres ganzen Lebens fort. —

---

v. Schiller

(s. oben) ist auch als Prosaiker ausgezeichnet. Seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs und des Abfalls der Niederlande werden immer mit Vergnügen gelesen werden.

Wilhelm von Oranien.

Aus der Geschichte des Abfalls der Niederlande.

Wilhelm der Erste, Prinz von Oranien, stammte aus dem deutschen Fürstenhause Nassau, welches schon acht Jahrhunderte geblüht, mit dem österreichischen eine Zeitlang um den Vorzug gerungen, und dem deutschen Reich einen Kaiser gegeben hatte. Außer verschiedenen reichen Ländereien in den Niederlanden, die ihn zu einem Bürger dieses Staats und einem gebornen Vasallen Spaniens machten, besaß er in Frankreich noch das unabhängige Fürstenthum Oranien, welches ihm Renatus von Chalons in seinem letzten Willen überlassen hatte. Wilhelm ward im Jahre 1533 zu Dillemburg in der Grafschaft Nassau von einer Gräfin Stolberg geboren. Sein Vater, der Graf von Nassau, desselben Namens, hatte die protestantische Religion angenommen, worin er auch seinen Sohn erziehen ließ; Karl der Fünfte aber, der dem Knaben schon frühzeitig wohl wollte, nahm ihn sehr jung an seinen Hof, und ließ ihn in der römischen aufwachsen. Dieser Monarch, der in dem Kinde den künftigen großen Mann schon erkannte, behielt ihn neun Jahre um seine Person, würdigte ihn seines eignen Unterrichts in Regierungsgeschäften, und ehrte ihn durch ein Vertrauen, welches über seine Jahre ging. Ihm allein war es erlaubt, um den Kaiser zu bleiben, wenn er fremden Gesandten Audienz gab — ein Beweis, daß er als Knabe schon angefangen haben mußte, den ruhmvollen Beinamen des Verschwiegenen zu verdienen. Der Kaiser erröthete sogar nicht, einmal öffentlich zu gestehen, daß dieser junge Mensch ihm öfters Anschläge gebe, die seiner eignen Klugheit würden entgangen seyn. Welche Erwartun-

gen konnte man nicht von dem Geist eines Mannes hegen, der in einer solchen Schule gebildet war, und welche von dem Herzen dieses Mannes, der — noch als Kind so nahe um einen Monarchen — nicht aufgehört hatte, ein guter Mensch zu seyn!

Wilhelm war drei und zwanzig Jahr alt, als Karl die Regierung niederlegte, und hatte schon zwei öffentliche Beweise der höchsten Achtung von ihm erhalten. Ihm übertrug er, mit Ausschließung aller Großen seines Hofs, das ehrenvolle Amt, seinem Bruder Ferdinand die Kaiserkrone zu überbringen. Als der Herzog von Savoyen, der die kaiserliche Armee in den Niederlanden kommandirte, von seinen eigenen Landesangelegenheiten nach Italien abberufen ward, vertraute der Kaiser ihm den Oberbefehl über seine Truppen an, gegen die Vorstellungen seines ganzen Kriegsraths, denen es allzugewagt schien, den erfahrnen französischen Feldherrn einen Jüngling entgegen zu setzen. Abwesend und von niemand empfohlen, zog ihn der Monarch der lorbeervollen Schaar seiner Helden vor, und der Ausgang ließ ihn seine Wahl nicht bereuen.

Die vorzügliche Gunst, in welcher dieser Prinz bei dem Vater gestanden hatte, wäre allein schon ein richtiger Grund gewesen, ihn von dem Vertrauen seines Sohns auszuschließen. Philipp, scheint es, hatte es sich zum Gesetz gemacht, den spanischen Adel an dem niederländischen wegen des Vorzugs zu rächen, wodurch Karl der Fünfte diesen letztern stets unterschieden hatte. Aber wichtiger waren die geheimen Beweggründe, die ihn von dem Prinzen entfernten. Wilhelm von Oranien gehörte zu den hagern und blassen Menschen, wie Cäsar sie nennt, die des Nachts nicht schlafen, und zu viel denken, vor denen das furchtloseste aller Gemüther gewankt hat. Die stille Ruhe eines immer gleichen Gesichts verbarg eine geschäftige feurige Seele, die auch die Hülle, hinter welcher sie schuf, nicht bewegte, und der List und der Liebe gleich unbetretbar war; einen vielfachen, fruchtbaren, nie ermüdenden Geist, weich und bildsam genug, augenblicklich in alle Formen zu schmelzen; bewährt genug, in keiner sich selbst zu verlieren; stark genug, jeden Glückswechsel zu ertragen. Menschen zu durchschauen und Herzen zu gewinnen, war kein größerer Meister als Wilhelm; nicht daß er, nach der Weise des Hofs, seine Lippen eine Knechtschaft bekennen ließ, die das stolze Herz Lügen strafte, sondern weil er mit den Merkmalen seiner Gunst und Verehrung weder karg noch verschwenderisch war, und durch eine kluge Wirthschaft mit demjenigen, wodurch man Menschen verbindet, seinen wirklichen Vorrath an diesen Mitteln vermehrte. So langsam sein Geist gebar, so vollendet wurden seine Früchte; so spät sein Entschluß reifte, so standhaft und unerschütterlich ward er vollstreckt. Den Plan, dem er einmal als dem ersten gehuldigt hatte, konnte kein Widerstand ermüden, keine Zufälle zerstören; denn alle hatten, noch ehe sie wirklich eintraten, vor seiner Seele gestanden. So sehr sein Gemüth

über Schrecken und Freude erhoben war, so unterworfen war es der Furcht; aber seine Furcht war früher da, als die Gefahr; und er war ruhig im Tumult, weil er in der Ruhe gezittert hatte. Wilhelm zerstreute sein Gold mit Verschwendung; aber er geizte mit Sekunden. Die Stunde der Tafel war seine einzige Feierstunde; aber diese gehörte seinem Herzen auch ganz, seiner Familie und der Freundschaft; ein bescheidener Abzug, den er dem Vaterland machte. Hier verklärte sich seine Stirne beim Wein, den ihm fröhlicher Muth und Enthaltsamkeit würzten, und die ernste Sorge durfte hier die Jovialität seines Geistes nicht umwölken. Sein Hauswesen war prächtig, der Glanz einer zahlreichen Dienerschaft, die Menge und das Ansehn derer, die seine Person umgaben, machten seinen Wohnsitz einem souverainen Fürstenhofe gleich. Eine glänzende Gastfreiheit, das große Zaubermittel der Demagogen, war die Göttin seines Pallastes. Fremde Prinzen und Gesandten fanden hier eine Aufnahme und Bewirthung, die alles übertraf, was das üppige Belgien ihnen anbieten konnte. Eine demüthige Unterwürfigkeit gegen die Regierung kaufte den Tadel und Verdacht wieder ab, den dieser Aufwand auf seine Absichten werfen konnte. Aber diese Verschwendungen unterhielten den Glanz seines Namens bei dem Volk, dem nichts mehr schmeichelt, als die Schätze des Vaterlands vor Fremdlingen ausgestellt zu sehen, und der hohe Gipfel des Glücks, worauf er gesehen wurde, erhöhte den Werth der Leutseligkeit, zu der er herab stieg. Niemand war wohl mehr zum Führer einer Verschwörung geboren, als Wilhelm der Schweigende. Ein durchdringender fester Blick in die vergangene Zeit, die Gegenwart und die Zukunft, schnelle Besitznehmung der Gelegenheit, eine Obergewalt über alle Geister, ungeheure Entwürfe, die nur dem weit entlegenen Betrachter Gestalt und Ebenmaaß zeigen, kühne Berechnungen, die an der langen Kette der Zukunft hinunter spinnen, standen unter der Aufsicht einer erleuchteten und freieren Tugend, die mit festem Tritt auch auf der Gränze noch wandelt.

Manso,

(s. oben) auch als Prosaiker ausgezeichnet durch correcten, gewählten und gefeilten Ausdruck. Sein vorzüglichstes Werk, ist seine Geschichte des preuß. Staats seit dem Frieden von Hubertsburg, aus dem folgender Abschnitt entnommen ist:

Die Preußen 1813.

Bald folgten Anzeichen auf Anzeichen, alle hindeutend wenn nicht auf gereifte, doch auf reifende Entschlüsse von großer Wichtigkeit. Aber

um vieles steigerte die Aufmerksamkeit die Erklärung des Königs vom 22sten Januar, „er gedenke Berlin eine Zeit lang zu verlassen und seinen Wohnsitz in Breslau zu nehmen.“ Alle Versicherungen fortdauernder Anhänglichkeit an Frankreich, die er bei der Gelegenheit wiederholte, vermochten nicht zu bestechen und verloren ihre Kraft völlig, als er (am 25sten Januar 1813) in Schlesiens Hauptstadt eintraf. Von jetzt an umringten ihn, und unter den Augen des französischen Gesandten, des Grafen St. Marsan, der ihm gefolgt war, lauter Männer von erprobter Vaterlandsliebe, und voll gerechten Hasses gegen Napoleon, wie später von Paris aus die Schmähungen aller öffentlichen Blätter ihnen dies Zeugniß gaben, — Blücher, der den preußischen Dienst, beim Ausbruche des Kriegs gegen Rußland, verlassen hatte, Scharnhorst, schon früher verdrängt, Gneisenau, auch in der Zurückgezogenheit lebend, Knesebeck und viele andre wackre Kriegsleute, mit ihnen mehrere Treffliche von den Landes-Behörden und vom Bürgerstande, die der Gedanke einer bessern Zukunft begeisterte. Lebhafter wurde von jetzt an der Schriftwechsel mit Alexander und lauter der Wunsch, es möge der König den Geist seines Volks würdigen und ergreifen. Er that es.

Der erste königliche Aufruf vom 3ten Februar galt den jungen Leuten der höhern Stände vom siebenzehnten bis zum vier und zwanzigsten Jahre, die sich selbst bekleiden und waffnen konnten. Sie sollten Jäger-Abtheilungen zu Fuß und zu Pferde bilden und den Kriegsschaaren zu Fuß und zu Pferde (jedem Infanterie-Bataillon und jedem Cavallerie-Regimente eine) beigesellt werden. Wo und bei wem der Einzelne eintreten wollte, blieb seiner Wahl überlassen, bis die erforderliche Mannschaft vollzählig war. Von Festungsdienst wären sie frei, auch durften sie weder Zufuhr noch Gepäck geleiten. Bei Beförderungen sowohl während des Krieges, als auch, wenn sie sich einst für eine bürgerliche Laufbahn bestimmten, versprach man ihrer vorzüglich eingedenk zu seyn.

Diesem Aufruf folgte um wenige Tage später (den 9ten Febr.) eine Verordnung, die den Umfang des Zwecks, den man auffaßte, noch näher bezeichnete. Jede bisher übliche Ausnahme vom Kriegsdienst hörte, bis auf wenige und billige Fälle, für die Dauer des Kriegs auf. Wer in einer Jäger-Abtheilung dienen wollte, mußte sich, binnen 8 Tagen, bei seiner Obrigkeit melden, oder gewärtigen, daß man ihm keine Wahlfreiheit mehr gestattete. Alle Behörden wurden zur strengsten Vollziehung des Gebots angewiesen, die Versuche es zu umgehn mit harter Ahndung bedroht, und Fähigkeit und Betragen ausdrücklich für den Maaßstab zur Erlangung höherer Stellen erklärt. Zugleich berechtigte der König die Oberst-Wachtmeister Lützow, Sarnowski und Petersdorf, Freiwillige, vorzüglich Ausländer, unter der Bedingung, daß sie sich selbst kleideten und beritten machten, und der Staat bloß die Waffen

vorstreckte, zum Krieg anzuwerben, und aus ihnen Freihaufen für den Kampf außer der Linie zu errichten.

Von allen Maaßregeln war jedoch keine wirksamer als die, welche der König zur Bildung einer Landwehr ergriff. „Jeder Kreis für sich, so befahl er unterm 17ten März, und eben so für sich die Städte Breslau, Berlin und Königsberg stellen eine ihrer Bevölkerung angemeßne Zahl wehrhafter Männer zum Behuf einer Landwehr. Diese Landwehr besteht aus Freiwilligen und nächst ihnen aus den kräftigen Männern vom siebzehnten bis zum vierzigsten Jahre. Ueber den Eintritt entscheidet, ohne Rücksicht auf Stand und Alter, das Loos nach den Jahren. Sie dienen theils zu Fuß, theils zu Pferde. Ihre durchaus einfache Bekleidung (einer Litewke von blauem oder schwarzem Tuche mit einem Kragen von der Farbe jeder Provinz) schaffen sie sich entweder selbst oder empfangen sie von den Kreisen und Städten. Waffen und Schießbedarf giebt der Staat, die Pike allein, mit der das Fußvolk im ersten Gliede bewehrt wird, besorgt der Kreis. Eben er sorgt bei dem Reiter, der unvermögend ist, für Pike und Pferd nebst Sattel und Zeug. Beider, des Fußgängers wie des Reiters, Abzeichen ist ein Kreuz von weißem Blech darauf die Inschrift: Mit Gott für König und Vaterland! Dieß die Vorkehrungen zum Kriege.

Mittlerweile waren auch die Russen über ihre Gränze geschritten, und rückten nördlich und südlich vor. Am 5ten Januar nahmen sie unter Wittgenstein Königsberg zur großen Freude des Volks; sie verhießen Freundschaft und brachten sie. Vier Wochen nachher (den 6ten Februar) forderte der Russe Sievers die Franzosen in Pillau, unter Gelobung eines freien Abzuges, auf, und übergab die Festung den Preußen. Eine russische Abtheilung unter Tschernitcheff setzte am 16ten über die Nieder-Oder, erschien 4 Tage nachher vor den Thoren Berlins, und forderte den Marschall Augereau, den Befehlshaber der Stadt, auf, sie zu räumen. Als er verneinend antwortete, sprengten, ihm gleichsam zum Hohn, eine Anzahl Kosaken durch die besuchtesten Straßen (er hatte keine Reiterei, ihnen zu begegnen), und verbreiteten unter den Franzosen ein Schrecken, das deutlich lehrte, wie sehr sie alles Zutrauen zu sich selber verloren hatten. Zugleich drang der russische Oberfeldherr Kutusow in das Herzogthum Warschau ein, besetzte am 8ten Februar, in Einverständniß mit den abziehenden Oestreichern, die Hauptstadt, und stand im Anfange des Märzes an den Gränzen von Schlesien.

Ungeachtet das Bündniß, welches Alexander und Friedrich Wilhelm am 27sten Februar mit einander geschlossen hatten, noch Geheimniß war, herrschte doch in den Gemüthern der Preußen längst kein Zweifel mehr über den Ausbruch des Kriegs. Was allein quälte, war die Ungeduld nach einer öffentlichen Erklärung, theils, um selbst die Möglichkeit einer Aussöhnung vernichtet zu sehn, theils, weil man gern die Freude einer

genügenden Anklage genießen wollte. In der That konnte es an Beschuldigungen gegen Frankreich nicht fehlen: so sehr hatte diese Macht seit sechs Jahren Unrecht auf Unrecht gehäuft, und bald tief gekränkt, bald schmerzlich gedemüthigt. Aber was der Unbefangne mit Bestimmtheit voraussah, war, daß der Rechtshandel beider Völker zu den verwickeltsten gehöre, die Einwendungen Frankreichs, zumal nach den jüngsten Vorfällen am Niemen und an der Oder, kein unbedeutendes Gewicht in die richterliche Wagschale legen dürften, und die wahre Ursache der Erbitterung Preußens, das beleidigte Gefühl der Ehre und die Furcht vor gänzlicher Auflösung, sich wohl im Allgemeinen angeben, aber nicht im Einzelnen nachweisen lasse. Dieß erkennend, entsagte auch der König jeder umständlichen Ausführung seiner Beschwerden und Rechtsgründe, und beschloß, in einem Aufruf an sein Volk und sein Heer bündig und mit Kraft auszusprechen, was er und wer nicht mit ihm empfand.

„Der Friede," redete er zu dem ersten, „entriß mir die eine Hälfte meiner Unterthanen, ohne der zweiten seine Segnungen zu bringen. Das Mark des Landes ward ausgesogen, der Ackerbau gelähmt, der Erwerbfleiß getödtet, die Handelsfreiheit gehemmt, des Wohlstands Quellen verstopft. Umsonst lebte ich meinen Verbindlichkeiten aufs strengste nach. Napoleons Verträge wurden für mich und für euch verderblicher noch, als seine Kriege; denn Uebermuth und Treulosigkeit vereitelten auch die reinsten Absichten. Jetzt ist die Täuschung zerronnen. Ihr wißt, was ihr in sieben langen Jahren geduldet habt. Gedenkt der Güter, die uns unsre Vorfahren erkämpften, der Gewissensfreiheit, der Ehre, der Unabhängigkeit, des Handels, des Kunstfleißes, der Wissenschaft. Gedenkt des Beispiels unsrer Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen, und wie kleine Völker für gleiche Güter gegen Mächtigere sich erhoben und obsiegten. Große Opfer werden gefordert, allein die größten schwinden dahin, in Vergleich mit dem, wofür wir sie darbringen. Es ist der letzte Kampf, den wir für unsern Namen, für unser Dasein wagen, und unser Losungswort: ehrender Friede oder rühmlicher Untergang. Auch den letzten dürft ihr nicht scheuen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht leben soll. Aber wir hoffen mit Zuversicht, Gott und fester Wille werden uns Sieg verleihn, und der Sieg die bessern Tage zurückführen."

Zu dem Kriegsheere sprach er: „Dem Vaterlande seine Selbstständigkeit wieder zu erringen, hat euch oft und herzlich verlangt. Von allen Seiten strömen Jünglinge und Männer zu den Fahnen aus freiem Willen. Was der freie Wille für diese ist, ist für euch, das stehende Heer, Beruf. Wohlauf! das Vaterland ist berechtigt, von euch zu fordern, wozu sich jene von selbst erbieten. Seht, wie so viele alles verlassen, das Liebste, das Theuerste, um mit euch sich der gemeinen Sa-

che zu weihen. So mahnt euch denn zwiefach eure heilige Pflicht. Habt sie vor Augen am Tage der Schlacht, in Entbehrungen, Mühseligkeiten, innerer Zucht. Des Einzelnen Ehrgeiz gehe unter im Ganzen. Wer fürs Vaterland ficht, denkt nicht an sich."

Zugleich als der König die Empfindung für Recht und Unrecht, Heerd und Hof ansprach, bestimmte er dem Verdienste eine einfache und zeitgemäße Belohnung. „Beweise edlen Muthes und standhafter Beharrlichkeit, sowohl im Felde als daheim, solle künftig ein eisernes Kreuz bezeichnen. Die Ertheilung dieses Ehrenzeichens beschränke sich einzig auf den gegenwärtigen Krieg. So lange dieser daure, falle die Verleihung der schon üblichen kriegerischen Ehrenzeichen erster und zweiter Classe, so wie die des rothen Adlerordens zweiter und dritter Classe, und des Verdienstordens hinweg. Die Stiftung selbst werde zwei Classen und ein Großkreuz in sich begreifen; letzteres jedoch einzig zum Andenken gewonnener Schlachten und rühmlich eroberter und hartnäckig vertheidigter Festungen. Wer beides Orden und Ehrenzeichen besitze, trage sie mit dem eisernen Kreuze zusammen. Zugleich gehe auf das eiserne Kreuz jeglicher Vorzug über, der bisher mit dem Besitz des Ehrenzeichens erster und zweiter Classe verbunden gewesen sei. So im Wesentlichen die Stiftung.

Was jener Aufforderung und dieser Bestimmung ein eigenes Gewicht gab, war, daß sie gleichsam unter den Augen des Fürsten in Druck ausgingen, von dessen Mitwirkung die Bewährung ihres Inhalts vorzüglich abhing. Rußlands Kaiser hatte bereits den Boden Schlesiens betreten, und hielt am 15ten März an der Seite Friedrich Wilhelms seinen Einzug in Breslau. Wie ihm sichtlich die Blicke der Bewohner entgegen flogen, so schlugen ihm unsichtbar ihre Herzen. Seine ritterliche Offenheit, die man laut rühmte, belebte aller Vertrauen, und das freundliche Verhältniß zum König erhöhte es. Ein neues Licht schien dem Staate mit ihm aufgegangen, das Gefühl langer Leiden gemindert, und die Gefahren, mit denen man es aufnehmen wollte, weniger groß. Schwerlich sind für einen Fürsten so viel herzliche Wünsche zum Himmel gestiegen, als für ihn, da er am 19ten März zu seinem Heere nach Kalisch zurückkehrte, noch eine Erklärung fröhlicher empfangen worden, als welche, von ihm beauftragt, sein Ober-Feldherr Kutusow bald darauf von dort aussandte:

„Sein Kaiser ziehe, im Bunde mit Friedrich Wilhelm, aus keiner andern Ursache heran, als um den Völkern Europens jene unveräußerlichen Güter wieder zu erringen, die ihnen Gewalt und Unrecht entrissen habe. Solchen Zweck ohne Selbstsucht verfolgend, setze er sein Vertrauen auf Gott und die Herrscher Deutschlands, deren keiner, wie er hoffe, seine Sache von der gemeinen des Vaterlands trennen, jeder zur Vernichtung des Rheinbundes, dieser trügerischen Fessel, der Wirkung

fremden Zwangs und des Werkzeuges fremden Einflusses, die Hand bieten werde. Was er selbst beabsichtige, sei hiermit ausgesprochen. Nichts wünsche und begehre er, als die Unabhängigkeit Deutschlands herzustellen, ihm die Möglichkeit einer bessern Verfassung zu sichern, und schützend über dem neuen Werke zu walten. Es zu vermitteln und auszubilden, bleibe dem Volke und seinen Fürsten anheim gegeben. Gleiche Gesinnungen hege er gegen Frankreich. Schön und stark in sich selbst, möge es sein inneres Glück berathen und fördern und durch keine feindliche Macht in dem Besitze seiner rechtmäßigen Gränzen gestört werden. Aber es zieme ihm nicht, die Wohlfahrt andrer Völker zu gefährden. Einer Eroberungssucht, wie es bisher geübt habe, müsse man gewaffnet begegnen, und nicht eher das Schwert niederlegen, bis eine dauernde Ruhe gewonnen sei."

August Lafontaine,

geb. 1756 in Braunschweig, studierte in Helmstädt, war erst Erzieher der Söhne des Generals von Thedden in Halle, dann Feldprediger daselbst, zuletzt Canonicus. Er starb in Halle 1831. Er gehörte sonst zu den gelesensten Romanenschriftstellern.

---

v. Kotzebue,

(s. oben) zeigte auch als Prosaiker sein Talent, angenehm vorzutragen und die Gemüther zu ergreifen; nur tragen seine Arbeiten meist das Gepräge der Flüchtigkeit. Wir zeichnen darunter aus: das merkwürdigste Jahr meines Lebens.

Starke,

geb. 1762 in Bernburg, studierte in Halle, war Lehrer an der Schule seiner Vaterstadt, dann Rector derselben, Oberprediger, und ist jetzt Oberhofprediger in Ballenstädt. Seinen Gemälden aus dem häuslichen Leben verdankt er zunächst seinen Ruf.

Friedrich Jakobs,

ein gelehrter Alterthumsforscher und Jugendschriftsteller, geb. 1764 in Gotha, studierte in Jena und Göttingen, zuerst Lehrer am Gymnasium in Gotha, dann Professor daselbst; hierauf

Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München mit dem Titel eines Hofraths, jetzt in Gotha Oberbibliothekar und Director des Münzcabinets. Von ihm sind: Rosaliens Nachlaß; die Frauenschule; die Unterhaltungen des Pfarrers von Mainau; das Tagebuch der Pfarrerin v. Mainau.

Aus Rosaliens Nachlaß.

Natalie v. Saint-Val an Rosalie v. Alban.

Bekannt und unbekannt zugleich, geliebte Schwester eines geliebten Bruders, schreibe ich Dir diese Zeilen, um auch durch sichtbare Zeichen ein Band anzuknüpfen, das unsichtbar sich schon längst um meine Seele geschlungen hat. An den Felsen von Meillerie las ich deinen Namen zuerst mit froher Ahnung, und gesellte ihm, mit dem dunkeln Vorgefühl künftiger Liebe, den Meinigen zu. Schon damals warst Du mir aus Deines Bruders Munde theuer geworden; nun bist Du es mir noch mehr durch die Liebe, die er zwischen uns theilt. Dich eint Dein Bruder mit mir; an Dich reiht Antonie sich an; an Deine Freundin mein Adolph. So ist die Kette geschlossen, durch die der Strom der Liebe kreist, ohne daß du sagen kannst, wo er beginnt oder endet. Wundere Dich nicht, daß ich so vertrauend schreibe, als hättest Du mich schon schwesterlich an Dein Herz gedrückt. Giebt nicht die Liebe Vertrauen und Hoffnung; und darf ich nicht Zuversicht fühlen, da ich die Braut Deines Bruders bin? Begegnen sich unsre Herzen nicht in dem Seinigen? Und kehren nicht meine Reden und die Seinigen unaufhörlich auf Dich zurück? Du bist es ja, von der Eduard sagt: „Sie war klein schon weniger ein Mädchen als ein Engel, und, wenn sie auf den Dornen des Krankenbettes lag, eine verklärte Heilige.“ Und dann wieder: „Wenn ich dein Geschlecht lästern hörte, oder seine Verkehrtheit sah, kehrte ich mich nach Rosalien um, und augenblicklich war Alles vergessen und Allen verziehen, um Einer Gerechten willen.“ Auch wiederum: „Sie ist so fest und so rein, wie der Diamant; und dennoch zerfließt ihr schönes Herz so leicht, wie eine Perle des Thaues, die an dem Kelche der Rose zittert.“ — „Ihre Sprache kennt kein hartes Wort,“ sagt' er weiter, „und wenn das Böse der Welt über ihre Lippen geht, so reinigt es sich wie die Töne verstimmter Instrumente in freier Luft.“ — Dieses und vieles andre sagt er von Dir, und die begeisterte Liebe, mit der er dich erkennt und mir schildert, knüpft mich immer fester an Dich und ihn. Darum bin ich so voll von Vertrauen, wie ich voll der Liebe bin; und wenn wir uns einst begegnen — ich hoffe, bald — so werden wir uns als alte Freundinnen begrüßen, und uns ohne Worte erkennen und verstehen. Dann wird mein Herz zugleich an dem Deinen und an Eduards Herzen schlagen, und wie unsre Namen

dort ein Kranz von Immergrün vereint, so wird sich um unsre Herzen, ich zweifle nicht, ein unvergängliches Band der Liebe schlingen, und wir werden uns so lieben, als ob keine irdische Hülle mehr den innigen Verein der Seelen hemmte. Lebe wohl, und sage mir bald, daß mein Glaube kein Wahn ist.

Natalie.

Aus Rosaliens Tagebuche.

Ja, du sagst wahr, liebes unbekanntes, und doch so theures Wesen: „wenn wir uns einst begegnen, so werden wir uns ohne Worte erkennen und verstehn.“ Wir werden uns einst begegnen, aber nicht hienieden mehr. Die Hand, die du mir reichst, wird mich nicht fassen, und das Herz, an das du fallen willst, wird bald still stehn und Asche seyn. Ehe die Blüthen deiner Freude alle ihre Blätter aufschlagen, sind die meinigen für immer abgefallten, und ich werde dich nicht sehen und an meine Brust drücken. Aber der Geist, der aus dem Grabe sich erhebt und den Staub überwindet, der soll sich an deinen Busen legen, und, wenn du um mich weinst, dich trösten, und dir alle die Liebe in das Herz thauen, die meine Lippen dir nicht sagen können.

Wie meine Schwäche zunimmt, so werden meine Zufälle heftiger. Diese öfteren Wiederholungen, die zweifelnde Miene des Arztes, die ängstlichen Fragen meiner Freunde, die versteckten Thränen der guten Nanni — Alles das spricht deutlich genug. Wollt' ich meine Ohren verschließen vor so vielen Boten, die Gott mir sendet? Wollt' ich jetzt die Sehnsucht nach dem Himmel vergessen, mit der ich gebohren bin, und mich mit thörichter Begierde an das Vergängliche halten, das ich nicht mehr besitzen kann?

Als ich das erste Abendmahl genoß, da gelobt' ich Gott, ihm mein ganzes Leben zu weihen, und durch Heiligung meines Herzens nach seiner Liebe zu streben. Ach ich habe dieses Gelübde nicht so treulich erfüllt, als ich jetzt wohl wünschte; aber die unendliche Güte wird ersetzen, was meine Schwachheit mangelhaft ließ. Nun sendet Gott den Engel seines Todes, und ruft mich von dannen. Das Opfer ist vollbracht; die Zeit der Prüfung endet; er würdigt mich seines Anschauns schon jetzt. Warum sollt' ich denn trauern? Freuen will ich mich vielmehr des frühern Lohnes, und daß ich der Erde und so vielen Versuchungen entnommen werde.

Rosalie an Natalien v. Saint-Val.

Dein Glaube, geliebte Schwester, war kein Wahn; denn schon ist dein Erwarten zur Hälfte erfüllt. Wenn du diese Zeilen empfängst, das erste Zeichen meiner Liebe und auch ihr letztes, ist die irdische Hülle von mir genommen, und das, was den Staub und das Grab überwindet, schwebt liebend um Dich. Wenn jetzt, wo schon der Engel des

Todes mich an sich drückt, wo die Erde schon ihren Schooß öffnet mich aufzunehmen, und mir über dem Grabe her das Morgenroth des langen, ewigen Tages herein scheint — wenn mich jetzt noch irgend etwas an die Welt knüpfen dürfte, so wär' es die Sehnsucht nach dir, der Braut meines Eduards; der künftigen Schwester meiner Antonie. Mit Euch, Ihr Geliebten, verbunden — Ihr wünschtet es ja! — wäre mir das Leben schon hier ein Himmel gewesen; aber dann hätt' ich die Erde vielleicht allzusehr geliebt. So bist du mir nur von fern erschienen, wie ein Gestirn der Liebe, das freundlich durch das Abendroth leuchtet, oder wie ein holder Traum, der unsern Armen entgegen schwebt, und, wenn wir ihn an die Brust drücken wollen, schnell zerrinnt. Aber meine Liebe zu Dir ist kein Traum; denn ich liebe Dich in meinem Bruder, der nur in Dir lebt, und Du sagst recht, daß sich in seinem Herzen die unsrigen begegnen. In diesem edeln und schönen Herzen werden wir uns wieder finden, auch wenn ich über dem Grabe der Erde stehe; und jede Freude, die Du ihm giebst, wird, wenn das Irdische zum Himmel reicht, meine Seligkeit mehren. Und gewiß wird diese Freude zum Himmel reichen — denn was ist denn seiner werth, wenn es nicht die reine und frohe Liebe ist, die von Gott kömmt und zu ihm zurückführt? Möge sie euch lange, lange dauern, und Gott euren Bund segnen. Lebe wohl, geliebte Schwester; trockne die Zähren des treuen Bruders; gieb ihm hundertfach wieder, was er jetzt betrauert, und sey ihm ein liebender Schutzgeist auf dem schlüpfrigen Pfade des Lebens. Lebe wohl! Ich werde Dich hienieden nicht an mein Herz drücken, aber in den Wohnungen der Seligen wirst Du mir begegnen, „und wir werden uns als alte Freundinnen begrüßen, und uns ohne Worte erkennen und verstehen."

Rosalie.

Therese Huber, geb. Heyne,

geb. 1764 in Göttingen, zuerst verheirathet mit dem Professor in Wilna Georg Forster, der späterhin Bibliothekar des Kurfürsten von Mainz wurde, und 1794 in Paris starb, dann mit Ludwig Ferdinand Huber, sächsischem Legationssecretair in Mainz. Nachdem sie mit Huber mehrere Jahre in und in der Nähe von Neufchatel gelebt hatte, ließen sich beide in Stuttgart nieder, wo er die allgemeine Zeitung redigirte, dann in Ulm, wo er 1804 als Landesdirectionsrath starb. Seitdem lebte sie zuerst bei ihrem Schwiegersohne, einem baierschen Beamten, dann als Redactrice des Morgenblatts in Stuttgart und Augsburg, wo sie 1829 starb. Außer Erzählungen und Novellen schrieb sie auch: die Weihe der Jungfrau.

Schleiermacher,

einer der aufgeklärtesten Theologen und beliebtesten Kanzelredner, wurde 1768 in Breslau gebohren, war zuerst Prediger an der Charité in Berlin, dann Professor in Halle, lebt jetzt in Berlin als Professor und Prediger, auch als Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Alexander v. Humboldt,

der berühmteste der jetzt lebenden Reisenden, wurde 1769 in Berlin gebohren, studierte in Göttingen und Frankfurt an d. Oder, dann auf der Handlungsschule in Hamburg, bereiste die Rheingegenden, England und Holland, trieb in Freiberg in Sachsen die Bergwerkswissenschaften und die Pflanzenkunde, und wurde in Berlin als Oberbergassessor, darauf in Baireuth als Oberbergmeister angestellt. Von 1799 — 1804 unternahm er mit Bonpland seine große Reise nach den tropischen Gegenden Amerika's, und lebt seitdem abwechselnd in Paris und Berlin.

Reise nach der Bergschlucht des Cuchivano in Columbia.

Dem Meierhofe von Bermudez gegenüber, öffnen sich in der Bergschlucht des Cuchivano zwei geräumige Höhlen, aus denen von Zeit zu Zeit Flammen hervortreten, die man nächtlich von weitem sieht. Die benachbarten Berge werden von ihnen beleuchtet, und nach der Höhe der Felsen zu schließen, über welche diese feurigen Ausdünstungen sich erheben, könnte man versucht sein zu glauben, daß sie zu einer Höhe von mehrern hundert Fuß ansteigen. Zur Zeit des letzten großen Erdbebens von Cumana war diese Erscheinung mit einem unterirdischen, dumpfen und andauernden Getöse verbunden. Sie zeigt sich vorzüglich während der Regenzeit, und die Besitzer der dem Berge von Cuchivano gegenüber liegenden Meiereien behaupten, die Flammen seien seit dem Christmonat 1797 häufiger geworden.

Bei Anlaß einer botanischen Wanderung nach Rinconada machten wir einen vergeblichen Versuch, in die Bergschlucht einzudringen. Wir wünschten die Felsen in der Nähe zu untersuchen, welche in ihrem Schooß die Ursachen jener außerordentlichen Entzündungen zu verschließen scheinen. Der mächtige Pflanzenwuchs, die unter sich verschlungenen Lianen und Dorngebüsche hinderten uns vorzudringen; glücklicher Weise nahmen die Bewohner des Thals selbst lebhaften Antheil an un-

sern Forschungen, weniger aus Furcht vor einem vulkanischen Ausbruch, als weil ihre Phantasie die Idee ergriffen hatte, der Risco del Cuchivano enthalte eine Goldmine. Wir mochten immerhin unsre Zweifel über das Dasein von Geld in einem muschelhaltigen Kalksteine vortragen; sie begehrten zu wissen, was „der deutsche Bergmann von dem Reichthum der Ader halte.“ Seit Karl's des Fünften Zeit haben die Völker des amerikanischen Festlandes in allen auf die Bewerbung von Bergwerken bezüglichen Dingen ein großes Vertrauen zu den Deutschen beibehalten. Ueberall, wo ich im südlichen Amerika hinkam, wurden mir, sobald man mein Geburtsland inne ward, Erzstücke vorgewiesen. Jeder Franzose wird in diesen Kolonien für einen Arzt, und jeder Deutsche für einen Bergmann gehalten.

Die Schaffner öffneten mit Hülfe ihrer Sklaven einen Weg durchs Gehölz bis zum ersten Wasserfall des Rio Juagua; und am 10. September unternahmen wir unsern Ausflug nach dem Cuchivano. Beim Eintritt in die Schlucht erkannten wir die Nähe der Tiger durch ein frisch ausgeweidetes Stachelthier. Zu mehrerer Sicherheit kehrten die Indianer nach dem Meierhof zurück, um Hunde einer sehr kleinen Rasse zu holen. Man behauptet, beim Zusammentreffen auf einem schmalen Pfade falle der Jaguar den Hund eher als den Menschen an. Wir wanderten nicht dem Ufer des Waldstroms entlang, sondern am Abhang der über dem Wasser gleichsam hängenden Felsen. Man geht längs einem zwei bis dreihundert Fuß tiefen Abgrund. An der Stelle, wo dieser Pfad so schmal wird, daß man keinen Fuß mehr aufsetzen kann, steigt man zum Waldstrom herab, durchwatet ihn entweder, oder läßt sich von einem Sklaven hinübertragen, und erklimmt die jenseitige Mauer. Dieß Heruntersteigen ist nicht wenig beschwerlich, und man darf den Lianen, die wie dicke Seile von den Gipfeln der Bäume herabhängen, nicht trauen. Die Ranken- und Schmarotzerpflanzen hängen nur locker an den Aesten, die sie umschlingen; ihr vereintes Gewicht ist beträchtlich, und man kann leicht eine ganze grüne Laube niederreißen, wenn man, an einem Abhange hingehend, sich an Lianen hängen will. Je weiter wir vordrangen, desto dichter ward der Pflanzenwuchs. An verschiednen Orten war der Kalkfels durch Baumwurzeln gespalten, die sich zwischen seine Schichtungen eingedrängt hatten.

Die Felsen, welche die Bergschlucht bilden, sind wie senkrechte Mauern abgeschnitten. — Die angebliche Goldmine des Cuchivano, welche wir untersuchen sollten, war nichts anders als eine angefangene Ausgrabung einer jener schwarzen Mergelschichten, die vielen Schwefelkies enthalten. Der Waldstrom läuft über dem Mergellager, und da das Wasser die metallischen Körper wegspült, so glaubt das Volk, vom Glanz der Schwefelkiese getäuscht, jener führe Gold.

Nach Besichtigung der schwefelkiesigten Mergellager des Rio Jua-

gua drangen wir weiter in der Bergschlucht vorwärts, die sich wie ein schmaler und durch hohe Bäume beschatteter Kanal verlängert.

Nach vielen Anstrengungen, und vom öftern Uebersetzen des Waldstroms ganz durchnäßt, trafen wir am Fuß der Grotten des Cuchivano ein. Eine Felsmauer erhebt sich senkrecht achthundert Toisen hoch. Nur selten trifft man unter einer Zone, deren kräftiger Pflanzenwuchs überall Land und Felsen deckt, die Schichten eines hohen Berges in senkrechtem Durchschnitte nackt an. Mitten in dieser Felsenwand, an einer dem Menschen leider unzugänglichen Stelle, öffnen sich spaltenförmig zwei Grotten. Es werden dieselben, wie man versichert, von eben jenen Nachtvögeln bewohnt, die wir bald in der Cuava del Quacharo von Caripe kennen zu lernen den Anlaß fanden. —

Am Fuße der Grotte ruhten wir aus. Auf dieser Stelle sah man die Feuerflammen hervorkommen, die seit einigen Jahren häufiger bemerkt wurden. Unsre Führer und der Schaffner, beide mit den Oertlichkeiten der Provinz wohl bekannt, unterhielten sich, nach Art der Kreolen, über die Gefahren, denen die Stadt Cumanacoa ausgesetzt sein würde, wenn der Cuchivano zum feuerspeienden Vulkan würde. Sie nahmen für unbezweifelt an, daß Neu Andalusien, seit den großen Erdstößen von Quito und Cumana im Jahr 1797 durch unterirdische Feuer immer mehr unterhölt werde; sie beriefen sich auf die Flammen, die man zu Cumana aus der Erde emporsteigen sah, und auf die Erdstöße, welche an Orten verspürt werden, wo vormals solche Erschütterungen ganz unbekannt waren. Die Thatsachen kamen uns auffallend vor, auf die sie Vorhersagungen gründeten, welche seither fast alle in Erfüllung gingen. Entsetzliche Zerstörungen haben im J. 1812 in Caracas Statt gefunden und dargethan, welche unruhige Naturbewegungen im nordöstlichen Theil dieses Festlandes vorgehen.

Woher rühren aber die feurigen Erscheinungen, welche man am Cuchivano bemerkt? Am 12. setzten wir unsre Reise nach dem Kloster von Caripe, dem Hauptorte der Chaymas-Missionen, fort. — Nach lange fortgesetztem Bergsteigen gelangten wir auf eine kleine Ebne, zum **Hato de Cocallar.** Es ist dies ein vereinzelt stehender Meierhof, auf einer Fläche, die 408 Toisen Höhe hat. Wir verweilten drei Tage in dieser Einsamkeit, und wurden aufs gastfreundlichste von ihrem Besitzer behandelt, der vom Hafen von Cumana her unser Begleiter gewesen war. Wir fanden hier Milch, ein durch die reichen Viehweiden vortreffliches Fleisch, und ein höchst angenehmes Klima.

So weit das Auge reicht, übersieht man von diesem erhabnen Standpunkt aus nichts, als nackte Savanen. Nur hin und wieder ragen aus den Schluchten kleine zerstreute Baumgebüsche hervor. — Was uns jedoch an diesem einsamen Ort am meisten erfreute, waren die schönen und stillen Nächte. Der Besitzer des Meierhofs leistete uns Gesellschaft beim nächtlichen Wachen; das Erstaunen, welches die stets

frühlingshafte Kühle der Luft, die man nach Sonnenuntergang auf den Bergen fühlt, den eben erst in die Tropenwelt versetzten Europäern verursacht, schien ihm Freude zu machen. In diesen fernen Erdstrichen, wo der Mensch noch für den ganzen Werth der Naturgeschenke Empfänglichkeit hat, rühmt ein Gutsbesitzer das Wasser seiner Quelle, das Nichtdasein beschwerlicher Insekten, den gesunden um den Hügel wehenden Wind, wie wir in Europa die Vorzüge unsrer Wohnungen und die malerische Lage unsrer Landsitze rechnen.

Nichts ist dem Eindrucke erhabner Ruhe zu vergleichen, denn der Anblick des Sternhimmels in dieser Einöde gewährt. Wenn unser Auge beim Eintritt der Nacht diese den Horizont begrenzenden Wiesengründe, die mit Gras bewachsene sanft wellenförmige Ebne überschaute, so glaubten wir von weitem her, wie in den Steppen des Oronoko, des Himmels gestirntes Gewölbe von der Fläche des Oceans getragen zu sehen. Der Baum, in dessen Schatten wir saßen, die in der Luft flatternden leuchtenden Insekten, die nach Süden hin glänzenden Sternbilder, alles schien uns an die Entfernung von der Heimath zu erinnern. Wenn alsdann, mitten in dieser fremdartigen Natur, aus einem Thalgrunde her, sich ein Kuhgeläut oder das Brüllen eines Stiers hören ließ, dann erwachte plötzlich die Erinnerung an das Vaterland. Es waren wie ferne Stimmen, die jenseits der Meere ertönten und deren Zauber macht uns von einer Halbkugel zur andern versetzte. Wie wunderbar beweglich, erscheint die Phantasie des Menschen, als unerschöpfliche Quelle von Freude und Schmerz.

Karoline Pichler.

s. oben in der poetischen Literatur.

Aus dem Agathokles.

Agathokles an Phocion.

Nicomedien im Mai 305.

Die letzte Stunde naht, und mit vollem Bewußtseyn, in der Fülle der Jugend und Gesundheit gehe ich ihr entgegen. Es ist seltsam, es ist ganz anders, wenn in des Greisen verwelktem Körper sich längst Alles zur Auflösung neigt, und die letzte Stunde nur der letzte Tod ist; anders, wenn eine Krankheit die künstliche Maschine zerstört, oder gewaltsam zerrüttet, und in peinlichen Gefühlen oder dumpfer Betäubung der letzte Augenblick ein Leben endet, das diesen Namen nicht mehr verdient. Morgen um diese Zeit bin ich todt! Das konnte ich mir, das müssen sich viele tausend Menschen sehr oft denken; denn, wer weiß, wie lange ihnen zu leben bestimmt ist; aber im gewöhnlichen Leben mischt sich die Vorstellung der Ungewißheit und die tägliche Er-

fahrung des Gegentheils mächtig zu diesem Gedanken, und er verliert sich in ein dunkles Vielleicht, das nur bei dem Ernsteren eine lebhaftere Betrachtung des Todes und den Entschluß erzeugt, stets wachsam und vorbereitet zu seyn.

Ich weiß aber bestimmt, daß morgen um diese Zeit meine letzte Stunde bereits vorüber, und der dunkle Vorhang aufgezogen seyn wird, der die Geheimnisse der Geisterwelt vor unsern Blicken verhüllt. Morgen um diese Zeit ist dieser Körper, in dem ich jetzt noch denke, handle, als eine starre, kalte Masse zu nichts gut, als in den Schooß der Erde in seine Elemente zurückzukehren. Agathokles ist nicht mehr. Sein Wirken hat aufgehört, kein Freundesauge erblickt ihn mehr, kein Ohr vernimmt den Ton seiner Stimme.

Und der Geist? — Mit Entsetzen wendet sich in diesem ernsten Augenblicken die schaudernde Seele von dem Gedanken der Vernichtung hinweg, hinweg von allen spitzfindigen Systemen der Philosophie, und umfaßt mit Innigkeit und kindlichem Glauben die trostvollen Verkündigungen der Religion. Ja, ich werde leben! Noch sehe ich die Bedingungen meines künftigen Seyns nicht ein. Wir stehen vor der geschlossenen Pforte, und quälen und mühen uns ab, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zu ersinnen; wie es aber seyn wird, ob der Blindgeborne sich eine richtige Vorstellung von den Farben hat machen können, die, wenn sein Auge geöffnet wird, mit der Wahrheit übereinstimmt, das ist eine Frage, die der menschliche Verstand beinahe mit Gewißheit verneinen kann. Alles, was wir mit großem Rechte erwarten können, ist, daß es dem, dessen Wille redlich war, besser gehen muß, als hier.

Und war mein Wille redlich? — Ja, er war es. Dies Zeugniß giebt dem Sterbenden sein Gewissen, und in diesen furchtbaren Augenblicken fällt jede Maske, auch die der Selbsttäuschung. Ich habe eine große Idee im Herzen getragen, ich habe ihrer Verwirklichung Alles aufgeopfert, was Menschen theuer ist. Habe ich geirrt, so trage ich die Schuld der Menschheit. Aber ich habe nicht bloß mein, ich habe noch eines andern — über alles edlen Wesens Glück auf jenem ernsten Altar geschlachtet — das Glück meines Weibes! — durfte ich das? — O barmherziger Gott! Wenn ich das nicht durfte! — Wenn jene Idee dieses Opfers nicht werth war! — Wenn — mein Geist verliert sich in Zweifel und Unruhe, und ist in solchen Augenblicken der Verzweiflung nahe — aber leuchtend und sinnreich erhebt sich der Gedanke wieder: Mein Wille war gut, und wie der Leitstern den Schiffer in stürmischen Nächten, führt er mich aus Angst und Dunkel heraus in lichte Klarheit und stillen Frieden.

Mein Zeitliches ist besorgt. Ich habe an Constantin geschrieben, und ihm noch ein Mal mein Weib und meine Kinder empfohlen, wenn

er einst das Ziel erreicht, zu dem er rasch hinstrebt. Mein Grab ist die erste Stufe, von der er sich mächtig aufwärts schwingt — so hab' ich wohl ein Recht, seinen Schutz anzusprechen.

Tiridates und Calpurnia, die edeln Freunde, deren Liebe ich so viel verdanke, haben mir thätige Hülfe versprochen; sie haben sich angeboten, meine Wittwe, meine Waisen mit sich in ihr Reich zu nehmen, wenn ich es wünschte, wenn ich sie dort vielleicht sicherer glaubte. Aber Theophania sehnte sich, den Rest ihrer Tage unter Christen, an der Seite einer lange geprüften Freundinn, die sie vor Jahren hat kennen lernen, zuzubringen. Welchen Schutz kann ihr auch ein bundesverwandter König gewähren, wenn es dem blutigen Galerius einfiele, seine Wuth und Rache auch auf sie auszudehnen? Ist wohl Bundesgenosse mehr als ein tönender Name für Unterthan? So wird sie in Apamäa nicht weniger sicher seyn, als in Ecbatana; sie ist seinen Augen entrückt; das ist alle Sicherheit, die ich hoffen kann.

Ich habe sie noch ein Mal gesprochen, und meine Kinder noch ein Mal gesegnet. Nächtlich und furchtbar, und dennoch so unaussprechlich theuer, kehrt die Erinnerung an diese heilige Stunde nur zu oft in meine Seele zurück. Zu oft! denn ich soll ruhig seyn, ich soll, durch keine irdischen Bande mehr gefesselt, nur der Vorbereitung auf die große Zukunft leben. Aber das Herz behauptet mit unwiderstehlicher Kraft sein Recht. Ich liebe, Phocion! jetzt an der Schwelle der Ewigkeit liebe ich stärker als je; denn höher als je steht das Bild meines Weibes vor mir!

Gestern war es mir vergönnt, sie zu sehn. Mit hochschlagendem Herzen trat ich den Weg an. Im Atrium erblickte ich von Weitem die Königin, aber sie floh bei meinem Anblicke ins Innere des Hauses. Ich folgte langsam mit heimlichem Beben, da öffnete sich die Thüre, und Theophania, bleich zitternd, in fürchterlicher Bewegung, sank schreiend an meine Brust. Calpurnia entfloh zum zweiten Mal schluchzend, und ließ mich mit der Ohnmächtigen allein. Meine Liebe, meine Stimme brachte sie zu sich selbst, und nun begann eine Scene, deren Erinnerung noch in jener Welt mein Herz zerreißen wird, wenn andres dort unsre Empfindungen den irdischen gleichen.

Selbst tiefgebeugt, selbst von dem Anblicke Alles dessen, was ich so heiß liebte, und so bald verlassen sollte, verwundet, mußte ich Stärke für sie und mich haben, ich mußte ihr Trost zusprechen, ich mußte sie zur Ergebung bereiten. Es gelang doch. O! der ernste Wille ist allmächtig, er ist der Gott in unsrer Brust! Und, Phocion! bei dieser reinen Seele, bei diesem kindlichen Glauben an Gottes weise Fügung, bei diesem heiligen Streben nach dem Guten, um des Guten willen, war es nicht so schwer, als ich fürchtete. Sie begriff mich, sie faßte sich, sie war fähig, ihre Gedanken von sich selbst hinweg auf etwas Andres zu richten, und wieder jene schöne Gluth zu empfinden, die oft

in unvergeßlichen Stunden, wenn Constantin und ich mit ihr von unsern Planen sprachen, ihre Seele begeistert hatte. Sie war nicht bloß Gattin und liebendes Weib, sie war Christin im erhabensten Sinne des Worts. Ach, sterben für ein Ideal — für einen großen, Menschen beglückenden, Plan — es ist schwer, es ist groß, wenn man Geliebte zurückläßt! „Aber leben, leben ohne dich" — rief sie, indem sie mich heftig umschlang — „das ist weit schwerer, es ist unaufhörlicher Tod!" Ich fühlte die Wahrheit dieser Klage, und dieser Ausdruck der Liebe und des Schmerzes überwältigte mich, ich hielt meine Thränen nicht zurück. Sie sah sie fließen. Jetzt umfaßte sie mich noch inniger, und bei dem herben Schmerz der Trennung, bei dem Bewußtseyn, wie elend wir Beide ohne einander seyn würden, beschwor sie mich, ihr meine Bitte zu gewähren, die sie schon lange im Herzen trüge, die allein es ihr möglich gemacht habe, ihr Leid zu ertragen. Ich versprach es ihr unbedingt; denn was konnte dies reine Gemüth wohl verlangen, was nicht mit der Tugend übereinstimmte? Schüchtern und behutsam, in leisen, aber kühnen Muthmaßungen über die Möglichkeit des Zusammenhangs im Geisterreiche, über den Zustand nach dem Tode, über die Macht der Sympathie, entwickelte sie zu meinem Erstaunen ein schönes seltsames System, das, aus christlichen und platonischen Ideen zusammengesetzt, mich durch seine Consequenz überraschte, und in mir zugleich die süßesten Hoffnungen erregte, deren Wahrscheinlichkeit ich nichts entgegenzusetzen wußte, als den Mangel an solchen Erfahrungen. Nun drang sie mit heißer Liebe in mich, ich sollte ihr versprechen, wenn es möglich wäre, ihr sichtbar zu erscheinen, oder falls dieß außer den Gränzen meiner Macht wäre, sie doch nie zu verlassen, und um sie und unsre Kinder zu schweben, damit sie den süßen Trost genieße, meine Gegenwart zu ahnen, und vielleicht in jenen leisen Einwirkungen, wie aufmerksame Fromme sie wohl kennen, gewahr zu werden. Ihre Schwärmerei riß mich hin, es war mir in diesem Augenblicke mehr als möglich, es war mir beinahe gewiß, daß wir uns einander so nahe bleiben könnten — und — noch ist der hohe Zauber dieser Hoffnungen nicht entkräftet, und weder Philosophie noch Religion erheben sich *siegreich* gegen sie. So laß mich sie halten und pflegen. Morgen um diese Zeit ist alles klar.

Ich habe meinem Weibe den heiligen Schwur gethan; aber ich sollte auch das Abendmahl mit ihr zugleich zur Besieglung dieses Bundes empfangen. Dies, hoffte sie, würde mein Versprechen unwiderruflich und für die Geisterwelt bindend machen. Ich versprach ihr auch dies — o! was hätte ich diesem so liebenden, durch mich so tief verwundeten Herzen versagen können! Nun ganz zufrieden, ganz gefaßt, ließ sie unsre Kinder bringen. Sie legte mir das jüngste, das ich noch nicht gesehen hatte, in die Arme; ich sollte es segnen. Welch ein Augenblick für das Vaterherz! dies Kind, das in der Geburt schon verwaiset war,

jener hoffnungsvolle Knabe, dessen Erziehung der süßeste Wunsch meines Herzens gewesen war, dieses Weib, an deren Seite zu leben, seit meiner Kindheit mir die höchste Stufe irdischer Seligkeit geschienen hatte — und nun Alles — Alles das verlassen und aufgeben müssen!

Es erhob sich ein Sturm in meiner Seele; aber ein Blick auf mein Weib, das still und ergeben das Kind am Mutterbusen hielt, auf dies Gesicht, in das ich den Frieden zurückgeführt hatte, gab mir Kraft, ihn nicht wieder zu zerstören. Jetzt trat Apelles ein; er reichte uns das Abendmahl. Vielleicht war es seit seiner Einsetzung nicht mit mehr Wehmuth und Rührung empfangen worden! Auch hier schied der Liebende von Geliebten in Erwartung eines nahen gewissen Todes.

Als ich aufstand, fiel mein Blick auf die Wasseruhr. Die letzte glückliche Stunde auf Erden war vorüber. Der Officier trat ein, und jetzt war meine und Theophaniens Standhaftigkeit hin. Mit einer krampfhaften Heftigkeit umschlangen wir uns, und wünschten und dachten Eins an des Andern Brust zu vergehen. Ich drückte die Kinder an mein Herz, es schien mir unmöglich mich loszureißen. Das Verhängniß gebot — der Centurio kam zum zweiten Mal — Theophanie sank mit einem lauten Schrei in Ohnmacht, ich legte sie in die Arme ihrer herbeigeilten Sklavinnen, und floh.

Und so ist mein Tagewerk vollendet. Mit Scheu, aber dennoch mit Zuversicht nahe ich mich dem Throne des allsehenden Richters. Unendlich ist unsere Schwäche, aber auch seine Güte ist unendlich, und wenn auf der richtenden Wage die schimmerndsten Tugenden in nichtigen Staub zerflattern, und so mancher geheime Gedanke in schreckender Blöße vor uns stehn, und wider mich zeugen wird — dann flüstert der zagende Sohn des Staubes zu dem erbarmenden Vaterherzen; denn von dem Blut, das auf Golgatha strömte, floß auch ein Tropfen zur Entsöhnung für mich. Das ist unser Erbtheil — wir sind Erlöste!

Nun lebe wohl, theurer Phocion! Wenn du diese Tafel in deiner Hand halten wirst, ruht meine Hülle längst im Schooße der Erde, und die Verwesung verzehrt die Gestalt, unter welcher dein Freund, dein Schüler dir erschien. Aber, er stirbt dir nicht! Auch jenseits wird ihn dein Andenken begleiten, und der Dank für so manches wirksamere Beispiel wird in jener Welt vielleicht noch reiner und stärker gegen dich entglühen. Am offnen Grabe laß ihn mich dir noch einmal wiederholen, mein Lehrer, mein zweiter Vater! und sey versichert, wenn es die Vorsicht erlaubt und die furchtbaren Gesetze der Geisterwelt, so wird nicht Theophania allein ein Zeichen meines Daseyns erhalten.

Es ist Mitternacht. Die kleine Lampe, die mir leuchtete, erlischt — so erlischt bald mein Leben. Ich gehe zur Ruhe, der Schlaf behauptet seine Rechte auf den erschöpften Körper, — morgen schläft er einen unerweckbaren. Leb' wohl!

Rochlitz,
einer der angenehmsten Erzähler, ist schon oben genannt.

Johanna Schopenhauer, geb. Trosina,
geb. 1770 in Danzig, verdankt ihre Bildung vorzüglich dem ihren Aeltern befreundeten Prediger der englischen Gemeinde in Danzig, Janson. Sie wurde schon früh mit dem Kaufmann Schopenhauer vermählt, der sich 1793 mit ihr in Hamburg niederließ, nachdem er mit ihr eine Reise durch Deutschland, Frankreich, England und Holland gemacht hatte. Eine noch größere machten beide 1803 — 1806. Durch diese sind ihre beiden Werke entstanden: „Erinnerungen von einer Reise durch England und Schottland; und: „Reise durch das südliche Frankreich." Bald darauf starb ihr Gatte. Sie ließ sich in Weimar nieder, wo sie noch lebt. Ihre beiden Romane: Gabriele und die Tante haben ihren Namen besonders bekannt gemacht.

Aus Gabriele.

Ganz nahe den die Gesellschafts-Säle von Karlsbad umgebenden Alleen steht eine der Madonna geweihte kleine Kapelle zwischen hohen Bäumen und dichtem Gebüsche. Die Mädchen und Frauen der Umgegend schmücken das in ihr wohnende Muttergottesbild mit dem Schönsten, was sie nur aufzubringen wissen. Nie mangelt es ihm an strahlenden Flittern, an schönen Bändern und Perlen. Frische Blumensträuße duften jeden Morgen auf dem kleinen Altar, so lange die Jahreszeit dies vergönnt, und an jedem Abend werden helle Kerzen vor dem Bilde angezündet, von denen oft ein funkelnder Strahl durch das dichte Laub bis mitten in die fröhlichen Kreise der vornehmen Welt den Weg findet, und auch da manches stille fromme Herz mit heiliger Sehnsucht erfüllt. Sobald der Abend hereinbricht, bevölkert sich der kleine Betstuhl vor dem Bilde mit Andächtigen; größtentheils sind es Weiber und Mädchen aus den umliegenden Dörfern, die von der Arbeit kommen, und zuvor an dieser heiligen Stätte ihr Abendgebet verrichten, ehe sie heimkehren.

Auch Gabriele weilte oft und gern bei der kleinen Kapelle. Wenn frühere Schmerzen sich wieder regten, wenn Ergebung, Hoffnung und die schwer errungne Ruhe des Gemüths im Geräusch ihr fremder werden wollten, dann flüchtete sie sich hierher, und kehrte nach kurzem Ver-

weilen immer mit einer Bruſt voll Frieden zu ihren Umgebungen zurück. Die unerwartete Ankunft ihres Vetters, die unruhige Bewegung, in welche alles um ſie her während der Zeit ſeines Dableibens gerieth, und nun zuletzt noch ſein ſehr tumultuariſcher Abſchied und ſeine Abreiſe, machten ihr am Abende nach letzterer eine einſame Stunde höchſt wünſchenswerth. Ohnehin waren dies Mal die Stunden nach Sonnenuntergang zu der jüngſthin verabredeten allgemeinen Verſammlung in einem der Säle beſtimmt, und Gabriele wußte wohl, daß ſie alle ihre Freunde beunruhigen und betrüben würde, wenn ſie nicht dabei erſchiene. Daher flüchtete ſie ſich eben, als die Sonne hinter die Felſen zu ſinken begann, zu dem Ort, an welchem ſie ſchon oft Troſt und Beruhigung fand, um ſich für das Geräuſch der nächſten Stunden in ruhiger Stille zu erholen, zu ſtärken und zu ſammeln. Sie traf nur eine einzige, auf ihren Knieen in tiefer Andacht hingeſunkene Beterin in der Kapelle, und ſchlich ſich leiſe an die andre äußre Ecke des Betſtuhls, um durch ihre Gegenwart ſo wenig als möglich ſtörend zu werden.

Lange hatte ſie ſich nicht ſo durchaus beklommen, ſo recht innerlich betrübt gefühlt, als heute. In der Kapelle ward ihr indeſſen bald ruhiger zu Muthe Die Stille des Orts, die Abendſonne, welche zwiſchen dem hohen Gezweige der ihn umgebenden Bäume hindurch ihre goldnen Lichter auf das Marienbild ſtreute, ſtimmten ſie zu ſüßer ſeliger Wehmuth. Bald erleichterten Thränen ihr gepreßtes Herz; ſie weinte recht herzlich, ohne doch eigentlich zu wiſſen, wem ihre Thränen floſſen; aber ſie fühlte, daß ſie ihr unendlich wohl thaten.

„Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ Mit dieſer in Karlsbad gewöhnlicher Begrüßung hörte ſie ſich plötzlich von der Frau angeredet, die vorhin in der Kapelle gebetet hatte, und jetzt dicht neben ihr ſtand. „In Ewigkeit!“ erwiederte Gabriele und ſtand auf, um ſie an ſich vorbei gehen zu laſſen; aber die Frau ging nicht, und begrüßte Gabrielen nochmals mit dem zweiten, in Karlsbad üblichen Gruß: „Gott ſchenk Euer Gnaden die Geſundheit!“

„Ich danke Euch, gute Frau!“ ſprach Gabriele, und blickte etwas verwundert auf. Ihr Auge traf in das fromme, ſtille, halb erloſchne Auge eines uralten, ärmlich, aber höchſt reinlich gekleideten Mütterchens mit ſchneeweißen, glattgekämmten Haaren, das mit unausſprechlicher Freundlichkeit ſie betrachtete. „Ihr habt recht andächtig gebetet, fromme alte Mutter! euch muß Gott erhören, gedenkt auch meiner künftig in Eurem Gebete!“ mit dieſen Worten reichte Gabriele der Alten eine Gabe.

„Das will ich,“ antwortete die Frau in einer dieſer Gegenden fremden Mundart, „recht herzlich will ich für ſie beten, aber nicht um ihres Geſchenks willen. Doch nehme ich es gern; ſie ſind reich und gut, und ich will meinen Urenkelchen eine Freude damit machen.“

„Für diese Urenkelchen habt ihr auch wohl hier gebetet?“ fragte Gabriele.

„Alle Tage bete ich für sie und segne sie,“ war die Antwort; „aber nicht hier; hier bete ich weder für mich noch die Meinen, nur für Einen, den ich nicht einmal zu nennen weiß. Aber Gott kennt ihn, und hat den Namen in sein Buch geschrieben; Er weiß, wen ich in meiner Einfalt meine, und wird mich wohl erhören. Liebes gnädiges Fräulein!“ fuhr die Alte fort, indem sie sich neben Gabrielen setzte, „halten Sie mirs zu gut. Als ich Sie vorhin so jung, so schön, so vornehm und so reich und doch so herzlich betrübt weinen sah, da konnte ich nicht anders, ich mußte mich zu Ihnen stellen, und mit Ihnen zu reden suchen. Glauben Sie mir nur, Gott wird seinen Engel senden, Sie zu trösten, wenn es Zeit ist; bleiben Sie nur in der Geduld und in der Hoffnung. Hat er ihn doch auch mir gesendet, als meine Margarethe gestorben war, und ich deshalb zu meinem Sohn nach Böhmen wandern mußte. Da blieb ich in einem wildfremden Lande, von aller Welt verlassen, in Todesnöthen auf freiem Felde liegen, ringsum war es Nacht und kalt, ich konnte die Lippen nicht mehr regen, und betete nur noch innerlich: „Vater unser, der du bist im Himmel,“ und er hörte mich doch und sandte den Retter.“

Freudiges Schrecken durchrieselte Gabrielen bei diesen Worten; sie fragte, die Frau antwortete, und bald fand es sich, daß es so sey, wie sie es geahnt hatte. Es war die nämliche alte Mutter, welche Ottokar vor ungefähr Jahresfrist vom Verschmachten gerettet hatte. Mit heißen Freudenthränen fiel Gabriele ihr um den Hals.

„Er ist Ihnen wohl nahe verwandt?“ fragte die Frau.

„Ja wohl verwandt! nahe verwandt!“ erwiederte Gabriele, die nassen Augen gen Himmel gerichtet.

„Das hätte ich gleich sehen können, daß Sie Schwester und Bruder sind; Sie sind beide so gut und so schön. Sagen Sie ihrem Bruder doch, wenn Sie ihn sehen, wie seine Wohlthat mir Segen gebracht hat; ich denke, es muß ihn freuen, wenn er es hört. Ueberall fand ich weiterhin gute Seelen, die sich einer armen alten Mutter annahmen, und so habe ich von seinem Gelde so viel erübrigt, daß ich meinem Aloys eine Kuh kaufen konnte. Und nun lebe ich bei ihm und seinen Enkeln und Urenkeln dort unten im Dorfe. Aber alle Abende steige ich hier herauf, sobald es Vesperzeit wird, im Winter und Sommer, im Regen, im Schnee, im Sonnenschein, nichts hält mich ab; denn ich habe ein Gelübde gethan, und das will ich halten, so lange Gott mir die Kräfte verleiht. Hier bete ich immer einen Rosenkranz für meinen Erretter, und empfehle ihn dem Schutz aller lieben Heiligen, besonders der heiligen Jungfrau; denn so habe ich es gelobt. Lieber Gott, denke ich, er ist zwar ein Engel an Güte, aber doch ein junger, reicher, vornehmer Herr. Da kann es wohl geschehen, daß solch ein junges Blut

mitten im Vergnügen einmal das Beten vergißt, und mein einfältiges Gebet kommt doch aus treuem Herzen, das muß ihm frommen, wo er auch seyn mag."

„Wo er auch seyn mag! wo er auch seyn mag! O! gute Mutter, vergiß ja nie dein Gelübde, und gedenke auch meiner, wenn du für ihn den Himmel anrufst!" Mit diesen, in hoher Bewegung ausgesprochnen Worten drückte Gabriele der Alten ihr Taschenbuch mit Bankzetteln in die Hand, und eilte mit verhülltem Gesicht ihrer Wohnung zu.

Jetzt war es ihr unmöglich geworden, noch heute den Abendzirkel zu besuchen, und Frau von Willnangen, der sie mit wenigen Worten das Vorgefallne mittheilte, war auch sehr bereit, sie zu entschuldigen. Allein in ihrem Zimmer gab sie sich ganz den Erinnerungen hin, welche der Anblick jener Frau aufs neue belebt hatte.

Die Sonne war untergegangen, tiefe Dämmerung, gemildert durch das Licht des eben aufsteigenden Mondes, erfüllte das Zimmer; noch immer saß Gabriele sinnend und im Aeußern regungslos da, obgleich sie innerlich bei jedem auch noch so leisen Geräusch zusammenzuckte; denn ihr war, als dürfe sie jetzt auch ihn erwarten, ja als müsse Ottokar in der nächsten Sekunde hereintreten, so sehr hatte die Erscheinung der Alten ihr die Vergangenheit zur Gegenwart gemacht. Annette, die schon lange aus dem Nebenzimmer jede Bewegung ihrer jungen Herrin beobachtet hatte, wagte es endlich, sich ihr zu nahen; mit bittender Gebehrde legte sie ihr die Harfe in den Arm, und kniete dann neben ihr hin.

„Gutes Kind! dein Herz sagt dir, was mir frommt," sprach Gabriele, indem sie liebkosend ihre Locken berührte. Dann stimmte sie die Harfe und sang ein Lied, welches Allwill ihr einst auf ihre Veranlassung zum Andenken an ihre verstorbene Mutter gedichtet hatte.

Sie sieht mich nicht!
Ich sehe ewig Sie,
Und wenn auch meine Augen einst erblinden,
Mein Geist wird dieses theure Bild doch finden,
Auch wenn ich dahin flieh,
Wo ausglimmt alles Licht.

Sie hört mich nicht!
Ich höre ewig Sie!
Von süßen Lippen flossen Geisterworte,
Die mich ergriffen, leise Mollaccorde;
Der Ton erstirbt mir nie,
Wann auch kein Laut mehr spricht.

Beklagt mich nicht,
Daß ferne, ferne Sie;

Bin ich nicht glücklich, ewig sie zu lieben?
Mein war sie, mein für immer ist geblieben,
Was Leben mir verlieh,
Und auch der Tod mir bricht.

Da öffnete sich leise die Thüre, und eine im Dunkel kaum erkennbare weibliche Gestalt trat herein; ein paar Schritte brachten sie näher. „Erschrick nicht vor mir, meine Gabriele," sprach eine liebe bekannte Stimme, ein paar Arme breiteten sich aus, und Gabriele sank mit einem freudigen Schrei an das treue Herz ihrer Dalling.

„Kehrt denn alles, alles heute wieder, was früher mich beglückte? auch Du, auch Du?" rief sie im frohen Taumel des Wiedersehens, während Frau Dalling mit Erstaunen die unglaubliche Veränderung bemerkte, die in der kurzen Zeit mit Gabrielen vorgegangen war. Statt des kaum der Kindheit entwachsenen, bleichen Mädchens, welches sie verlassen hatte, fand sie jetzt Augustens, ihrer Mutter, verklärtes, verschönertes Bild in der Pracht eben erblühender Jungfräulichkeit, und wußte kaum, wie sie es anfangen sollte, um Gabrielen mit aller der mütterlichen Liebe zu umfangen, die sie im Busen trug, ohne doch die Ehrfurcht zu verletzen, welche diese hohe, schöne Erscheinung von ihr zu fordern berechtigt schien.

Wilmsen,

einer der fruchtbarsten und gemeinnützigsten Jugendschriftsteller, geb. 1770 in Magdeburg, studierte in Frankfurt und Halle, wurde Prediger an der Parochialkirche in Berlin, und starb 1831.

Zschocke,

wurde 1771 in Magdeburg geboren, verließ seine Vaterstadt im 17ten Jahre, wurde in Schwerin Hauslehrer, dann Theaterdichter bei einer umherziehenden Schauspielergesellschaft in Prenzlau und Landsberg an der Wartha, studierte in Frankfurt, wurde Doctor der Philosophie, und ließ sich in der Schweitz nieder, nachdem sein Name durch das Trauerspiel Abällino schon bekannt worden war. Anfangs war er Director des Schullehrerseminars in Reichenau in Graubündten, dann nahm er Antheil an der Schweitzer-Revolution, wo er durch Rath und That viel half. Er lebt jetzt als Rathsherr und Forstrath in Aarau.

Heun,

als Schriftsteller unter dem Namen Clauren bekannt, geb. 1771 in Dobrilugk in der Lausitz, Geheimer-Hofrath in Berlin.

Tieck,

(s. oben) durch seine Novellen und Mährchen der Lesewelt als angenehmer Erzähler bekannt.

Aus seinem Mährchen: die Elfen.

„Wo ist denn die Marie, unser Kind?" fragte der Vater.

„Sie spielt draußen auf dem grünen Platze," antwortete die Mutter, „mit dem Sohne unsers Nachbars."

„Daß sie sich nicht verlaufen," sagte der Vater besorgt; „sie sind unbesonnen."

Die Mutter sah nach den Kleinen, und brachte ihnen ihr Vesperbrot. „Es ist heiß!" sagte der Bursche, und das kleine Mädchen langte begierig nach den rothen Kirschen. „Seyd nur vorsichtig, Kinder," sprach die Mutter, „lauft nicht zu weit vom Hause, oder in den Wald hinein; ich und der Vater gehn aufs Feld hinaus." Der junge Andres antwortete: „o! sey ohne Sorge; denn vor dem Walde fürchten wir uns; wir bleiben hier beim Hause sitzen, wo Menschen in der Nähe sind."

Die Mutter ging und kam bald mit dem Vater wieder heraus. Sie verschlossen ihre Wohnung, und wandten sich nach dem Felde, um nach den Knechten, und zugleich auf der Wiese nach der Heuerndte zu sehn. Ihr Haus lag auf einer kleinen grünen Anhöhe, von einem zierlichen Stackete umgeben, welches auch ihren Frucht- und Blumengarten umschloß; das Dorf zog sich etwas tiefer hinunter, und jenseits erhob sich das gräfliche Schloß. Martin hatte von der Herrschaft das große Gut gepachtet, und lebte mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde vergnügt; denn er legte jährlich zurück, und hatte die Aussicht durch Thätigkeit ein vermögender Mann zu werden, da der Boden ergiebig war, und der Graf ihn nicht drückte.

Indem er mit seiner Frau nach seinen Feldern ging, schaute er fröhlich um sich, und sagte: „wie ist doch die Gegend hier so ganz anders, Brigitte, als diejenige, in der wir sonst wohnten. Hier ist es so grün, das ganze Dorf prangt von dichtgedrängten Obstbäumen, der Boden ist voll schöner Kräuter und Blumen, alle Häuser sind munter und reinlich, die Einwohner wohlhabend, ja mir dünkt, die Wälder hier sind schöner und der Himmel blauer, und so weit nur das Auge reicht, sieht man seine Lust und Freude an der freigebigen Natur."

„So wie man nur," sagte Brigitte, „dort jenseit des Flusses ist, so befindet man sich wie auf einer andern Erde, alles so traurig und dürr; jeder Reisende behauptet aber auch, daß unser Dorf weit und breit in der Runde das schönste sey."

„Bis auf jenen Tannengrund," erwiederte der Mann; „schau einmal dorthin zurück, wie schwarz und traurig der abgelegene Fleck in der ganzen heitern Umgebung liegt; hinter den dunkeln Tannenbäumen

die rauchige Hütte, die verfallenen Ställe, der schwermüthig vorüberfließende Bach."

„Es ist wahr," sagte die Frau, indem beide still standen, „so oft man sich jenem Platze nur nähert, wird man traurig und beängstigt, man weiß selbst nicht warum. Wer nur die Menschen eigentlich seyn mögen, die dort wohnen und warum sie sich doch nur so von allen in der Gemeinde entfernt halten, als wenn sie kein gutes Gewissen hätten?"

„Armes Gesindel," erwiederte der junge Pachter, „dem Anschein nach Zigeunervolk, die in der Ferne rauben und betrügen, und hier vielleicht ihren Schlupfwinkel haben. Mich wundert nur, daß die gnädige Herrschaft sie duldet."

„Es können auch wohl," sagte die Frau weichmüthig, „arme Leute seyn, die sich ihrer Armuth schämen; denn man kann ihnen doch eben nichts Böses nachsagen; nur ist es bedenklich, daß sie sich nicht zur Kirche halten, und man auch eigentlich nicht weiß, wovon sie leben; denn der kleine Garten, der noch dazu ganz wüst zu liegen scheint, kann sie unmöglich erhalten, und Felder haben sie nicht."

„Weiß der liebe Gott," fuhr Martin fort, indem sie weiter gingen, „was sie treiben mögen; kommt doch auch kein Mensch zu ihnen; denn der Ort, wo sie wohnen, ist ja wie verbannt und verhext, so daß sich auch die vorwitzigsten Burschen nicht hingetrauen."

Dieses Gespräch setzten sie fort, indem sie sich in das Feld wandten. Jene finstre Gegend, von welcher sie sprachen, lag abseits vom Dorfe. In einer Vertiefung, welche Tannen umgaben, zeigte sich eine Hütte und verschiedene fast zertrümmerte Wirthsschaftsgebäude, nur selten sah man Rauch aufsteigen, noch seltener wurde man Menschen gewahr; jezuweilen hatten Neugierige, die sich etwas näher gewagt, auf der Bank vor der Hütte einige abscheuliche Weiber in zerlumptem Anzuge wahrgenommen, auf deren Schooß eben so häßliche und schmutzige Kinder sich wälzten; schwarze Hunde liefen vor dem Reviere, in Abendstunden ging wohl ein ungeheurer Mann, den Niemand kannte, über den Steg des Baches, und verlor sich in die Hütte hinein; dann sah man in der Finsterniß sich verschiedene Gestalten wie Schatten um ein ländliches Feuer bewegen. Dieser Grund, die Tannen und die verfallene Hütte machten wirklich in der heitern grünen Landschaft gegen die weißen Häuser des Dorfes und gegen das prächtige neue Schloß den sonderbarsten Abstich.

Die beiden Kinder hatten jetzt die Früchte verzehrt; sie verfielen darauf, in die Wette zu laufen, und die kleine behende Marie gewann dem langsameren Andres immer den Vorsprung ab. „So ist es keine Kunst!" rief dieser endlich aus; „aber laß es uns einmal in die Weite versuchen dann wollen wir sehen, wer gewinnt!" — „Wie Du willst," sagte die Kleine; „nur nach dem Strome dürfen wir nicht laufen." — „Nein," erwiederte Andres, „aber dort auf jenem Hügel steht der große Birnbaum, eine Viertelstunde von hier; ich laufe hier links um den

Tannengrund vorbei, Du kannst rechts in das Feld hinein rennen, daß wir nicht eher als oben wieder zusammen kommen; so sehn wir dann, wer der beste ist."

„Gut," sagte Marie, und fing schon an zu laufen, „so hindern wir uns auch auf demselben Wege nicht, und der Vater sagt ja, es sey zum Hügel hinauf gleich weit, ob man diesseits, ob man jenseits der Zigeunerwohnung geht."

Andres war schon vorangesprungen, und Marie, die sich rechts wandte, sah ihn nicht mehr. „Er ist eigentlich dumm," sagte sie zu sich selbst; „denn ich dürfte nur den Muth fassen, über den Steg, bei der Hütte vorbei, und drüben wieder über den Hof hinaus zu laufen; so käme ich gewiß viel früher an." Schon stand sie vor dem Bache und dem Tannenhügel. „Soll ich? Nein, es ist doch zu schrecklich," sagte sie. Ein kleines weißes Hündchen stand jenseits, und bellte aus Leibeskräften. Im Erschrecken kam das Thier ihr wie ein Ungeheuer vor, und sie sprang zurück. „O weh!" sagte sie, „nun ist der Bengel weit voraus, weil ich hier steh' und überlege." Das Hündchen bellte immerfort, und da sie es genauer betrachtete, kam es ihr nicht mehr fürchterlich, sondern im Gegentheil ganz allerliebst vor: es hatte ein rothes Halsband um, mit einer glänzenden Schelle, und so wie es den Kopf hob und sich im Bellen schüttelte, erklang die Schelle äußerst lieblich. „Ei! es will nur gewagt seyn!" rief die kleine Marie, „ich renne, was ich kann, und bin schnell, schnell jenseits wieder hinaus; sie können mich doch eben nicht gleich von der Erde weg auffressen!" Somit sprang das muntere muthige Kind auf den Steg, rasch an dem kleinen Hund vorüber, der still ward und sich an sie schmeichelte, und nun stand sie im Grunde, und rund umher verdeckten die schwarzen Tannen die Aussicht nach ihrem älterlichen Hause und der übrigen Landschaft.

Aber wie war sie verwundert. Der bunteste, fröhlichste Blumengarten umgab sie, in welchem Tulpen, Rosen und Lilien mit den herrlichsten Farben leuchteten, blaue und goldrothe Schmetterlinge wiegten sich in den Blüthen, in Käfigen aus glänzendem Drath hingen an den Spalieren viel farbige Vögel, die herrliche Lieder sangen, und Kinder in weißen kurzen Röckchen, mit gelockten gelben Haaren und hellen Augen, sprangen umher; einige spielten mit kleinen Lämmern, andere fütterten die Vögel, oder sie sammelten Blumen und schenkten sie einander, andere wieder aßen Kirschen, Weintrauben und röthliche Aprikosen. Keine Hütte war zu sehn, aber wohl stand ein großes schönes Haus mit eherner Thüre und erhabenem Bildwerk leuchtend in der Mitte des Raumes. Marie war vor Erstaunen außer sich, und wußte sich nicht zu finden; da sie aber nicht blöde war, ging sie gleich zum ersten Kinde, reichte ihm die Hand, und bot ihm guten Tag. „Kommst Du uns auch einmal zu besuchen?" sagte das glänzende Kind; „ich habe Dich draußen rennen und springen sehn, aber vor unserm Hünd-

chen hast Du Dich gefürchtet." — „So seid ihr wohl keine Zigeuner und Spitzbuben," sagte Marie, „wie Andres immer spricht? O freilich ist der nur dumm, und redet viel in den Tag hinein." — „Bleib' nur bei uns," sagte die wunderbare Kleine, „es soll Dir schon gefallen." — „Aber wir laufen ja in die Wette." — „Zu ihm kommst Du noch früh genug zurück. Da nimm und iß!" — Marie aß, und fand die Früchte so süß, wie sie noch keine geschmeckt hatte, und Andres, der Wettlauf und das Verbot ihrer Aeltern waren gänzlich vergessen.

Eine große Frau in glänzendem Kleide trat herzu, und fragte nach dem fremden Kinde. „Schönste Dame," sagte Marie, „von ungefähr bin ich hereingelaufen, und da wollen sie mich hier behalten." — „Du weißt, Zerina," sagte die Schöne, „daß es ihr nur kurze Zeit erlaubt ist; auch hättest Du mich erst fragen sollen." — „Ich dachte," sagte das glänzende Kind, „weil sie doch schon über die Brücke gelassen war, könnt' ich es thun; auch haben wir sie ja oft im Felde laufen sehn, und Du hast Dich selber über ihr muntres Wesen gefreut; wird sie uns doch früh genug verlassen müssen!"

„Nein, ich will hier bleiben," sagte die Fremde; „denn hier ist es schön; auch finde ich hier das beste Spielzeug und dazu Erdbeeren und Kirschen; draußen ist es nicht so herrlich."

Die goldbekleidete Frau entfernte sich lächelnd, und viele von den Kindern sprangen jetzt um die fröhliche Marie mit Lachen her, neckten sie und ermunterten sie zu Tänzen, andre brachten ihr Lämmer oder wunderbares Spielgeräth, andre machten auf Instrumenten Musik und sangen dazu.

Dräseke,

ein ausgezeichneter Kanzelredner, geb. 1774 in Braunschweig, studierte in Helmstädt, war Hauslehrer in Ratzeburg, dann Prediger in Mölln, in Ratzeburg und in Bremen. Seit 1832 Bischof, Generalsuperintendent und erster Domprediger in Magdeburg.

Die neue Stadt. Eine Predigt.

Eingang.

Ein großer Gegenstand erwartet uns. Vor unsern Blicken liegt die **neue Stadt.**

Indem ich mit Euch dahin schaue, zeigt mir der Geist den, der allein Städte erneut, Christum. Und — **Er weint.**

Der Herr ist auf dem Wege nach Israels Hauptstadt. Die Reise geht zum letzten Paschahfest. Das Volk beeifert sich, seinem Einzuge ein königlich Ansehn zu geben. Entzücken füllt die Herzen. Hosianah steigt in die Lüfte. — Doch böse Geister stören die kurze Freude, und Phari-

säer grollen: „strafe doch Deine Jünger.“ Jetzt ruft in tiefster Bewegung, Jesus: „wahrlich! wenn diese schwiegen, würden die Steine schreien.“ Kaum aber hat Ers gesprochen, da ist der Zug auf der Höhe, und Jerusalem bereitet sich an Zions Hügeln aus. „Und nun, als er nahe hinzukam, sahe Er die Stadt an, und weinte über sie.“

Warum weinte der Heiland? der Frieden brachte, Frieden, wie die Welt nicht geben kann, warum weinete Er? — Der Sinn machte ihn weinen, der Ihn verwarf. Er beklagte die unglückliche Stadt; aber Sein Mitleid begehrte sie nicht. Er bewies ihr die Nichtigkeit eines Glücks, das keinen Grund habe in Gottgeweiheten Herzen, aber seine Lehren erwog sie nicht. „Wenn Du es wüßtest,“ sprach Er, „so würdest Du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet;“ aber seine Warnungen verstand sie nicht. Er entwarf Schilderungen von der Zukunft, die in Mark und Bein hätten dringen sollen. „Es wird die Zeit kommen,“ rief Er, „daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängsten, und werden dich schleifen und keinen Stein auf den andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.“ Aber Seiner Drohungen achtete sie nicht. Darum! Und als Er nahe hinzukam, sahe Er die Stadt an und weinte über sie.

O Jesu! Wenn Du noch jetzt auf Erden umher gingest, sichtbar, und kämest an diese unsere Stadt; wie würdest Du uns betrachten? Würdest Du auch hier Verkehrtheiten gewahr werden, die Deine Stirn umwölken und Dein Auge mit Thränen füllen müßten?

Siehe! Dir zu gefallen soll unsere Wonne seyn. Mit Dir zu wirken, wollen wir lernen. Wir alle, die hier versammelt sind, wissen und freuen uns vor Dir der Gewißheit: nur wo Du bist, ist Heil.

So öffnen wir Dir unsere Stadt; ziehe ein. Wir öffnen Dir unsere Gesetzbücher; bestimme ihren Inhalt. Wir öffnen Dir die Plätze der öffentlichen Verhandlung; führe Du das Wort im Senat und bei der Bürgerschaft. Nirgend sey fern. Ueberall sey der Erste, damit Du uns offenbaren könnest Deine Herrlichkeit, und in Wort und That, in den Kirchen und auf den Märkten, wir Dich umringen mit dem Bekenntniß: Du bist der Gesalbte Gottes, Du bist der König der Ehren. Sela. —

Schluß.

Sehet! Sehet! Ist eine Stadt in Christo, so ist sie eine neue Creatur. Das Alte ist vergangen. Alles ist neu worden. Und weils wohlgeht dem Ganzen, so geht es dem Einzelnen auch wohl.

Glückliche Stadt! Wer könnte dir mißtrauen? Wer sollte nicht lieben, in dir zu weilen?

Glückliche Stadt! Wälle brauchst du keine; deine Wehr heißt Glaube. Kriegsschaaren bedarfst du nicht; deine Vertheidiger sind die Gesinnungen deiner Bürger. Fürsten und Könige hast du nicht nöthig; dein Schutzherr ist der Menschensohn, der auf Erden keine Stätte hatte zum Ausruhn, aber alle Himmel beherrscht.

Glückliche Stadt! Du bist stark. Denn du bist frei. Du bist frei, denn du bist fromm. Du bist fromm, denn du bist in Christo.

O Bremen! Mögtest du diese glückliche Stadt seyn! Amen.

Jacob Glatz,

einer der fruchtbarsten Jugendschriftsteller, geb. 1776 in Poprad in Oberungarn, studirte in Jena, war 7 Jahre Lehrer an der Erziehungsanstalt Salzmanns in Schnepfenthal, dann Lehrer an der evangelischen Schule in Wien, Prediger bei der dortigen evangelischen Gemeinde, und zuletzt Consistorialrath. Als solcher lebte er seit 1816 in Presburg. Er starb hier 1831.

E. Th. A. Hoffmann,

ein sehr geistreicher und launiger Schriftsteller, geb. 1778 in Königsberg in Preußen, studirte daselbst die Rechte, stand als Referendar in Glogau und Berlin, bildete sein musikalisches Talent durch Hülfe des Kapellmeisters Reichardt noch mehr aus, wurde Assessor in Posen, dann Regierungsrath in Plozk, und darauf Regierungsrath in Warschau. Nachdem er hier 1806 sein Amt verloren hatte, wurde er Musikdirector in Bamberg, 1813 Musikdirector am Theater in Dresden, und zwei Jahr darauf Kammergerichtsrath in Berlin. Er starb hier 1822. In seinen humoristischen Romanen, z. B. Elixire des Teufels, die Serapionsbrüder, Lebensansichten des Katers Murr zeigt sich mehr Vorliebe für das Phantastische als für das Sentimentale.

Van der Velde,

ein sehr beliebter Romanschriftsteller, geb. 1779 in Breslau, zuerst Stadtdirector in Winzig in Schlesien, dann in Zobten, zuletzt Justizcommissar in Breslau, gest. daselbst 1824.

Luden,

ein berühmter Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, geb. 1780 in Lockstadt bei Bremen, Professor und Geheimerrath in Jena. Aus seiner Geschichte des deutschen Volks ist im 1sten Theile S. 185 eine Probe gegeben worden.

Friedr. von Raumer,

auch ein geistreicher Historiker, geb. 1785 in Dessau, anfangs im Büreau des Staatskanzlers von Hardenberg in Berlin, dann Professor und Geheimerrath in Berlin.

Aus seiner Geschichte der Hohenstaufen.

(Konradin von Hohenstaufen war von dem Könige von Neapel Karln von Anjou an der Gränze Neapel, bei Skurkola, besiegt worden, und hatte sich auf die Flucht begeben.)

Konradin, Friedrich von Oestereich, Graf Gerhard von Pisa, Graf Galvan Lancia, dessen Söhne und mehre Edle flohen nach Rom, und hofften, im Angedenken der ihnen vor kurzer Zeit bewiesenen höchsten Theilnahme hier thätige Hülfe zu finden. Aber obgleich der Statthalter Guido von Montefeltro sie freundlich und ehrenvoll empfing, obgleich einzelne, deren Schicksal an das ihrige fest geknüpft war, in der alten Gesinnung beharrten, so zeigte doch die immerdar wankelmüthige Menge hier so viel Gleichgültigkeit, dort so viel Furcht, daß man das Aergste erwarten mußte, sobald sich, (wie schon verlautete) die Orsini, Savelli und andre vertriebne Guelfen, oder gar König Karl der Stadt nähern würden. Deshalb eilte Konradin heimlich mit seinen Freunden nach Astura zum Meere, in der Hoffnung, wo nicht auf geradem Wege, doch über Pisa Sicilien zu erreichen, und von dieser ihm befreundeten Insel aus den Kampf gegen Karl zu erneuen. — Schon waren alle auf einem Fahrzeuge in die See gestochen, als der Herr Astura's vom Geschehenen Nachricht erhielt, und aus Kleidung, Sprache, bemerkten Kostbarkeiten u. s. w. die nahe liegende Folgerung zog: daß die Eingeschifften angesehene, von Skurkola her fliehende Personen, mithin auf jeden Fall für ihn eine erwünschte Beute sein müßten. — Darum sandte er eiligst ein Schiff mit stärkerer Bemannung nach, welche, dem erhaltenen Befehle gemäß, verlangte, daß die Fliehenden sogleich zum festen Lande zurückkehren sollten. Groß war deren Schreck; als sie auf die Frage: „wer ist der Herr von Astura?" zur Antwort erhielten: „Johannes Frangipani!" — so faßten sie neues Zutrauen: denn Kaiser Friedrich II. hatte fast keine Familie so geehrt und belohnt, wie diese.

Sobald Konradin vor Frangipani gebracht wurde, gab er sich (denn längere Verheimlichung schien fruchtlos, ja nachtheilig) zu erkennen, und forderte ihn, an alle jene Wohlthaten errinnernd, zur Dankbarkeit gegen Friedrichs Enkel und zur Unterstützung des rechtmäßigen Erben von Neapel auf; wofür ihm Belohnungen zu Theil werden sollten, so groß er sie irgend hoffen oder wünschen könne. Johannes Frangipani aber folgte dem Beispiele der schlechtern unter seinen Vorfahren, welche ohne Rücksicht auf Ehre und Tugend, nur um äußrer Vortheile willen, sich bald auf die Seite der Kaiser, bald auf die Seite der Päpste gestellt hatten. Anstatt mit raschem Edelmuth den Unglücklichen aus den Händen seiner Verfolger zu retten, mochte er überlegen: daß Konradin zwar viel geben wolle, aber nichts zu geben habe; König Karl dagegen zwar geizig sei, ihm jedoch bei einer solchen Gelegenheit wohl etwas Bedeutendes abgepreßt werden könne. Vielleicht beruhigte sich Johann auch, — wie so viele Gemüther, deren Schwäche ihrer Schlechtigkeit gleich kömmt —, mit dem irrigen Wahne: es sei noch immer Zeit, einen freien letzten Entschluß zu fassen. — Schon hatten sich aber mittlerweile Nachrichten vom Geschehenen verbreitet; Robert von Lavena, Karls Flottenführer, umlagerte herzueilend das Schloß, in welchem die Gefangenen aufbewahrt wurden, und hoffte durch dessen Einnahme die wegen des Verlustes der Seeschlacht bei Messina verlorne Gunst des Königs wieder zu erwerben. In dessen Namen versprach der Anführer einer ebenfalls hierher gesandten Reiterschaar an Frangipani den größten Lohn für rasche Auslieferung Konradins und seiner Gefährten; man bedrohte ihn dagegen mit dem Tode, wenn er Verräther irgend beschütze!

In solchen Wechselfall gesetzt, bedachte sich Frangipani um so weniger, da er die Schande seiner That jetzt mit dem Vorwande erlittener Gewalt zuzudecken hoffte: er schloß eiligst den ehrlosen Handel ab, und übergab die Gefangenen, ohne sichernde Bedingung, für Geld und Gut ihren Verfolgern. Unter Spott und Hohn, einem Verbrecher gleich, ward der Enkel Kaiser Friedrichs durch Kampanien hindurch in die Hauptstadt seines Reichs geführt. Ihm solle kein Leids geschehen, verkündeten Täuschende oder Getäuschte in König Karls Namen; welche Milde aber von diesem zu hoffen sei, zeigte sein Benehmen in allen Theilen des Reichs.

Auf unpartheiischem, leidenschaftslosem Wege, so hieß es jetzt, müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deshalb ließ der König Richter und Rechtsgelehrte aus mehren Theilen des Reichs nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausam-

keit Karls eingedenk, lange nicht ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches, wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl, — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevent's vergessend, — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nichts Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und frech jener einzelnen Knechtesstimme folgend, aus eigner Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelaßne Zeit um sein Testament zu machen, und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reichs vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begränzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29sten Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, je-

ner ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volks fremde Saaten zu ärndten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitre Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Richter zum Tode verurtheilen?" — Und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; — das Urtheil aber blieb ungeändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihn noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine, und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That, und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste hinab, damit er dem Könige Peter von Arragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oestreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn

dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „o Mutter, welches Leiden bereite ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oestreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel, auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lancia für sich und seine Söhne 100,000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größern Gewinn heraus; auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß die beiden Söhne des Grafen Galvan in dessen Armen, und dann erst er selbst getödtet werde! — Nach diesen mordete man noch mehre: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmälig auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meers, oder, wie andre erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

Zu all diesen herzzerreißenden Thatsachen, die man nach genauster Prüfung als geschichtlich betrachten muß, hat Sage und Dichtung noch manches hinzugefügt, was den schönen Sinn Theilnehmender bekundet, aber mehr oder weniger der vollen Beglaubigung ermangelt. Ein Adler, so heißt es z. B., schoß nach Konradins Hinrichtung aus den Lüften herab, zog seinen rechten Flügel durch das Blut und erhob sich dann aufs neue. Der Henker ward, damit er sich nicht rühmen könne, solche Fürsten enthauptet zu haben, von einem andern niedergestoßen. Die Stelle des Richtplatzes ist, ein ewiges Andenken der thränenwerthen Ereignisse, seitdem immer feucht geblieben. Konradins Mutter eilte nach Neapel, ihren Sohn zu lösen, kam aber zu spät und erhielt bloß die Erlaubniß, eine Kapelle über seinem Grabe zu erbauen; mit welcher Erzählung unvereinbar andre jedoch wiederum berichten, daß die Karmeliter aus Mitleid oder für Lohn den Leichnam Konradins nach Deutschland gebracht hätten, u. s. w.

So viel ist gewiß, daß eine starke Säule von rothem Porphyr und eine darüber erbaute Kapelle — mögen sie nun später von reuigen Königen, oder theilnehmenden Bürgern, oder auf Kosten Elisabeths aufgerichtet worden sein —, Jahrhunderte lang die Blutstelle bezeichneten, bis in unsern, gegen Lehren und Warnungen der Vorzeit nur zu gleichgültigen Tagen die Säule weggebracht, die Kapelle zerstört und an ihrer Stelle ein Schenkhaus angelegt wurde.

Verzeichniß

aller im 1ten bis 3ten Theil angeführten Schriftsteller.

Abraham a Sancta Clara 229, a. 177 b.
Abschatz, Aßmann v., 169, b.
Adelung 294, b.
Alxinger 51, c.
Arndt 136 c.

Babo 74, c.
Baggesen 107, c.
Baiern, Ludw. König v., 206, c.
Basedow 237, a.
Baumann 60, b.
Berlichingen, Götz v., 106, b.
Besser, Joh. v., 152, b.
Bieterolf 7, b.
Blumauer 32, 129, a. 52, c.
Bodmer 183, b.
Boie 185, b.
Bonerius 54, b.
Brachmann, Luise, 181, c.
Brand, Sebastian, 67, b.
v. Brawe 210, 245, b.
Breitinger 183 b.
Brentano, Sophie, 129, c.
Bretschneider 126, a.
Brockes 134, c. 154, 165, b.
Bronner 55, c.
Brun, Friederike, 108, c.
Bürde 37, c.
Bürger 25, a. 185, 283, b. 116, c.
Burmann 258, b.

Campe 338, b.
Canitz, Freih. v., 133, a. 143, 175, b.
Chezy, Helmine v., 198, c.
Claudius 146, a. 275, 334, b.
Clauren 321, c.
v. Collin 153, c.
Contessa 187, c.
Conz 91, c.
Cramer, Joh. Andr., 313 b.
Cronegk, Freih. v., 144, a. 210, 244, b.

Dach, Simon, 136, 165, b.
Denis 235, b.
Dinter 236, a.
Dräseke 325, c.
Dreyer 135, 141, a.
Drollinger 140, a.
Dusch 231, 303, b.

Eberhard, Aug. Gottl., 131, c.
Ebert 184, 204, b.
Engel 96, 105, 182, a. 275, 323, b.
Eschenbach, Wolfram v., 7, 33, b.
Eschenburg 14, a. 275, b.
Eulenspiegel, Tyll, 68, b.

Falk 143, c.
Flecke, Conr. v., 27, b.
Flemming 139, a. 124, b.
Forster, Georg, 308, c.
Fouqué, Bar. de la Motte, 184, c.
Franke, Aug. Herrm., 163, 175 b.
Franz, Agnes, 247, c.
Furchau 263, c.

Gärtner 284, 212 b.
Garve 334, b.
Gellert 141, 227, 230, a. 184, 198, b.
Gemmingen, Freih. v., 136, a. 239, b.
Gerhardt, Paul, 140, b.
v. Gerstenberg, 246, b.
Geßner, Sal., 115, a. 241, b.
Giseke 184, 205, b.
Gittermann 130, c.
Glatz 163 a. 327, c.
Gleim 33, 135, 141, a. 184, 215, b.
Göckingk, 290, b.
v. Göthe 126, a. 185, b. 1, 269, c.
Götz 28, 136, 142, a. 184, 219, b.
Gotter 279, b.
Gottfried v. Straßburg 7, 33, b.
Gottsched 183, b.
Gries 166, c.
Grillparzer 240, c.
Gryph, Andr., 98, 139, a. 129, 150,
Gryph, Christion, 133, a. 134, b.
164, b.

Günther, Joh. Christ., 155, 175, b.

v. Hagedorn 26, 27, 134, 140, a. 185, b.
v. Halem 34, c.
v. Haller 32, a. 185, 194, b.
Hardenberg, Freih. v., 151 c.
Harms 127, a.
Harsdörfer 163, 165, b.
Hartmann v. d. Aue 7, b.
Hauff, Wilh., 261, c.
Haug 146, a. 87, c.
Hebel 76, c.
Heydenreich 10, 138, a. 107, c.
Hell, Theodor, 61, a. 159, c.
Hellwig, Amalie v., 180, c.
v. Herder 32, 137, a. 185, 276, b.
Hermes, Joh. Tim., 322, b.
Heun 321, c.
v. Hippel 323, b.
Hölty 15, 127, a. 185, b. 20, c.
Hoffmann 327 c.
v. Hoffmannswaldau 139, a. 111, 147, b.
v. Houwald 153, a. 189, c.
Huber, Joh. Ludw., 229, b.
Huber, Ludw. Ferd., 229. b. 308, c.
Huber, Therese, 308, c.
v. Humboldt, Alex., 309, c.
Hutten, Ulr. v, 76, b.

Jacobi, Friedr. Heinr., 334, b.
Jacobi, Joh. Georg, 26, 138, 145, 157, a. 271, b.
Jakobs 77, a, 305, c.
Iffland 55, c.
Imhoff, Amalie v., 180, c.
Jung-Stilling 176, a.

Käſtner 141, a. 184, 202, b.
Karsch 142, a. 228, b.
Kind 161, c.
Klay 163, 165, b.
Kleist, Ewald Christian, 141, a. 184, 222, b.
Kleist, Heinr. v., 181, c.
v. Klinger 36, c.
Klingsohr, Nicol., 7, b.
Klopstock 7, 8, 43, 136, 143, a. 184, 185, 196, b.
v. Knigge, Freiherr, 285, c.
v. König 152, b.
v. Köpken 137, a.
Körner, Theod., 238, c.
Konrad v. Würzburg 7, b.
Kosegarten, 11, 51, 128, a. 57, c.
v. Kotzebue 101, a. 87, 305 c.
Kretschmann 137, 145, a. 247, b.
Krug v. Nidda 85, c.
Krummacher 126, c.
Küttner 145, a.
Kudraß 22, a.
Kuh, Ephr. Moses, 137, 144 a. 249, b.

Lafontaine 305 c.
Langbein 65, 123, a. 74, c.
Laurenberg 172, b.
Lavater 274, b.
Leibnitz, Frh. v., 180 b.
Leisewitz 185, b. 31, c.
Lessing 143, a. 185, 231, 304, b.
Leßmann 227, c.
Lichtenberg 38, a. 331, b.
Lichtenstein, Ulr. v., 7, b.
Lichtwer 226, b.
Löwen 143, a.
v. Logau 132, 139, a. 165, b.
v. Lohenstein 111, 147, b.
Luden 185, a. 328 c.
Luther 71, 75, 90, 97, b.

Mahlmann 147, c.
Manso 29, a. 73, 300, c.
Mastalier 237, b.
v. Matthisson 85, 171, a. 80, c.
Meißner 36, 285 c.
Michaelis, Joh. Benj., 247, b.
Miller 185, b. 22, c.
Mnioch, Marie, 185, c.
Moritz 99, c.
Moscherosch 180, b.
Moses Mendelssohn 184, b.
Möser, Justus, 298, b.
Müchler 146, a. 89, c.
Müller, Joh. v., 188, 191, a. 282 c.
Müller, Methusalem, 229, c.
Müller, Wilh. 254, c.
Müllner 92, a. 159, c.
Musäus 319, b.
Mylius 184, b.

Naubert, Benedicte, 181, c.
Neubeck 110, c.
Neukirch, Benj., 111, 152, b.
Neumark, Georg, 145, b. 116, c.
Nicolai, Friedr., 184, 308, b.
v. Nicolay, 137, 145, a. 255, b.
Nidda, Krug v., 85, c.
Niemeyer 3, a. 47, 287 c.
Novalis 151, c.

Oehlenschläger 143, c.
Ofterdingen, Heinr. v., 7, b.

Verzeichniß

der im 3ten Theil enthaltenen Schriftsteller.

	Seite,
Alxinger	51
Arndt	136
Babo	74
Baggesen	107
Baiern, Ludw. König v.,	206
Blumauer	52
Brachmann, Luise,	181
Brentano, Sophie,	129
Bronner	55
Brun, Friederike,	108
Bürde	37
Bürger	116
Chezy, Helmine v.,	198
Clauren	321
v. Collin	153
Contessa	187
Conz	91
Dräseke	325
Eberhardt, Aug. Gottl.	131
Falk	143
Forster, Georg,	308
Fouqué, Bar. de la Motte,	184
Franz, Agnes,	247
Furchau	263
Gittermann	130
Glatz	327
v. Göthe.	1. 269
Gries	166
Grillparzer	240
v. Halem	34
Hardenberg, Freih. v.,	151
Hauff, Wilh.,	261
Haug	87
Hebel	76
Heidenreich	107
Hellwig, Amalie v.,	180
Heun	321
Hölty	20
Hoffmann	327
v. Houwald	189
Huber, Therese	308
v. Humboldt	309
Jakobs	305
Iffland	55
Imhoff, Amalie v.,	180
Kind	116
Kleist, Heinr. v.,	181
v. Klinger	36
v. Knigge, Freih. v.,	285
Körner, Theodor,	238
Kosegarten	57
v. Kotzebue	87. 305
Krug v. Nidda	85
Krummacher	126
Lafontaine	305
Langbein	74
Leisewitz	31
Leßmann	227
Luden	328
Mahlmann	147
Manso	73. 300
v. Matthisson	80
Meißner	36. 285
Miller	22
Mnioch, Maria,	185
Moritz	99
Müchler	98
Müller, Joh. v.,	282
Müller, Methusalem,	229
Müller, Wilhelm,	254
Müllner	159

	Seite,
Naubert, Benedicte,	181
Neubeck	110
Nidda, Krug von,	85
Niemeyer	47. 287
Novalis	151
Oehlenschläger	143
Overbeck	53
Pichler, Caroline,	139. 312
Prätzel	230
v. Raumer	328
Raupach	200
Recke, Elise v. der,	54
Reinhard	287
Richter, Jean Paul Friedr.,	98
Rochlitz	147. 317
Rudolphi, Caroline,	43. 293
Rückert	241
v. Salis	93
Schenkendorf. Max v.,	224
v. Schiller	60. 298
Schlegel, Aug. Wilh. v.,	114
Schlegel, Friedr. v.,	153
Schleiermacher	309
Schopenhauer	317
Schreiber, Christian,	216
Schreiber, Aloys,	113
Schulze, Ernst,	220
Schwab, Gustav,	246
Seume	96
Sintenis	279
v. Sonnenberg	195
Starke	305
v. Steigentesch	157
Stolberg, Christian Gr. zu,	23
Stolberg, Friedr. Leop. Graf zu,	25
Strack	223
Streckfuß	195
Tieck	155. 322
Tiedge	39
Uhland	210
Velde, van der,	327
Voß, Joh. Heinr.,	27
Weißer	87
Wilmsen	321
Winkler	159
Witschel	134
Wyß	95
Zschocke	321

Druckfehler.

Seite 7 Zeile 7 v. u. statt zeigte lies zeigt.
= 10 = 9 st. den l. dem.
= 19 = 13 v. u. st. schönen l. schöne.
= 26 = 19 st. Stölen l. Wonne.
= 34 = 7 st. Hang das l. Hang.
= 55 = 9 v. u. st. streichen l. strichen.
= 59 = 3 st. hällt l. hüllt.
= 72 = 5 hinter Siegen setze ein Punkt.
= 73 = 17 st. den l. dem.
= 74 = 22 st. gest. l. geb.
= 91 = 13 v. u. st. Lenz l. Conz.
= 92 = 13 statt einem l. einen.
= 93 = 16 v. u. hinter Gaudenz streiche das Komma fort.
= 13 v. u. st. Mittleid l. Mitleid.
= 95 = 3 v. u. st. Buchsen l. Buchsee.
= 98 = 4 v. u. hinter Paul streiche das Komma fort.
= 99 = 12 v. u. statt ungetragen l. umgetragen.
= 106 = 18 st. dieß l. diese.
= 108 = 7 v. u. hinter malt setze ein Komma.
= 111 = 2 st. finstern l. finstere.
= 114 = 15 hinter entbrannte setze ein Komma.
= 116 = 9 v. u. hinter girren setze ein Komma,
= 125 = 7 v. u. st. Dem l. Am.
= 130 = 16 v. u. st. Dumun l. Dunum.
= 133 = 4 v. u. st. ihren l. ihrem.
= 134 = 6 v. u. st. Harfenfeld l. Henfenfeld.
= 136 = 3 st. einem l. einen.
= 151 = 7 st. denn l. dann.
= 189 = 11 st. Nun l. Sie.
= 12 st. Wir l. Mir.
= 193 = 13 st. Den l. dem.
= 195 = 3 st. Donato l. Donatoa.
= 196 = 11 v. u. st. traulich l. treulich.
= 201 = 20 v. u. st. meiner l. meine.
= 203 = 3 st. sehn l. seyn.
= 220 = 6 u. 1 v. u. st. Cella l. Celle.
= 239 = 8 st. Tannenberg l. Dannenberg.

Seite 241 Zeile 18 statt Tolado lies Toledo.
: 263 : 7 v. u. st. Mittow l. Wittow. Ebenso S. 267 Z. 20.
: 267 : 5 v. u. st. Walle l. Welle.
: 271 : 17 v. u. st. leuchtete l. beleuchtete.
: 281 : 5 l. vorangegangene zweite.
: 305 : 16 st. Thedden l. Thadden.
: 310 : 4 st. Geld l. Gold.
: 311 : 11 st. Quacharo l. Guacharo.
: 318 : 4 v. u. st. Gegenden l. Gegen.
: 325 Vor Dräseke setze:

Karoline, Freiin de la Motte Fouqué,
geb. v. Briest, geschiedene v. Rochow,
geb. 1773 in Neuhausen bei Rathenau, gest. ebenda 1831, bekannt als Verfasserin mehrerer Romane und Novellen.

Seite 328 Zeile 9 statt Geheimerrath lies Regierungsrath.

Olearius 132, a. 167, b.
Opitz v. Boberfeld 131, 138 a. 111, 116, 165, b.
Overbeck 53, c.

Pestalozzi 339, b.
Pfeffel 40, 137, 145, 147, a. 253, b.
Pfinzing, Melchior, 66, b.
Philander v. Sittewald 180, b.
Pichler, Caroline, 139, 312 c.
Prätzel 68, a. 230, c.

Rabener 233, a. 184, 294, b.
Rachel 172, 174, b.
Ramler 143, a. 184, 220, b.
v. Raumer 328 c.
Raupach 200, c.
Recke, Elise v. d., 54, c.
Reinhard 287 c.
Reinmar d. Aeltere 7, b.
Reinmar d. Jüngere 7, b.
Richter, Jean Paul Friedr., 98, c.
Roche, Sophie v. la, 304, b.
Rochlitz 147, 317 c.
Rodde, Freiin v., 318, b.
Rollenhagen 76, 80, b.
Rosenplüt 67, b.
Rudolphi, Carol., 43, 293 c.
Rückert 241, c.

Sachs, Hans, 71, 76, 77, 81, 90, 91, b.
v. Salis 93, c.
Salzmann 338, b.
Sax, Heinr. v., 7, b.
Schärtlin, Sebast. v., 106, 109, b.
Schenkendorf, Max v., 224, c.
Schiebler 146, a.
v. Schiller 57, 121, 138, 151, a. 185, b. 60, 298 c.
Schlegel, August Wilh. v., 24, a. 114, c.
Schlegel, Friedr. v., 153, c.
Schlegel, Joh. Ad. 184, 202, b.
Schlegel, Joh. Elias, 184, 201, b.
Schleiermacher 309 c.
v. Schlözer 318, b.
Schmid, Conr. Arn., 184, 203, b.
Schmidt, Klamer, 28, 138, a. 283, b.
Schmolke, Benj. 164, b.
Schnepper, Hans, 67, b.
Schopenhauer 317 c.
Schreiber, Aloys, 156, a. 113, c.
Schreiber, Christian, 216, c.
Schubart 5, a. 264, b.
Schulze, Ernst, 220, c.
Schwab, Gustav, 246, c.
Seume 96, c.
Sintenis 279, c.
Sommer 168, a.
v. Sonnenberg 195, c.
Spalding 297, b.
Spee, Friedr. v. 112, b.
Spener 163, 175, b.
Starke 305 c.
Steffens 73, a.
v. Steigentesch 157, a.
Stein 207, a.
Sterne 230, a.
Stolberg, Christian Gr. zu, 185, b. 23, c.
Stolberg, Friedr. Leop. Gr. zu, 185, b. 25, c.
Strack 223, c.
Streckfuß 32, a. 195, c.

Tauler 69, b.
Thomasius 180, b.
Thomson 307, b.
v. Thümmel 260, b.
Tieck 155, 322 c.
Tiedge, 39, c.
Treitzsauerwein v. Ehrentreitz 69, b.
Triller 134, 140, a.
Trymberg, Hugo v., 54, b.
Tscherning 133, a. 134, b.

Uhland 63, a. 210, c.
Unger 136, 142, a.
Uz 184, 218, b.

Velde, van der, 327 c.
Veldeck, Heinr. v., 7, b.
Venturini 193, a.
Vollmar 196, 199, a.
Volz, Hans, 67, b.
Voß, Joh. Heinr., 9, 146, a. 185, b. 27, c.

Waldis, Burkard, 76, 90, 94, b.
Wallenburg, Gräfin v., 161, a.
Walther von der Vogelweide 7, 11, 13, b.
Weber, Veit, 59, b.
Weckherlin 138, a. 115, b.
Weimar, Amalie v., 184, b.
Weimar, Luise v., 184, b.
Weiße 111, 143, a. 184, 209, b.
Weißer 147, a. 87, c.
Wernicke 134, 139, a. 170, b.
Wieland 17, 32, 46, 223, 224, 227, a. 182, 250, 318, b.

Willamow. 259, b.
Wilmsen 321 c.
Winkelmann 298, b.
Winkler 159, c.
Witschel 134, c.
Wolf, Christian Frh. v., 180, b.
Wolfram v. Eschenbach 7, 33, b.
Wyß 95, c.
Zachariä 54, a. 184, 206, b.
v. Ziegler u. Kliphausen 180, b.
Zinkgref 168, b.
Zollikofer 215, 217, 218, 222, a. 304, b.
Zschocke 321 c.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Lw. 8

Lw

Noesselt

3

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nösselt, Friedrich,

Lehrbuch der deutschen Literatur für das weibliche Geschlecht, besonders fü
r höhere Töchterschulen

Bd.: 3/4

Breslau (1833)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Lw 2236
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11267016-5